

## Free speech

# Big tech and censorship

## Silicon Valley should not be given control over free speech

### [Leaders Jan 16th 2021 edition](#)

The first reaction of many people was one of relief. On January 6th, with 14 days remaining of his term, the social-media president was suspended from Twitter after years of pumping abuse, lies and nonsense into the public sphere. Soon after, many of his cronies and supporters were shut down online by Silicon Valley, too. The end of their cacophony was blissful. But the peace belies a limiting of free speech that is chilling for America—and all democracies.

The bans that followed the storming of the Capitol were chaotic. On January 7th Facebook issued an “indefinite” suspension of Donald Trump. Twitter followed with a permanent ban a day later. Snapchat and YouTube barred him. An array of other accounts were suspended. Google and Apple booted Parler, a small social network popular with the far-right, from their app stores and Amazon kicked Parler off its cloud service, forcing it offline entirely.

Surely this was acceptable in the face of a mob on the rampage. Legally, private companies can do as they choose. However, some decisions lacked consistency or proportionality. Although Twitter cited a “risk of further incitement of violence” by Mr Trump, the tweets it pointed to did not cross the common legal threshold defining an abuse of the constitutional right to free speech. Meanwhile Ayatollah Ali Khamenei is still on Twitter and death threats are easy to find online. The companies ought to have focused on individual posts for incitement. Instead they have banned people, including the president, pushing fringe voices further from the mainstream. In some cases action was needed, as with Parler’s poorly policed and violent exchanges, but overall there was no clear test for when speech should be banned. The internet’s infrastructure, including cloud-computing services, which should be neutral, risks being drawn into divisive partisan battles.

The other problem is who made the decisions. The tech industry’s concentration means that a few unelected and unaccountable executives are in control. Perhaps their intent really is to protect democracy, but they may also have other, less elevated motives. Some Democrats cheered, but they should evaluate any new speech regime based on its broader application. Otherwise an act that silenced their enemies last week could become a precedent for silencing them in future. The regrets were telling. Angela Merkel, Germany’s leader, said that private firms should not determine speech rules. Alexei Navalny, a Russian dissident, decried an “unacceptable act of censorship”. Even Jack Dorsey, Twitter’s ceo, called it a “dangerous precedent”.

There is a better way to deal with speech online. Making the industry more competitive would help by diluting the clout of individual firms and by stimulating new business models that do not rely on virality. But for as long as the industry is an oligopoly, another approach is needed. The first step is to define a test of what should be censored. In America that should be based on the constitutional protection of speech. If companies want to go further by attaching warnings or limiting legal content they need to be transparent and predictable. Difficult judgments should fall to independent non-statutory boards that give people the right of appeal.

Over 80% of Twitter and Facebook users live outside America. In most countries tech firms should adhere to local laws on speech—Germany’s rules on hate speech, say. In autocracies, like Belarus, they should default to the standards they observe in America. Again, judgments about which standards apply in which country could be guided by media boards. This may harm American firms in more places: this week Uganda banned Facebook and Twitter ahead of a contentious election.

America needs to resolve its constitutional crisis through a political process, not censorship. And the world must seek a better way of dealing with speech online than allowing tech oligopolies to take control of fundamental liberties

# Einheit von ganz oben

Stand: 08:45 Uhr | Lesedauer: 11 Minuten

Von **Thomas Schmid**



Monumentale Kaiserzeit: Hermannsdenkmal bei Detmold

Heutige Historiker verstehen das deutsche Kaiserreich nicht nur als Obrigkeitsstaat. Sie erklären, warum den Bürgern Wohlstand wichtiger war als politische Mitbestimmung. Und sie bewerten die Rolle der SPD im Kaiserreich neu – und kritisch.

Im Januar 1871 erreichte den Maler Anton von Werner eine kryptische Nachricht. Er möge sich so schnell wie möglich von seinem Wohnort Karlsruhe nach Versailles begeben. Der preußische Kronprinz ließ ihm in dem Telegramm ausrichten, „dass Sie hier Etwas Ihres Pinsels Würdiges erleben würden“. Von Werner, der damals zwar schon einen Namen hatte, aber noch nicht Preußens Staatsmaler war, folgte der Bitte. In Versailles angekommen, erfuhr er im allerletzten Moment, dass er der Ausrufung des preußischen Königs Wilhelm I. zum deutschen Kaiser beiwohnen würde – um davon ein monumentales Historiengemälde anzufertigen.

Der karrierebewusste Anton von Werner, der bald nach Berlin übersiedeln sollte, war sich seiner Chance gewusst. So malte er in den folgenden Jahren vier große Gemälde, die die Kaiserproklamation zeigten und schnell zu Ikonen des wilhelminischen Kaiserreichs wurden. Sie erzählen die offizielle Reichslegende: der

frische Kaiser in erhobener Position, fast in der Mitte als zentrale, herausgehobene Figur der degenbewehrte Bismarck, zahlreiche Fürsten, dazu viel Militär in prachtvollen Uniformen. Ein großer Moment.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Der Veranstaltung ging alles Feierliche ab, es gab etliche Pannen, Bismarck hielt mit tonloser Stimme eine hölzerne Rede, das anschließende Defilee missglückte. Prinz Otto von Bayern notierte: „Alles so kalt, so stolz, so glänzend, so prunkend und großtuerisch und herzlos und leer.“ Die Reichsgründung, von den Verantwortlichen bis zum letzten Moment geheim gehalten, war eines sicher nicht: erhaben. Insofern führt das ikonische Gemälde, wie alle Ikonen, in die Irre. Und auch nicht: Es setzt den Geburtsmakel des Deutschen Reichs präzise ins Bild. Das Reich wurde zum Ende des Deutsch-Französischen Kriegs von Fürsten und Militärs, nicht von Bürgern und vom Volk gegründet. Diese deutsche Einheit kam von ganz oben.



Die Proklamation des Deutschen Kaiserreichs am 18. Januar 1871, gemalt von Anton von Werner

Wie sehr das dem 27 Jahre jungen Maler, der mit liberalen Ideen sympathisierte, wider den Strich gegangen sein muss, zeigt das erste (1945 verbrannte) seiner vier Gemälde von der Kaiserproklamation. Auch hier viel Fürstliches und Militärisches, viel Pomp. Der Kaiser und Bismarck aber stehen so klein in der Menge, dass man sie kaum ausmachen kann. Die eigentliche Pointe aber, die fast einer Insubordination gleichkam: Die zentrale, auch durch ihre weiße Uniform klar herausgehobene Figur ist kein General, kein Fürst, sondern – der einfache Gardesoldat Louis Stellmacher aus Lychen in der Uckermark. Zwar kein Zivilist, aber immerhin ein Vertreter des einfachen Volks. Anton von Werner schmuggelte eine liberale Botschaft in das preußisch-deutsche Staatsgemälde.

## Christoph Nonn deutet das Kaiserreich

Es sind solche fein beobachteten Uneindeutigkeiten, die den großen Reiz der umfangreichen und elegant geschriebenen „Geschichte des deutschen Kaiserreichs“ des Historikers Christoph Nonn ausmachen. Das vor 150 Jahren gegründete Deutsche Reich hat viele Deutungen erfahren. Lange galt es als die „gute alte Zeit“, später wurde es als nur machtgestützter, autoritärer Staat gesehen, von dem eine direkte Linie zum Nationalsozialismus führt.

Neuerdings wird dagegen die These vertreten, Staat und Gesellschaft seien recht entschlossen und erfolgreich auf dem Weg in die liberale Moderne gewesen. Die einen rufen „Sozialistengesetze“, die anderen weisen auf die großen Wahlerfolge der Sozialdemokraten hin. Die einen zeigen aufs Militär, die anderen auf ein selbstbewusstes Bürgertum. Stets ist das Glas entweder halb leer oder halb voll. Christoph Nonns Darstellung befördert neue Einsichten, weil der Autor so frei ist, sich solchen Füllstandsmessungen zu verweigern. Er nimmt nicht nur die Hauptstraße, sondern begibt sich auch auf verschlungene Seitenwege.

Dieses überraschendste der Bücher zum 150. Jahrestag der Reichsgründung besteht aus zwölf Kapiteln, die alle für sich stehen. Man kann es kreuz und quer lesen. Jedes Kapitel trägt ein Datum im Titel und hat eine Person als Hauptfigur, um die herum ein größerer Horizont eröffnet wird. Es sind bekannte Namen darunter wie Bismarck, Admiral von Tirpitz oder Reichskanzler Bernhard von Bülow. Aber auch Menschen, die keinen Eingang in die Geschichtsbücher gefunden haben. Etwa Julie Bebel, die Frau des legendären SPD-Vorsitzenden August Bebel. Oder Charlotte Herder, die Ehefrau des Freiburger Verlegers Hermann Herder.

Am Beispiel eines Beamten im Reichsamt des Inneren erfährt man, dass da mit List versucht wurde, gegen Bismarck eine Sozialpolitik zu entwerfen, die die Arbeiter nicht befrieden, sondern sie zur Selbstverwaltung ermuntern sollte. Am überraschendsten ist vielleicht das Kapitel über Wilhelm Voigt, den „Hauptmann von Köpenick“. Dessen Coup von 1906 gilt gemeinhin als schlagender Beweis dafür, dass das Kaiserreich bis in die letzte Faser ein Obrigkeitsstaat war. Christoph Nonn zeigt eine andere Seite auf: Voigt schlug die Sympathie der Bürger, der Presse und auch von Politikern nicht nur der Sozialdemokratie entgegen. Die Affäre wurde zum Anlass für eine breite öffentliche Kampagne *gegen* den wilhelminischen Autoritarismus. Wenn man will: ein kleiner Sieg der Zivilgesellschaft.

Das Kaiserreich war autoritär begründet worden. In seinem Buch „Blut und Eisen“, das den Zeitraum von 1864 bis zur Reichsgründung 1871 behandelt, zeichnet der Historiker Christoph Jahr diese unselige Entwicklung minutiös nach. Jahr zeigt, wie Bismarck das von Preußen dominierte Reich herbeitaktiert und -gezwungen hat. Nicht die – schon damals kaum noch liberale – Nationalbewegung hat das Reich geschaffen.

Es waren die drei von Bismarck absichtsvoll herbeigeführten „Einigungskriege“ von 1864, 1866 und 1870/71, aus denen das Kaiserreich hervorgegangen ist: Eisen und Blut. So sehr nach der Gründungszeit in Deutschland Wissenschaft, Wirtschaft und auch Zivilgesellschaft florierten – das Reich trat nie ganz aus dem Schatten des Krieges heraus. Es legte nie die kriegerische Geste ab. Dieser Staat war vom Militarismus imprägniert.

Eckart Conze betont den Militarismus

Dessen lange Linie verfolgt der Marburger Historiker Eckart Conze in „Schatten des Kaiserreichs“. Und er verfolgt sie durch die Weimarer Republik bis zur NS-Diktatur. Für ihn ist dieses Erbe so bestimmend, dass die Positiva fast selbst zu Schatten werden. Der Reichstag, der immer selbstbewusster wurde, und die Öffentlichkeit debattierten so heftig über die deutschen Kolonialverbrechen an den Herero und Nama, dass sich der Kaiser gezwungen sah, den Verantwortlichen kaltzustellen. Für Conze fällt das aber gegenüber dem Generalbefund Militarismus kaum ins Gewicht.

Unbestreitbar ist, dass Deutschland der sanfte, geordnete Übergang in die Republik misslang. Das Reich wandelte sich nicht in eine konstitutionelle Monarchie. Der vielleicht wichtigste Grund dafür: Kaiser, Regierung und Beamte waren dem Parlament keine Rechenschaft schuldig. Der Reichstag, den Wilhelm II. „Reichsaffenhaus“ nannte, konnte zwar Etats und Vorlagen blockieren und baute diese Macht im Laufe der Jahrzehnte konsequent aus. Aber er konnte keine Regierung bilden, Politik nicht *gestalten*. Das sollte sich nach der Republikwerdung von 1918 bitter rächen. Denn keine der Parteien war auf den direkten Umgang mit Macht und auf die schwierige Kunst des Schmiedens von Bündnissen vorbereitet.



Pickelhaube: Offiziershelm der Preußischen Landwehr, Dragoner. Um 1890.

Generationen von Historikern haben Bismarck als einen begnadeten Außenpolitiker verklärt, dem es stets gelungen sei, souverän mit „fünf Kugeln“ zu spielen, und einen Ausgleich zwischen allen Mächten herzustellen. Tatsächlich hat Bismarck keineswegs ein Bündnissystem geschaffen. Er hat nur bi-, höchstens trilaterale Verträge geschlossen. Schon lange vor der Reichsgründung sagte er: „Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik.“

So fiel es ihm leicht, Verträge zu brechen oder aufzukündigen, wenn ihm das im deutschen Interesse zu liegen schien. Europa war für ihn nur ein Wort. Der halb geniale Machtpolitiker hatte die große Lehre des Wiener Kongresses von 1815 nie verstanden: Dass in der Mitte Europas – also dort wo 1871 das Deutsche Reich entstand – nur eine Politik zuträglich sein kann, die auf verlässliche wechselseitige Bindungen, also auf Multilateralismus setzt. Im Grunde war Fürst Bismarck, der auf seinen Gütern so gerne die Waldeinsamkeit genoss, ein kalter konservativer Revolutionär. Und ein Nihilist.

### Warum das Reich scheiterte

Dass das Kaiserreich am Ende misslang, lag aber nicht nur an den bekannten Verdächtigen, am aggressiven Nationalismus, am Militarismus, einem herrischen Reichskanzler und einem überforderten Kaiser. Auch etliche jener, denen das preußische Staatstrara zuwider war und die sich von der Pickelhauben-Kultur fernhielten, haben zum Scheitern des Reichs beigetragen.

Da ist etwa das Wirtschaftsbürgertum, das – Parallelen zu heute sind schwer zu übersehen – bei steigendem Wohlstand bequem auf politische Mitsprache verzichtete und keine Anstalten machte, dem kaiserlichen Militarismus Paroli zu bieten. Der freiheitlich gesonnene Historiker Hermann Baumgarten formulierte das so: Der Bürger sei „geschaffen zur Arbeit, aber nicht zur Herrschaft“.

Da ist aber auch der gefeierte Soziologe Max Weber, der in seiner Freiburger Antrittsvorlesung 1895 sagt: „Nicht Frieden und Menschenglück haben wir unseren Nachbarn mit auf den Weg zu geben, sondern den ewigen Kampf um die Erhaltung und Emporzüchtung unserer nationalen Art.“ Weber war mitunter nicht weit entfernt von einem an Rassismus grenzenden imperialistischen Denken, dem auch Friedrich Naumann, ein Urvater der FDP, anhing.

### Liberale Kräfte

Die Liberalen wiederum verrieten sich nach dem preußisch-österreichischen Krieg 1866 selbst, als sie sich mit Bismarcks starkem Staat in der trügerischen Hoffnung verbündeten, so könnten endlich die feudalen

Restbestände zerstört, könnte die Modernisierung der Gesellschaft vorangetrieben werden. Einer ihrer Exponenten, Rudolf von Jhering, begrub nach dem preußischen Sieg über Dänemark 1866 seinen Zorn auf Bismarck: „Ich gebe für einen solchen Mann der Tat hundert Männer der liberalen Gesinnung, der *machtlosen Ehrlichkeit*.“

Zudem hatten die Liberalen kein Organ für die Nöte von Arbeitern, kleinen Handwerkern und Bauern, verstanden auch nicht, dass der katholische Widerstand gegen Preußen gute Gründe hatte. Wie sie auch nicht sehen wollten, dass die neue populäre Mariengläubigkeit vor allem katholischer Frauen, die sich vielerorts verbreitete, eine Reaktion auf eine allzu rationalistische Aufklärung war. In dieser Verweiblichung der Religion lag auch ein Stück Wertewandel – auf die Moderne hin. Vorwärts, nicht rückwärts.

### Neuer Blick auf die Rolle der SPD

Doch gerade auch links wurde an der Selbstblockade der Reichsgesellschaft gestrickt. Sozialistische Denker waren Bismarck für dessen unsentimentales Zerstören deutscher Kleinstaaterei überaus dankbar. Friedrich Engels etwa frohlockte darüber, dass Bismarck „immer ein Stück unserer Arbeit“ tut. Am interessantesten ist vielleicht der Blick, den Christoph Nonn auf die SPD wirft, die heute als die einzige „unbefleckte“ Partei des Kaiserreichs gilt. Anders als die Nationalliberalen hat sie nie mit Bismarck paktiert, Bismarck ließ sie das spüren. Sie hat aber einen entgegengesetzten Fehler gemacht: Die Sozialdemokraten haben gar nicht erst versucht, *nach der Macht zu greifen*.

In den Jahren ihrer Verfolgung durch das „Sozialistengesetz“ wichen sie notgedrungen aufs Vereinswesen aus: von Bildungs- bis zu Sportvereinen. Im Verein ist man nicht allein: So entstanden jene nach innen gerichteten „Echokammern“ (Nonn), in denen man sich gegenseitig ermunterte, stützte und materiell half. Dort konnte es leicht geschehen, dass man den realistischen Blick auf die Außenwelt verlor – und nicht verstand, dass der überall geführte Kampf der Frauen um niedrigere Verbraucherpreise nicht borniert hausfraulich, sondern eminent politisch war. Drinnen im Verein herrschte die reine oppositionelle Lehre, die für die Ohnmacht draußen entschädigte.

Die SPD richtete sich – teils in der Hoffnung auf einen revolutionären Deus ex Machina – in ihrer Fundamentalopposition ein. Das Bündnis mit Liberalen oder gar der katholischen Zentrumspartei, das dem militaristisch-monarchischen Regiment schwer hätte zusetzen können, suchte sie gar nicht erst. Das wirkte lange nach. 1930 trat der Sozialdemokrat Hermann Müller, der letzte von einer parlamentarischen Mehrheit getragene Reichskanzler der Weimarer Republik, zurück. Seine Fraktion hatte die Zustimmung zu einem

Kompromissvorschlag zur Reform der Arbeitslosenversicherung verweigert. Danach begann der galoppierende Abstieg der Republik.

Von Anfang an hatte der Schatten Bismarcks schwer auf dem neuen Staat gelegen. Der Reichskanzler war kein Nationalist, er hat den nach der Reichsgründung aufwallenden Nationalismus aber schamlos benutzt. Das deutsche Reich wurde als ethnische Gemeinschaft begründet. Folgte man dieser Definition, dann war Deutschland im Grunde immer schon da. Dann konnte das Reich weder ein politisches noch konstitutionelles Werk sein, dann führte kein Weg in die Republik.

In der frühen Nationalbewegung war das noch nicht so eindeutig. Teile von ihr waren nach außen offen, Teile von ihr wollten aber eine Nation, die mehr als nur eine gleiche und Gleichen sein sollte. Die offene Fraktion verlor. Schon in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 sprachen prominente Liberale von der Superiorität Deutschlands und verweigerten den Polen das Recht auf ihre Nation.

Bereits damals begann das Unglück. Zwangsläufig war es nicht. Aber der Grundstein dafür war gelegt, den Imperativ des Ausgleichs und der machtteilenden Bündnispolitik lustvoll als „machtlose Ehrlichkeit“ zu verunglimpfen. Schon im Kaiserreich haben die Deutschen, darunter auch etliche „Gute“, begonnen, der Republik den Weg zu verbauen.

*Eckart Conze: **Schatten des Kaiserreichs.** Die Reichsgründung von 1871 und ihr schwieriges Erbe. dtv, 288 S., 22 €*

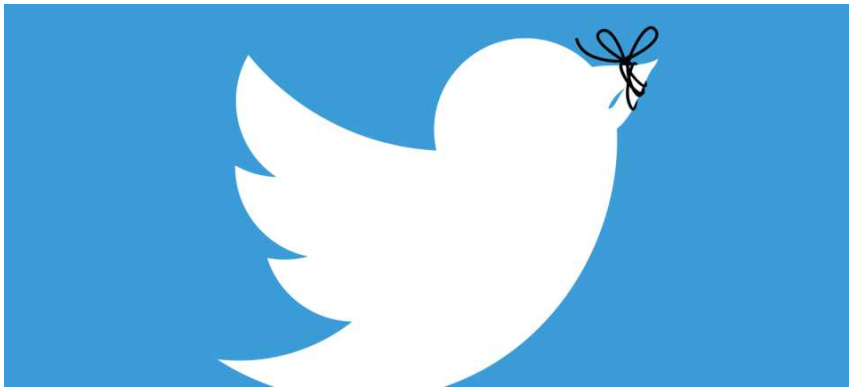
*Christoph Jahr: **Blut und Eisen.** Wie Preußen Deutschland erzwang. C. H. Beck, 368 S., 26,95 €*

*Christoph Nonn: **12 Tage und ein halbes Jahrhundert.** Eine Geschichte des deutschen Kaiserreiches 1871–1918, 688 S., 34 €*



**SOZIALE MEDIEN IN DER KRITIK:**

## Rettet Twitter vor der Politik!



Dürfen die das: Donald Trump einfach hinauswerfen? Oder muss Twitter endlich von Gremien und Räten überwacht und öffentlich-rechtlich eingehegt werden?

- VON CLAUDIUS SEIDL
- -AKTUALISIERT AM 16.01.2021-21:31

Wenn der Rauswurf Donald Trumps, die Sperrung und Löschung seines Kontos beim sogenannten Kurznachrichtendienst Twitter ein Anschlag auf die Meinungsfreiheit war: Wo ist dann eigentlich die Meinungsfreiheit all jener Menschen geblieben, die bei Twitter gar kein Konto haben und niemals eines haben wollten? Wo war diese Freiheit in all den Jahren und Jahrhunderten, in denen es zwar Menschen mit Meinungen, aber noch kein Twitter gab?

Wenn der Rauswurf Trumps aber das einzig Richtige war, schon um die Welt und seine 88 Millionen Follower vor all den Lügen, Hetztiraden und Aufrufen zur Gewalt zu schützen: Wie sind dann aber jene Fernsehbilder zu bewerten, die offensichtlich zeigen, wie ein echter, dreidimensionaler Präsident eben nicht tweetet, sondern sich ganz klassisch vor seine Anhänger stellt und sie auffordert, zum Kapitol zu marschieren? Und wie soll Twitter verfahren mit all den anderen Hetzern, Lügnern und Propagandisten der Gewalt? Das Magazin „Business Insider“ berichtete im April 2019, dass es Twitter zwar gelungen sei, mit einem klugen Algorithmus nahezu alle Propaganda des sogenannten Islamischen Staats zu sperren. Als man aber versucht habe, auf die gleiche Weise die „white supremacists“ zu blockieren, sei das daran gescheitert, dass der Algorithmus zu viele Mitglieder und Repräsentanten der republikanischen Partei sperren wollte.

### Ist das Medium die Botschaft?

Man hat das Medium nicht ganz verstanden, wenn man sich Trump auf Twitter so vorstellt, dass der Präsident da eben irgendetwas hineingeschrieben hätte, und dann hätten sich 88 Millionen Menschen davon manipulieren lassen. Trumps Tweets waren ja, in all ihrer Widersprüchlichkeit, Unbedachtheit und Emotionalität, gewissermaßen eine Chronik der Affekte und manchmal direkte Botschaften aus dem Kopf eines Mannes, dem Selbstbeherrschung fremd ist. Weshalb, erstens, Trumps Gegner diesen Tweets besonders aufmerksam folgten; man konnte sie ja als eine Art von Frühwarnsystem lesen. Wer sich, zweitens, die Mühe machte, auch die Antworten auf Trumps Tweets zu lesen, der konnte dort, genau so ungefiltert, härteste Kritik, Hohn und Herablassung, oft auch die Gegenbeschimpfungen finden.

Dass das Medium schon die Botschaft sei; dass Twitter also seine Algorithmen so eingestellt habe, dass Affekte, Aggression und eine böartige Gedankenschlichkeit mit Aufmerksamkeit belohnt werden, weshalb es die ideale Plattform für Hetzer und Demagogen und, schon wegen der Kürze der Botschaften, 280 Anschläge maximal, nichts für denkende und differenzierende Menschen sei: Das steht für alle Kritiker von Twitter ohnehin fest. Es lässt sich aber leider empirisch nicht belegen: In Deutschland wie in den Vereinigten Staaten twittern Historikerinnen und Staatsrechtler, Satiriker, Politikerinnen, Schriftsteller,

Journalisten, Aktivistinnen, Künstler – lauter Leute also, die die aphoristische Kürze als Herausforderung verstehen. Die meisten Follower weltweit hat [Barack Obama](#), im deutschen Twitter sind die Fußballer und Rapper besonders populär. Und wenn man auf einen eigenen Tweet mal böse, rechtsextreme oder verschwörungstheoretische Antworten bekommt: Dann stammen die fast immer von Trollen, die elf Follower haben oder 63, von Leuten also, für die sich offenbar kein Mensch interessiert.

## Wer hat Trump eingeschaltet?

Dass Donald Trump abgeschaltet wurde, scheinen die meisten Kommentatoren gut zu finden. Dass es aber [Jack Dorsey](#) war, Chef und Erfinder von Twitter, der das einfach beschlossen und getan hat, das scheint das große Problem zu sein, für die deutsche Politik und natürlich für die deutsche Kommunikationswissenschaft, die nach demokratischen Kontrollen ruft.

Es war allerdings auch Jack Dorsey, der Donald Trump angeschaltet hat, so wie er auch die anderen 550 Millionen Nutzer angeschaltet hat, einfach indem er eine sehr gute Idee hatte und daraus ein Geschäftsmodell machte, ganz ohne die deutsche Kommunikationswissenschaft um ihren Rat zu fragen. Der Freiheit Jack Dorseys, Donald Trump hinauszuerwerfen, entspricht die Freiheit jedes anderen Menschen, eine ähnlich gute Idee zu haben. Oder eben eine andere Plattform zu gründen.

Aber muss, woran jetzt wieder allseits erinnert wird, die Übermacht der großen Tech-Konzerne nicht streng reguliert werden? Daran ist richtig, dass Amazon, Apple, Google und [Facebook](#) allesamt viel zu mächtig sind – jeder allerdings auf seine eigene, von den anderen sehr verschiedene Art. Daran ist aber auch richtig, dass Twitter, mit einem Zwanzigstel des Umsatzes von Facebook, nicht dazu gehört – und bezeichnend dafür, dass das aber die wenigsten so genau wissen wollen, war vor ein paar Tagen ein Kommentar im „Guardian“, der erst Twitters Macht beklagte, dann aber die Allmachtstrategien von Facebook beschrieb. Ja, Facebook hat nicht nur Whatsapp und Instagram geschluckt, Facebook hat die Tendenz, sich das gesamte Internet einzuverleiben und dabei seine 2,7 Milliarden Nutzer immer genauer zu vermessen und zu überwachen, während diese Nutzer genau den Inhalt produzieren, den sie mit ihren Daten dann auch noch bezahlen. Facebooks Macht ist tatsächlich beunruhigend – und der einzige Trost sind die vielen Anzeichen dafür, dass es die Jüngeren zu langweilen beginnt und Facebook immer mehr zum exklusiven Vergnügen von Menschen über fünfzig wird.

Von deutschen Medienwissenschaftlern, vom berühmten und gefragten Bernhard Pörksen zum Beispiel, ist jetzt zu hören, dass man Gremien oder Räte schaffen solle, von der Öffentlichkeit legitimierte Instanzen zur Beaufsichtigung von Twitter. Ein öffentlich-rechtlich eingeregelter Twitter wäre aber der beste Grund, schnell eine neue Plattform ins Internet zu stellen. Und wenn einer auf Twitter zur Gewalt aufruft, ist das auch heute schon strafbar, ganz ohne Aufsichtsinstanz.

**Le Figaro, no. 23765**

Le Figaro, samedi 16 janvier 2021 1253 mots, p. 3

Société

## Pourquoi l'islam de France se déchire

Ce samedi, Gérard Darmanin reçoit les trois responsables du CFCM pour tenter de les réconcilier sur le projet de Conseil national des imams.

Guénois, Jean-Marie

UNE FOIS de plus le ministère de l'Intérieur tente une opération de déminage pour renouer les fils cassés de l'islam de France. Samedi 9 janvier, le ministre, Gérard Darmanin, a reçu individuellement plusieurs hauts responsables religieux musulmans, fâchés les uns contre les autres, pour les prier de s'entendre. Ce samedi, c'est ensemble qu'il doit les recevoir : Mohammed Moussaoui, d'origine marocaine, président du Conseil français du culte musulman, maître Chems-Eddine Hafiz, d'origine algérienne et recteur de la Grande Mosquée de Paris et vice-président du CFCM et l'autre vice-président, Ibrahim Alci, d'origine turque.

C'est un léger progrès. Ces responsables religieux qui paraissaient irréconciliables, en l'occurrence Hafiz et Moussaoui, acceptent de se parler autour d'une table ministérielle, mais la partie semble plus ardue que jamais. « L'islam de France », une dénomination qui s'est imposée peu à peu depuis 2003 avec la création du Conseil français du culte musulman (CFCM) par Nicolas Sarkozy, arrive en effet à une heure de vérité. Si l'unité n'est pas retrouvée dans les semaines qui viennent - c'est l'enjeu de la réunion de ce samedi Place Beauvau - « l'islam de France » sombrera dans l'échec car il ne sera plus « de France » .

Car cette fois, le conflit ne porte pas sur un point de détail mais sur une option cruciale. Le 18 novembre dernier, le président de la République a en effet demandé aux musulmans de choisir clairement entre un islam à la française ou un islam des origines. « *Soit vous êtes avec la République, soit vous n'êtes pas avec la République* », avait-il lancé. Ce dilemme a fini par provoquer l'explosion de l'unité affichée en obligeant de facto les uns et les autres à se découvrir.

Ce qui a conduit le recteur de la Grande Mosquée de Paris, Chems-Eddine Hafiz, avocat de profession, vice-président du CFCM et prochain président de cette structure dans un an, à claquer la porte des négociations le 28 décembre 2020 de façon « *irrévocable* » . Il voulait protester contre « *la composante islamiste* » au sein du CFCM qui veut faire prévaloir une vision rigoriste de l'islam aux ordres de « *régimes étrangers hostiles à la France* » .

Comment en est-on arrivé là ? Pour l'Élysée, l'enjeu était d'accompagner la « *loi confortant le respect des principes de la République* », un temps surnommée « loi sur le séparatisme islamique » par un « Conseil national des imams » (CNI) contrôlé par toutes les instances religieuses concernées, dont le CFCM. Ce CNI doit « labelliser » les imams exerçant en France, afin de garantir la promotion d'un islam respectueux des valeurs de la République.

Il s'agit d'en finir avec les « imams détachés », ces religieux payés par des pays comme l'Algérie, la Turquie ou le Maroc, pour conduire la prière des communautés musulmanes en France. Les 2 400 lieux de culte musulmans en France sont accompagnés par 1 800 imams environ, dont 20 % seulement seraient français.

Dans les cartons du CFCM depuis des années, ce Conseil des imams a été relativement facile à bâtir. Il était même sur le point d'être adopté courant décembre. Organisé sur un mode neutre, le statut d'imam faisait consensus : description du poste, prérequis de formation dont la maîtrise de la langue française, mode de recrutement, validation du recruté, etc.

Mais ce qui a créé la crise a été la volonté - semble-t-il d'Emmanuel Macron, appuyée par une partie du CFCM - de doter le Conseil national des imams d'une « charte de référence », pour définir précisément le statut de religieux musulman, promoteur de l'islam, mais dans le cadre de la laïcité telle que la République française la voit. Cette dualité a mis le feu aux poudres. Kamel Kabtane, qui

fonda le CFCM avec d'autres, et aujourd'hui recteur de la mosquée de Lyon, constate : « *La situation n'a jamais été aussi confuse depuis la création du CFCM en 2003* » . C'est dire.

Quels sont les points d'achoppements ? Sur le plan technique, il y en a cinq: priorité de la mission de l'imam, République et islam ; liberté de conscience ; égalité homme-femme, crimes contre l'humanité, islam politique (*lire ci-contre*) . Mais sur le fond, c'est toujours la même question qui bloque. Ce qui explique d'ailleurs que toutes les chartes de l'islam de France adoptées depuis vingt ans - la plus récente remonte à 2017 - ont toutes été vouées à l'échec.

Ce grain de sable qui bloque les rouages complexes et contradictoires de l'islam de France - pourtant huilés avec soin par les gouvernements successifs - s'appelle... la laïcité républicaine. Il devient une montagne quand la frontière infranchissable entre l'influence des religions sur la politique, et donc sur la société, est fermement rappelée. Sur le plan théologique, l'islam est un tout. Il ne connaît pas de « séparation » entre vie religieuse et vie publique, même si beaucoup de nuances existent.

Qui est à la manoeuvre ? Au-delà des interprétations et des procès d'intentions qui ont fusé de tous les bords, il apparaît qu'en quittant avec fracas la négociation, celui qui a sciemment provoqué la crise est le recteur de la Grande Mosquée de Paris, Chems-Eddine Hafiz. Sans aucune ambiguïté sur le choix républicain, il a voulu par ce geste protester contre l'influence de plusieurs courants fondamentalistes sur la charte.

Ce faisant, il a mis en difficulté l'actuel président du CFCM Mohammed Moussaoui. Cet homme de la synthèse doit tenir ensemble les neuf fédérations musulmanes composant le CFCM. À juste titre, Moussaoui s'est donc défendu : « *Je ne peux laisser dire que le texte de la charte validé le 15 décembre 2020 aurait été vidé de sa substance. Car aucune modification ne lui a été apportée depuis sa validation par toutes les fédérations participantes au processus, dont la Grande Mosquée de Paris.* »

L'acte de rupture posé par Hafiz ne visait toutefois pas la personne de Moussaoui mais la montée de l'influence de trois courants, membres effectifs du CFCM que la Grande Mosquée de Paris connaît bien pour avoir déjà travaillé avec eux : le mouvement Musulmans de France (ex-UOIF) issu historiquement des Frères musulmans, Foi et Pratique du mouvement Tabligh, très implanté au Pakistan, et Milli Görüs, d'origine turque, dont l'islam total pousse la Turquie à remettre en cause ses conquêtes de la laïcité. Concrètement, ces trois mouvements ont pesé sur la révision du passage de la charte sur l'islam politique. Ils ont aussi repoussé un paragraphe qui entendait encourager le rôle de l'école publique.

Un autre déclic de la crise a aussi été le lancement discret mais parallèle d'une contre-charte (*lire ci-contre*) préparée par un nouveau « Collectif des musulmans de France » (CMF) regroupant ces trois mouvements et deux responsables régionaux du RMF (Rassemblement des musulmans de France), la fédération pourtant présidée par Mohammed Moussaoui. Tous appartiennent au CFCM. Sauf un certain Marwan Muhammad, ennemi juré du CFCM, très actif et ancien leader du Collectif contre l'islamophobie en France, que le gouvernement a dissous (*lire ci-dessous*).

Cette « charte des valeurs du Conseil national des imans » concurrente ne court pas après la difficile synthèse entre l'islam et la République. Elle pose comme fondement l'islam comme tel, dans son identité la plus pure : « *Croire en l'existence et l'unicité d'Allah, aux Prophètes et aux Livres envoyés par Lui* » avec « *la dévotion au Coran, à la Sunna* » notamment. « *Dans le cadre de la Constitution française* » certes, qu'elle promet de respecter. Mais en échange d'une « *neutralité* » de l'État, qui doit laisser aux musulmans de France « *la possibilité de pratiquer librement leur religion* » car l'islam doit rester l'islam. Dans cette charte, le mot « République » n'apparaît pas.

## Emmanuel Macron répond à une étudiante en détresse : « Il va falloir encore tenir »

Face à l'épidémie, la réouverture complète des universités reste inenvisageable, indique le chef de l'État. Néanmoins, des assouplissements sont envisagés pour les travaux dirigés.

Par Le Figaro avec AFP

Publié le 15/01/2021 à 21:23, mis à jour le 15/01/2021 à 21:44

Le président de la République a reconnu que l'épidémie «vole beaucoup» aux étudiants. *POOL / REUTERS*

«*Il va falloir encore tenir*» : Emmanuel Macron a répondu vendredi à une étudiante qui l'avait interpellé sur sa détresse face à la crise du Covid-19, en lui disant comprendre sa «colère» mais en lui demandant «*encore un effort pour quelques semaines*».

Heïdi Soupault, étudiante à Sciences Po Strasbourg, avait écrit au président une lettre relayée dans les médias et sur les réseaux sociaux, pour lui dire son «*impression d'être morte*» et de n'avoir «*plus de rêves*» avec la solitude imposée aux jeunes privés de cours en amphithéâtre, de vie estudiantine normale et à l'horizon professionnel rendu plus incertain. «*Je comprends la difficulté du travail qui est le vôtre » mais «tous mes projets s'écroulent les uns après les autres » et « pour une fois je dis merde à la solidarité »*, écrit-elle dans ce courrier.

**« Je serai là pour rendre à votre génération un peu de ce qu'elle a donné pendant cette épreuve »**

*Emmanuel Macron*

«*Cette épidémie vous vole beaucoup*», reconnaît le chef de l'État dans sa réponse obtenue par l'AFP. «*Envolée l'année d'études dont vous rêviez, les expériences que vous imaginiez, les amitiés et les amours que vous espériez. Obscurci votre avenir qui, déjà incertain, est soudain devenu un épais brouillard*», poursuit-il. «*C'est dur d'avoir 20 ans en 2020: ce n'était pas une simple formule*», ajoute Macron, qui assure que la situation de la jeune femme et celle décrite par de nombreux autres messages le «*touche*» et le «*préoccupe*». «***Mais je vous le dis en franchise : il va falloir encore tenir***», affirme-t-il, en rappelant que la situation épidémique ne permettait pas de rouvrir pour l'instant les universités, même si quelques assouplissements sont prévus pour les travaux dirigés. «*Les choses vont bouger dans le bon sens, mais en tenant compte des contraintes*», promet-il. «*Alors, si je comprends votre colère, chère Heïdi, ce "ras-le-bol" qui vous pousse à dire stop à la solidarité, je vous demande encore un effort. Pour quelques semaines*», écrit Macron. «*Dans ce combat, j'ai pleinement conscience que nous avons demandé beaucoup à notre jeunesse. Ce que vous avez accompli est un exemple pour nous tous. Nous savons ce que nous vous devons*», ajoute le chef de l'État. «*Je serai là pour rendre à votre génération un peu de ce qu'elle a donné pendant cette épreuve*», promet-il encore.

- OPINIONS

# Angela Merkel, Européenne par raison plutôt que par passion

La chancelière allemande, qui vient d'assurer la présidence tournante de l'Union européenne et dont la succession se joue samedi 16 janvier au congrès de la CDU, a su, face à la pandémie, remiser sa rigidité pour éviter le pire.

Par [Virginie Malingre](#)(Service International)

Publié le 15 janvier 2021 à 18h30

**Analyse.** Angela Merkel n'est pas une grande Européenne. Jamais elle n'a livré sa vision de l'Europe dans un discours qui aurait fait date. Ni prétendu vouloir en reconstruire le modèle. Au nom de la rigueur budgétaire et de la défense des intérêts allemands, elle a même longtemps empêché toute évolution d'une Union à bout de souffle, éreintée par la succession de la débâcle grecque, de la crise migratoire et du Brexit.

Et pourtant, à la toute fin de son quatrième et dernier mandat à la tête de l'Allemagne, la chancelière a joué un rôle déterminant, aux côtés de la France, pour éviter que le Covid-19 fasse implorer l'Europe, emportant dans son sillage le marché intérieur, l'espace Schengen et la zone euro. En acceptant [un plan de relance financé par une dette commune aux Vingt-Sept](#) et distribuant des aides aux pays les plus mal en point, « *Merkel a fait un véritable saut* », juge l'historien néerlandais Luuk Van Middelaar. Ce faisant, et bien qu'elle s'en défende, Angela Merkel a donné à la construction communautaire une nouvelle impulsion, plus fédérale et plus solidaire.

**« Merkel n'est pas une visionnaire de l'Europe, mais elle est une gestionnaire de crise », Sébastien Maillard, directeur de l'Institut Jacques Delors**

La présidence allemande du Conseil de l'Union européenne, qui s'est achevée le 31 décembre 2020, a confirmé cette conversion de la dernière heure de la chancelière. En six mois, Berlin a mené à bien, tambour battant, des chantiers aussi complexes techniquement qu'explosifs politiquement. A commencer par le budget européen (2021-2027) de 1 074 milliards d'euros. Et le plan de relance de 750 milliards, [auquel aussi bien les « frugaux » \(Pays-Bas, Autriche, Danemark, Suède\)](#) que la Hongrie et la Pologne étaient, pour des raisons différentes mais tout aussi enracinées, radicalement opposés. Les premiers se sont résolus à cette ébauche d'une Union de transferts, qu'ils avaient toujours, comme Berlin, combattue. Les seconds ont finalement consenti, après avoir obtenu un délai de deux ans, à ce qu'un lien soit créé entre le versement des fonds européens et le respect de l'Etat de droit.

« VRP de l'industrie allemande »

Pour arriver à cette performance, il aura fallu le sens du compromis allemand, inhérent à la vie politique Outre-Rhin. Et tout le talent de négociatrice d'Angela Merkel, qui, de par son histoire personnelle, et la place de son pays en Europe, peut aussi bien convaincre Mark Rutte, le premier ministre néerlandais, que son homologue hongrois, Viktor Orban, et faire le lien entre l'Est et l'Ouest. « *Merkel n'est pas une visionnaire de l'Europe, elle n'est pas motrice sur le terrain des idées*, juge Sébastien Maillard, directeur de l'Institut Jacques Delors, *mais elle est une gestionnaire de crise.* »

Qu'on ne s'y trompe pas, Angela Merkel n'a pas agi contre les intérêts de son pays. Au contraire. Car plus qu'aucune autre, l'industrie allemande a besoin du marché intérieur de 450 millions de citoyens pour se déployer. Et – à l'exception de [l'objectif de réduction des émissions de CO<sub>2</sub> que les Européens ont revu à la hausse \(à 55 % d'ici à 2030, contre 40 %\)](#) en décembre –, ce sont des sujets vitaux pour l'économie rhénane dopée aux exportations, que la présidence allemande a fait atterrir. Mais, en l'occurrence, les intérêts allemands et européens étaient alignés.

« *Merkel, c'est la VRP de l'industrie allemande* », juge pour sa part Philippe Lamberts, président du groupe Les Verts au Parlement européen, qui en veut pour exemple la conclusion in extremis, sous la présidence allemande, d'un accord de principe sur les investissements avec la Chine peu regardant sur les sujets des droits de l'homme. « *Pékin avait peur que Biden entraîne l'Union européenne dans sa stratégie chinoise et a donc fait des concessions qu'on n'attendait plus* », réplique un diplomate. « *Cet accord montre que l'Europe définit son agenda elle-même, sans attendre l'avis des Etats-Unis* », se réjouit Clément Beaune, le secrétaire d'Etat français aux affaires européennes.

On peut aussi citer le traité commercial avec le Royaume-Uni, qui gère les relations entre les deux anciens partenaires depuis le 1<sup>er</sup> janvier, [et dont la conclusion juste avant Noël a évité un « no deal » aux conséquences désastreuses](#) pour les deux côtés de la Manche. Dans ce cas, c'est la Commission qui a mené les négociations, mais les Allemands sont suffisamment influents au sein de l'institution – présidée par Ursula von der Leyen – pour avoir su faire entendre leur voix. Et obtenir, dans la dernière ligne droite, des avantages pour leur industrie automobile.

« Pas de réflexe européen »

« *J'ai vu Merkel évoluer sur l'Europe, au fur et à mesure des crises* », nuance un diplomate. « *Affectivement, moralement, elle n'entretient pas une relation profonde avec l'Europe, peut-être parce qu'elle vient de l'ex-Allemagne de l'Est. Elle n'a pas de réflexe européen* », poursuit-il.

On l'a vu quand, sans impliquer ses partenaires européens, [elle a décidé de sortir du nucléaire en mars 2011](#) ou d'ouvrir ses frontières aux réfugiés en septembre 2015, déstabilisant profondément le Vieux Continent. Ou durant la crise grecque, quand elle a durement monnayé le soutien communautaire à Athènes avant de décider le retour à l'austérité, faisant replonger l'Europe dans la récession en 2012. On l'a encore vu très récemment, quand, alors même que la Commission négociait l'achat de vaccins au nom des Vingt-Sept, Berlin de son côté signait un protocole d'accord avec deux laboratoires allemands, Pfizer-BioNTech et CureVac...

Mais, au printemps 2020, Angela Merkel a vite compris les ravages que ferait la pandémie, et elle n'a pas attendu d'être « *au bord du précipice pour agir* », poursuit le diplomate. En défendant, avec Emmanuel Macron, dès le 18 mai, un plan de relance, dont s'est ensuite inspiré Bruxelles, elle a permis à l'Europe d'éviter le pire. A quelques mois de son départ de la chancellerie, il faut espérer que son successeur endossera cet héritage européen.

<https://www.welt.de/geschichte/kopf-des-tages/article224450426/Raymond-Poincare-Gefahrliches-Spiel-fuehrte-in-den-Ersten-Weltkrieg.html>

KOPF DES TAGESRAYMOND POINCARÉ

## Sein gefährliches Spiel führte in den Ersten Weltkrieg

Er nannte seinen Hund „Bismarck“ und wollte das Deutsche Reich demütigen: Als Staatspräsident Frankreichs verschärfte Raymond Poincaré ab 1913 die politische Lage, um den verhassten Nachbarn in Zugzwang zu setzen.

Stand: 04:28 Uhr | Lesedauer: 3 Minuten

Von **Sven Felix Kellerhoff**

Leitender Redakteur Geschichte



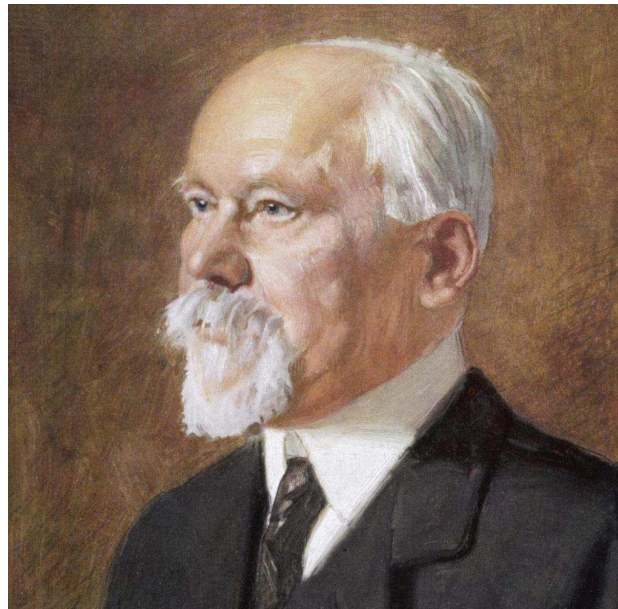
17. Januar 1913: Raymond Poincaré (1860–1934) wird Präsident der Dritten Französischen Republik

Quelle: picture alliance / Heritage-Imag

Der Aufstieg ins höchste Amt des Staates gelang Raymond Poincaré am 17. Januar 1913. Doch damit hatte der 52-Jährige nur das zweitwichtigste Ziel seines Lebens erreicht. Denn entscheidend für ihn war nicht die Funktion als Präsident, sondern ob er in dieser Funktion eine Demütigung heilen könnte, die er als Kind erlitten hatte.

Zehn Jahre alt war der kleine Raymond gewesen, als die lothringische Stadt Bar-le-Duc, sein Geburtsort, 1870 im Deutsch-Französischen Krieg von deutschen Truppen besetzt wurde. Er entwickelte einen tief sitzenden Hass auf das Nachbarland und nannte zum Beispiel seinen Hund „Bismarck“, um den deutschen Reichskanzler zu verspotten.





Porträt von Poincaré (undatiert)

Quelle: picture-alliance / Mary Evans Pi

Er machte schnell in der Politik Karriere. Mit 36 Jahren war er schon dreimal Minister in Paris gewesen, im Januar 1912 wurde er zum ersten Mal Ministerpräsident und Außenminister; seine Politik zielte auf enge Verbindung mit Großbritannien, eine Stärkung des Bündnisses mit Russland und die Konfrontation mit Deutschland.

Viel spricht dafür, dass Poincaré den „Erbfeind“ vorsätzlich in eine Situation treiben wollte, in der ein Losschlagen gegen Frankreich im Westen den Verantwortlichen in Berlin als einzige Handlungsoption erscheinen mochte – auch wenn sie zwangsläufig in einen Weltkrieg führen musste, den das Kaiserreich kaum gewinnen konnte. Ein extrem gefährliches Spiel.

Voraussetzung für die Schachzüge war der Wissensvorsprung der Regierung und Militärführung in Paris. Aus allgemein zugänglichen Quellen informierte Beobachter der europäischen Politik gingen im Frühjahr 1914 von einem schleichenden, aber unaufhaltsamen Bedeutungsverlust Frankreichs aus, das der ökonomischen Kraft der Kontinentalmacht Deutschland nichts entgegenzusetzen hatte.



Poincaré bei der Rückkehr vom Staatsbesuch in St. Petersburg nach Paris im Juli 1914

Quelle: picture alliance / United Archiv

Poincaré allerdings wusste es besser. Ihm war bekannt, dass sich die deutsche Militärführung seit 1905 zunehmend auf ein einziges mögliches Szenario festgelegt hatte. Der Plan des damaligen Generalstabschefs Alfred Graf Schlieffen sah vor, den vermeintlich unausweichlichen Kampf gegen Russland und Frankreich in zwei nacheinander zu führende Einfrontenkriege aufzuspalten.

Angesichts dessen wollte Poincaré den verhassten Nachbarn in eine Situation bringen, in der Berlin entweder klein beigab und damit eine schwere politische Niederlage einsteckte – oder einen Angriffskrieg begann. Anfang August 1914 überfiel Deutschland tatsächlich das neutrale Belgien und brachte damit die Koalition dreier Großmächte gegen sich zusammen.



Postkarte aus dem Ersten Weltkrieg: Die Triple Entente aus Poincaré, dem britischen König George V. und Zar Nikolaus II.

Quelle: picture alliance / Everett Colle

Doch der Krieg, den Poincaré zumindest in Kauf genommen hatte, wurde zum größten Teil in Nordostfrankreich (und in Belgien sowie an den anderen Fronten) geführt und führte zu ungeheuren Verwüstungen und schrecklichen Verlusten. 1918 war Deutschland zwar besiegt und die Scharte von 1870/71 damit ausgemerzt, doch der Preis war enorm.

Poincaré blieb dennoch in der Politik, wurde nach dem Ende seiner siebenjährigen Amtszeit als Staatspräsident erneut Minister und sogar Ministerpräsident unter den eigenen Nachfolgern. 1934 starb er und wurde in Lothringen beigesetzt.

## 150 JAHRE KAISERREICH:

# Das erste deutsche Wirtschaftswunder

Wer das Kaiserreich auf Pickelhauben und Marschmusik reduziert, liegt falsch. In dieser wirtschaftlich dynamischen Zeit verwandelte sich Deutschland vom Agrarland zur führenden Industrienation und feierte große Erfolge in Forschung und Wissenschaft.

- VON PHILIP PLICKERT, LONDON
- 
- 17.01.2021

Der französische Beobachter war verblüfft. Bewundernd, auch etwas besorgt schrieb er: „Das bis dahin arme Deutschland wurde mit einem Schlage reich.“ Die Vorhaben der Deutschen seien „kolossal“, die Ausführung „ultraschnell“, notierte er. Ein gewaltiges Anwachsen des Wohlstands sei unübersehbar. Heutige Wirtschaftshistoriker gehen davon aus, dass sich in der Epoche des Kaiserreichs von 1871 bis 1914 das deutsche Volkseinkommen auf über 50 Milliarden Gold-Mark mehr als verdreifacht hat.

In den Städten erstaunte ihn kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs „die luxuriöse Ausstattung der Wohnungen, der Möbel, der Kleidung und der Tafel. In zwanzig Jahren haben sich die deutschen Gewohnheiten selbst beim Mittel- und Kleinbürgertum vollkommen verändert.“ Der Genuss von Weißbrot und Wein sei allgemein üblich geworden, „ebenso die Vorliebe für Kleidung aus englischem Tuch und Schnitt“, schrieb der französische Betrachter, den die Historiker Gerhard A. Ritter und Jürgen Kocka in ihrer Sammlung zur deutschen Sozialgeschichte zitieren.

## Spürbare Verbesserung des Lebens

In den knapp fünf Jahrzehnten des Kaiserreichs, proklamiert vor 150 Jahren am 18. Januar 1871, hat sich Deutschland fundamental gewandelt: vom rückständigen Agrarstaat in eine führende Industrienation. Mit Spitzenleistungen in Wissenschaft und Forschung, mit modernen, erfolgreichen Großunternehmen in neuen Industrien wie Chemie, Elektrotechnik, Maschinenbau und Automobilbau, mit einem nationalen Parlament und einem zunehmend selbstbewussten Bürgertum, durchaus mit großen sozialen Spannungen, aber auch Fortschritten zur Demokratisierung, zu mehr politischer Teilnahme und zu einer modernen Gesellschaft, die auch das Leben der wachsenden Arbeiterschaft spürbar verbesserte.

Dennoch dominieren vielfach holzschnittartige, dunkle Klischees über das Kaiserreich und seinen Obrigkeitsstaat. Bundespräsident Steinmeier hat letzthin zum Tag der Deutschen Einheit eine Rede gehalten, die diesbezüglich nur Negatives enthielt, ganz fixiert auf Militarismus und Demokratiedefizite. Die Rede gefiel der selbst sozialdemokratisch orientierten Historikerin und Demokratieforscherin Hedwig Richter nicht. „Meine Kollegen hatten recht, als sie mir entsetzt vom verkürzten Blick des (sonst sehr geschätzten) Bundespräsidenten auf das Kaiserreich erzählt haben – in seiner Rede zum 3.10. Das ist nichts als Pickelhaubengeschichte und ignoriert alle Aufbrüche der Zeit“, twitterte Richter. Die Forschung zeichne längst ein differenziertes und positiveres Bild.

## Dynamischer als die „Werkstatt der Welt“

Unbestreitbar ist der dynamische, lange ökonomische Aufschwung. Vom „ersten deutschen Wirtschaftswunder“ sprach der Historiker Hans-Ulrich Wehler. Etwas über 2 Prozent betrug die Wachstumsrate im Durchschnitt der 1870er Jahre, rund 3 Prozent in den 1890ern, nach der Jahrhundertwende beschleunigte sie sich auf 3,7 Prozent, hat der Bonner Wirtschaftshistoriker Carsten Burhop errechnet. Das könne man als Trippelschritte sehen. „Meine Studenten denken an die Wachstumsraten in China und finden das dann eher langsam.“ Aber man muss die Dynamik im historischen Kontext sehen.

Deutschlands Wirtschaft wuchs schneller als die Großbritanniens, des Mutterlands der Industriellen Revolution, das im 19. Jahrhundert als „Werkstatt der Welt“ galt. „Mehr und mehr Arbeitskräfte wanderten aus der relativ ineffizienten, 1871 noch dominierenden Landwirtschaft in Industrien und Gewerbe“, erklärt Burhop, „das war der Schlüssel für das hohe Produktivitätswachstum.“ Der einstige Nachzügler Deutschland holte so Schritt für Schritt auf, übertraf bald das große Nachbarland Frankreich. Eine hohe Investitionsquote beschleunigte den Industriesaufbau, die Einkommen zogen nach, auch wenn sie noch einiges unter dem britischen Wohlstandsniveau blieben.

Nicht nur die deutsche Schwerindustrie in den Kohlerevieren des Ruhrgebiets, in Oberschlesien und an der Saar, die Eisenbahnen, für die das Material die gewaltigen Werke von Alfred Krupp und andere lieferten, sondern besonders die innovativen neuen Industrien ab den 1880ern, Elektrotechnik und Chemie, Feinmechanik, Maschinenbau- und Automobilunternehmen, trieben die Entwicklung an. „Deutschland brillierte besonders in diesen damaligen Hightech-Branchen“, erklärt der Mannheimer Wirtschaftshistoriker Jochen Streb. „Im Grunde lebt Deutschlands Industrie noch immer von den Wurzeln, die damals entstanden sind.“

## **Gewinner der ersten Globalisierungswelle**

Die deutsche Industrie exportierte bald in die ganze Welt. Elektropionier Werner von [Siemens](#), der erst die Telegraphenlinien in Russland, später die erste Straßenbahn in Berlin und sogar die in Peking baute, freute sich: Das Exportgeschäft bringe „Macht und Ansehen in der Welt“. Deutschland war klarer Gewinner der ersten Globalisierungswelle. Bis zum Weltkrieg hatte es die britische Volkswirtschaft, die sich immerhin auf das gewaltige Empire stützte, überholt und war – hinter den Vereinigten Staaten – zur zweitgrößte Volkswirtschaft der Welt aufgestiegen. „Nimmt man die wirtschaftlichen Globaldaten der Jahre zwischen 1871 und 1914, so war das Kaiserreich eine einzige Erfolgsgeschichte, sowohl gemessen an der eigenen Entwicklung wie im internationalen Vergleich“, urteilt der Frankfurter Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe.

Welchen Anteil hatte die Nationalstaatsgründung 1871 an dieser Wachstumsgeschichte? Das Kaiserreich hat bestehende wirtschaftliche Dynamiken beschleunigt. „Ein Faktor war neben der nationalen Identitätsbildung die verstärkte Marktintegration“, sagt Ulrich Pfister von der Universität Münster, der soeben mit Kollegen einen Sammelband „Deutschland 1871: Die Nationalstaatsbildung und der Weg in die moderne Wirtschaft“ herausgebracht hat. Demnach vertiefte die Reichsgründung den Binnenmarkt mit niedrigeren Transaktionskosten, einheitlichen Maßen und Gewichten, der Mark als gemeinsamer Währung. Ein anderer Faktor waren wachstumsfördernde Institutionen wie das Patentgesetz von 1877, das Innovationen anregte, oder die Ausbildung eines effizienten großen Kapitalmarktes mit der Berliner Börse und Großbanken. Die Banker ließen sich Villen im noblen Tiergartenviertel und dann im ganzen Westen Berlins bauen.

Die ersten Jahre nach der Reichseinigung waren von einem regelrechten Gründerboom geprägt. Das liberalisierte Aktienrecht begünstigte, dass neue Aktiengesellschaften wie Pilze aus dem Boden schossen. In den frühen 1870ern entstanden auch die Großbanken wie Deutsche Bank, Commerzbank und Dresdner Bank. Dank des Zuflusses von massiven französischen Reparationszahlungen konnte die Reichsregierung Anleihen zurückzahlen, das Zinsniveau sank. Der schon einige Jahre bestehende Aufschwung wurde mächtig angeheizt. Anleger gingen ins Risiko, die Börsenkurse schossen in die Höhe. 1873 kam es zum Crash. „Die Party war Mitte der Siebziger vorbei“, erinnert Burhop. Doch die Vorstellung einer dann folgenden längeren Rezession ist falsch.

## **Versöhnung durch Sozialgesetze**

Einige Branchen, besonders Schwerindustrie und Textilfabriken, litten unter Überkapazitäten. Die Großagrarier in Ostelbien gerieten unter Druck, seit vermehrt billiges amerikanisches Getreide mit Dampfschiffen über den Atlantik kam. Viele Preise sanken längere Zeit. Auf Drängen des Bündnisses von „Eisen und Roggen“ vollzog Reichskanzler Bismarck 1878/1879 eine zollpolitische Wende und verabschiedete sich von der vormals sehr liberalen preußischen Handelspolitik. Allerdings waren die Schutzzölle für Industrieprodukte nicht allzu hoch. „Der Protektionismus blieb noch eher maßvoll“, sagt Werner Plumpe. Das andere Element der „zweiten Reichsgründung“ waren Bismarcks Sozialgesetze: die

Krankenversicherung (1883), Unfallversicherung (1884) und die Alters- und Invalidenversicherung (1889). Damit wollte der „Eiserne Kanzler“ einerseits die Arbeiterschaft an den neuen Staat binden und mit ihm versöhnen, zum anderen Sozialdemokraten und Sozialisten das Wasser abgraben.

Trotz der Anfänge eines Sozialstaats blieb Deutschland aber ein – nach heutigen Maßstäben – schlanker Staat mit einer kleinen, effizienten Bürokratie und Verwaltung für die rasch wachsende Bevölkerung, die von 40 auf 65 Millionen anstieg. Die Staatsquote blieb unter 15 Prozent. Einige Bereiche wurden nach ultraliberalen Anfängen indes strenger reguliert, beispielsweise das Aktienrecht. „Deutschland wurde eine regulierte Marktwirtschaft“, sagt Finanzhistoriker Carsten Burhop.

Spätestens ab den 1880ern ging es gesamtwirtschaftlich wieder kräftig aufwärts. In dieser „zweiten industriellen Revolution“ übernahmen besonders Elektro- und Chemieindustrie die technologische Führungsrolle. Siemens und AEG (gegründet als Deutsche Edison-Gesellschaft) ergänzten sich bei der Elektrifizierung der Großstädte. „Strom für Berlin“, lautete die Devise. Chemiefirmen wie Bayer, die Badische Anilin- und Sodafabrik (**BASF**) oder die Farbwerke Hoechst errangen in dieser Zeit Weltruhm. Sie entwickelten synthetische Farb- und Kunststoffe, Düngemittel, und als Nebenprodukt der Farben entstand die pharmazeutische Industrie. Ihnen gelang es, die zuvor in der Chemie führenden Engländer und Franzosen rasch zu überholen.

Das Erfolgsgeheimnis lag in einer engen Verzahnung mit wissenschaftlicher Forschung und Universitäten. BASF und Bayer stellten akademisch ausgebildete Chemiker ein, die in firmeneigenen Laboren neue Verbindungen erprobten. Im Jahr 1914 beschäftigte Bayer allein etwa 600 akademisch ausgebildete Chemiker – mehr als die gesamte britische Chemieindustrie. BASF, Bayer, Hoechst und die Berliner AGFA-Werke hatten schon in den 1880er Jahren für Farbstoffe einen Weltmarktanteil von 50 Prozent, den sie um 1900 auf 90 Prozent steigerten.

Auch andere deutsche Industrien, seien es die Eisen- und Stahlwerke, der Maschinenbau, die Elektrotechnik oder die optische Industrie mit den Mikroskopen und Ferngläsern von Carl Zeiss, waren exportstark. In London und Paris sah man den Aufstieg des Deutschen Reichs mit großer Sorge. Die Briten verlangten eine nationale Herkunftsbezeichnung für deutsche Produkte – als abwertendes, abschreckendes Label der vermeintlichen Billigware gedacht. Bald galt „Made in Germany“ aber als Gütesiegel für höchste Qualität.

## **Naturwissenschaftliche Forschung**

Der wirtschaftliche Erfolg basierte nicht zuletzt auf einer klugen Bildungs-, Hochschul- und Forschungspolitik. Die preußischen Spitzenuniversitäten in Berlin und Göttingen blühten auf. „Ein zentrales Ziel wilhelminischer Bildungspolitik bestand in der Förderung naturwissenschaftlich-technischer Studienfächer“, betont Werner Plumpe. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft bündelte und verstärkte die Aktivitäten. In Oxford und Cambridge dagegen lehrte man noch lange vor allem klassische Bildung, nicht Naturwissenschaften. Erst Ende des Jahrhunderts wurden dort Forschungslabore eingerichtet. Die deutsche Hochschulpolitik trug Früchte, abzulesen in der Nobelpreis-Statistik: Deutsche erhielten bis 1918 sechs Nobelpreise in Physik, sieben in Chemie, vier in Medizin (dazu noch vier für Literatur). Vor dem Ersten Weltkrieg ging jeder dritte Nobelpreis für Naturwissenschaften an deutsche Forscher. Im Glanz solcher wissenschaftlicheren Erfolge sonnte sich die kaiserliche Politik.

Das Leben der Massen war freilich wenig glanzvoll. Die Einwohnerzahl von Berlin, der Reichshauptstadt, verdreifachte sich in der Kaiserzeit auf annähernd vier Millionen. Die Massen der Arbeiter wohnten beengt in sogenannten Mietskasernen. Doch auch ihr Lebensstandard stieg allmählich. Sie konnten sich besser kleiden, auf den Teller kam besseres Essen.

In seinem nostalgischen Rückblick auf diese Epoche Europas bis 1914 schrieb der Schriftsteller Stefan Zweig drei Jahrzehnte später: „Man spürte es an allen Dingen, wie der Reichtum wuchs und wie er sich verbreitete.“ Er erwähnt neue Theater, Bibliotheken, Museen, Badezimmer und Telefon selbst in kleinbürgerlichen Kreisen, kürzere Arbeitszeiten und kleine Freuden für das Proletariat. „Überall ging es vorwärts. Wer wagte, gewann.“ Diese Epoche endete jäh 1914. In den folgenden vier schrecklichen Kriegsjahren brach das deutsche Volkseinkommen um etwa 40 Prozent ein.

150 JAHRE KAISERREICH:

# Wie ein Gemälde die symbolische Ordnung von Wilhelms Reich zeigt

- VON ANDREAS KILB
- -AKTUALISIERT AM 18.01.2021-06:23



Anton von Werners „Eröffnung des Reichstags im Weißen Saal des Berliner Schlosses“. Bild: Wikipedia  
Geschichte im Bild: Anton von Werners „Eröffnung des Reichstags im Weißen Saal des Berliner Schlosses“ zeigt die symbolische Ordnung des Deutschen Kaiserreichs.

Dass das Deutsche Kaiserreich, das „Reich der Hohenzollern“, wie es der Bundespräsident nennt, ein zwiespältiges Gebilde war, zerrissen zwischen Zukunft und Vergangenheit, wird inzwischen bei jeder Gelegenheit wiederholt. Es ist die Formel, auf die sich Politiker und Historiker einigen können, ganz gleich, ob sie den Gegenstand von rechts oder links, im Schimmerlicht der Nostalgie oder mit dem ätzenden Auge des Anklägers betrachten. Gegründet im Krieg, vor genau hundertfünfzig Jahren im besetzten Schloss von Versailles während der Belagerung von Paris, ging das Kaiserreich knapp fünf Jahrzehnte später durch einen verlorenen Krieg zu Ende.

Dazwischen aber erlebte Deutschland gut vierzig Jahre eines bis dahin nicht gekannten inneren und äußeren Friedens, der sich in steigenden Bevölkerungszahlen, industriellen Höchstleistungen und dem Aufstieg zur größten Handelsmacht der Welt niederschlug. Dass dieses blühende Land mutwillig die militärische Konfrontation im Ersten Weltkrieg suchte, ist heute vielen Zeitgenossen ein Rätsel, und nicht wenige flüchten angesichts des Widerspruchs in den Glauben, der Krieg sei dem Kaiserreich aufgezwungen worden.

Aber selbst Christopher Clark, dessen „Schlafwandler“ vor sieben Jahren zum Bestseller wurden, hat die deutsche Hauptschuld am Kriegsausbruch nicht bestritten, er hat nur die Fahrlässigkeit Großbritanniens hervorgehoben, das die Erosion des europäischen Mächtegleichgewichts vor 1914 billigend in Kauf nahm.

So muss man die Frage nach der historischen Logik des Wegs vom Aufschwung in den Abgrund an die Zeitzeugnisse des Wilhelminismus selbst richten. Eines von ihnen ist das Gemälde „Die Eröffnung des Reichstags im Weißen Saal des Berliner Schlosses durch Wilhelm II.“ des Hofmalers Anton von Werner. Das Bild, das als Leihgabe der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten im Deutschen Historischen Museum in Berlin hängt, zeigt eine Zeremonie, die im Kaiserreich sozusagen Routine war, an jenem 25. Juni

1888, den Anton von Werners Pinsel festhält, aber eine besondere Bedeutung gewonnen hatte. Denn im vorhergehenden Frühjahr waren nacheinander zwei deutsche Monarchen gestorben, zuerst Wilhelm I., der Gründerkaiser des Reiches, dann auch sein Sohn und Nachfolger Friedrich III., der „Hundert-Tage-Kaiser“. Der Enkel, der als Wilhelm II. den Thron bestieg, war erst neunundzwanzig Jahre alt, was an anderen europäischen Höfen Ängste vor politischen Turbulenzen weckte. Von Werners Gemälde sollte zeigen, dass die Befürchtungen unbegründet waren. Die Reichstagseröffnung und ihre Darstellung waren der Beweis, dass die symbolische Ordnung des Reiches hielt und die Monarchie auf festen Füßen stand.

## **Ein Blick ins Leere**

Das **Bild** zeigt eine Menschenmenge, die in zwei etwa gleich große Gruppen geteilt ist. In der Bildmitte, unter einem Baldachin, steht der neue Kaiser im roten Prunkmantel mit Ordensstern des Schwarzen Adlerordens und verliest mit starrer Miene seine Parlamentsrede. Über ihm sind auf einer Empore seine Mutter Victoria von Großbritannien, seine Frau Auguste Viktoria und seine drei ältesten Söhne postiert. Rechts von Wilhelm haben sich in bunten Galauniformen die Mitglieder seiner Regierung aufgestellt, während sich zu seiner Linken, ebenfalls in Ordensmänteln, die regierenden Fürsten der Teilstaaten des Kaiserreichs aufreihen. Die „Vossische Zeitung“ zählt in ihrer Abendausgabe vom selben Tag die Potentaten auf: „der König von Sachsen und der Prinzregent von Bayern, dahinter die Großherzöge von Baden, Mecklenburg-Schwerin, Hessen und Oldenburg, die Herzöge von Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg, die Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe und Reuß . . .“.

Das Deutsche Kaiserreich war als Staatenbund von Fürstentümern gegründet worden. Der Bundesrat, in dem Preußen siebzehn von achtundfünfzig Stimmen besaß, war formal dessen höchstes Organ, in Wirklichkeit aber ein Unterstützerverein des Reichskanzlers, der als preußischer Ministerpräsident die Stimmen seines Landes kontrollierte. Dennoch standen der Rat und die Fürsten, die ihre Vertreter in ihn entsandten, symbolisch über den Volksvertretern des Reichstags. Der Kanzler, der die Schlüsselposition zwischen beiden Organen und dem Kaiser innehatte, hieß 1888 noch Bismarck. In der ersten Farbskizze von Werners steht er rechts neben Wilhelm. In der Endfassung von 1893 ist er nach links gerückt. Sein Blick geht ins Leere. Der Blick des Monarchen geht über ihn hinweg.

## **Bismarcks Abgang war ein Wendepunkt**

Inzwischen hatte Wilhelm Bismarck entlassen. Mit seinem Abgang begann der lange Marsch in den Weltkrieg. Bismarck wollte das Kaiserreich durch europäische Bündnisse absichern. Wilhelm wollte Deutschland durch Kolonien zum Global Player machen. Dafür brauchte er die deutsche Hochseeflotte. Der Flottenbau provozierte das Britische Empire. Die Entfremdung von Deutschland trieb das Empire 1904 in die Entente mit Frankreich, der drei Jahre später das Zarenreich beitrug. Die Konstellation von 1914 war gesetzt.

Die Abgeordneten, denen die Zeremonie gilt, sind auf der linken Seite des Bildes versammelt. Sie stehen dem Kaiser, seinem Hofstaat und den Reichsfürsten als Publikum gegenüber. Die erhöhte Stellung Wilhelms und das Gepränge des Baldachins über ihm unterstreichen, dass die Reichstagseröffnung im Westflügel des Berliner Schlosses ein Herrschaftsakt ist. Bei den Wahlen von 1887 hatten Nationalliberale und Konservative die meisten Stimmen erhalten, die **SPD** immerhin zehn Prozent. Doch von ihren Volksvertretern ist keiner zugegen. Insgesamt sind nur neununddreißig Abgeordnete als Porträts ausgeführt, die übrigen dreihundert versinken in der Masse der Köpfe.

Auch deshalb ist es bemerkenswert, dass in der vordersten Reihe, am nächsten zum Betrachter, Ludwig Windthorst steht. Der Anführer der Zentrumspartei, die im Kulturkampf die Katholiken vertrat, war Bismarcks Lieblingsfeind. Von ihm stammt der vielzitierte Satz, ein Reich, das durch das Schwert entstanden sei, werde auch durch das Schwert untergehen. Windthorst war gegen die Sozialistengesetze, gegen die Kolonialpolitik, gegen den aufkommenden Antisemitismus.

Auf dem Weg von der Skizze zum fertigen Bild entfernte von Werner auf Wunsch seines Monarchen mehrere Parlamentarier aus seiner Darstellung, andere rückten in den Hintergrund. Windthorst aber kam



nach vorn. Er starb schon 1891, sein Porträt ist postum. Mit ihm endet eine politische Epoche. Unter Wilhelm II. wurde die Zentrumspartei zur staatstragenden Kraft. Nach der Revolution von 1918 bildete das Zentrum in der Weimarer Koalition die Mitte zwischen SPD und Linksliberalen. Seit 1949 stellt es als CDU die meisten Kanzler der Bundesrepublik.

Links hinter Windthorst steht im roten Uniformrock der Nationalliberale Rudolf von Bennigsen. Bennigsen, in Hannover aufgewachsen, war ein Bismarck-Verbündeter der ersten Stunde, er steht für die Wende des fortschrittlichen Bürgertums von der föderalen zur nationalen Politik. Den Ministerposten, den ihm Bismarck anbot, lehnte er ab, doch die Spaltung seiner Partei konnte er nicht verhindern. Der Niedergang des Liberalismus, der von der Bürger- zur Kaiserpartei wurde, war eine Konstante im wilhelminischen Deutschland. Auf von Werners Bild blickt Bennigsen zur Seite, als bedauerte er, nicht dort vorne bei den Ministern zu stehen.

Johannes von Miquel, der rechts hinter Windthorst steht, verkörpert am deutlichsten die Janusköpfigkeit des Kaiserreichs. Miquel hatte als Barrikadenkämpfer in Leipzig angefangen und endete als Mitgründer des Deutschen Kolonialvereins. Dazwischen aber führte er als Oberbürgermeister die alte Reichsstadt Frankfurt in die Moderne. Anschließend prägte er als preußischer Finanzminister die Grundlagen der heutigen Steuergesetzgebung. Der Maler hat Miquel eine Schrittlänge weit von den übrigen Abgeordneten abgesetzt. Zwei kaiserliche Minister fixieren ihn prüfend. Wenige Monate nach der Reichstagseröffnung legte Miquel sein Mandat nieder und trat in den Staatsdienst.

### **„Mentalität der Verantwortungslosigkeit“**

Im Deutschen Kaiserreich hatte das Parlament keinen gestaltenden Einfluss auf die Exekutive. Es konnte Gesetzes- und Haushaltsvorlagen ablehnen, aber Regierungen weder wählen noch stürzen. Sein Alltag bestand aus Debatten; Wilhelm II. sprach vom „Reichsaffenhaus“. Das begünstigte „die Ausbildung einer Mentalität der politischen Verantwortungslosigkeit“, wie der Düsseldorfer Historiker Christoph Nonn in einem unlängst erschienenen Buch feststellt. In der Weimarer Republik sollte diese Mentalität sich rächen.

Im wilhelminischen Staat war sie ein Teil der symbolischen Ordnung, die das Gemälde Anton von Werners zeigt. Die Abgeordneten repräsentierten das Volk, ohne es zu regieren. Der Monarch, seine Minister und die Fürsten regierten es, ohne es zu repräsentieren. Auf dem Bild stehen die zwei Gruppen einander gegenüber, als kämen sie aus verschiedenen Welten. Bismarck, der beide am Zügel seiner Politik geführt hat, steht noch immer zwischen ihnen, aber sein Rücken ist gebeugt, seine Knie geben nach.

Siebzehn Jahre zuvor hatte Anton von Werner die Kaiserproklamation in Versailles miterlebt und sie danach in drei verschiedenen Versionen gemalt, von denen nur die letzte, für Bismarck geschaffene in Friedrichsruh überlebt hat. Seine „Reichstagseröffnung“ ist das Gegenstück des Reichsgründungsbildes. Der Jubel der Offiziere, die den neuen Souverän begrüßen, ist hier zum Schweigen der Abgesandten von Staat und Volk erstarrt. Eine ähnliche Erstarrung erlebte auch Anton von Werner auf seinem Gebiet. Als Spätromantiker und Feuerbach-Schüler hatte er begonnen, als Staatskünstler und Akademiedirektor bekämpfte er Impressionisten, Expressionisten, die Sezession und die „Brücke“. Er starb im Januar 1915. Die deutschen Truppen standen damals wieder vor Paris, bei Reims, Soissons und Verdun. Aber die Welle rollte zurück. Der Schlussakt hatte begonnen.

Quelle: F.A.Z.

**Le Figaro (site web)**

lundi 18 janvier 2021 - 19:00 UTC +01:00 1512 mots

# «La France laisse tomber ses universités»: qu'en est-il des autres pays européens?

Bordas, Wally, Conruyt, Claire

## **LA VÉRIFICATION - Certains acteurs du monde universitaire déplorent une forme d'«abandon» des étudiants par le gouvernement. De quelle manière les universités chez nos voisins se sont-elles organisées?**

**LA QUESTION.** «Nous sommes complètement abandonnés par le gouvernement.» Iris, étudiante en lettres dans une grande université parisienne, est à bout. Comme une grande majorité des jeunes Français, elle continue de suivre les cours à distance malgré la réouverture très progressive des universités. «Je n'ai eu aucun cours en présentiel depuis des mois. J'ai envie de retrouver une vie à peu près normale, même masquée, de voir le bout du tunnel. Je n'en peux plus», explique-t-elle. Pour elle, comme pour de nombreux jeunes, les étudiants sont les grands oubliés de la crise du Covid-19.

Le premier ministre, Jean Castex, a annoncé jeudi dernier la reprise par demi-groupes des travaux dirigés en première année à partir du 25 janvier, ajoutant qu'il espérait ensuite une reprise progressive de tous les étudiants. Mais ces annonces ne satisfont pas certains acteurs du monde universitaire. Au contraire. Plusieurs présidents d'universités estiment que le gouvernement a complètement «lissé tomber» l'enseignement supérieur. «Nous sommes fatigués, abandonnés par notre ministère de tutelle. Les étudiants n'en peuvent plus, les collègues n'en peuvent plus, tout le monde est au bord de la rupture», lance un président d'université, dépité, qui estime que «la France laisse tomber ses universités, contrairement aux autres pays d'Europe». Un discours que tiennent de plus en plus de responsables d'établissements et d'étudiants, qui ne comprennent pas que la grande majorité des jeunes ne puisse pas revenir sur les campus. Est-ce véritablement une exception hexagonale? La France est-elle le seul pays européen où les universités n'ont pas rouvert?

**VÉRIFIONS.** Tout d'abord, depuis janvier 2021, les cours ont effectivement repris dans les universités françaises. Mais très peu d'étudiants y ont pour l'instant accès. Les modules qui ont repris sont réservés aux étudiants «en situation de grande vulnérabilité», c'est-à-dire, ceux en situation de handicap ou de précarité numérique et «qui sont sur le point de décrocher». Mais ces cours sont limités à seulement «10 personnes par groupe».

Les annonces récentes d'une reprise «progressive» ont quelque peu éclairci l'horizon des universités, même si pour l'heure, aucun calendrier n'a été communiqué. «Nous avons besoin de dates. Il nous faut plus de souplesse pour envisager le retour des étudiants et fixer des dispositifs qui ne seront pas remis en cause. Une fois que les étudiants seront revenus sur les campus, il faudra de la stabilité», réclame Guillaume Gellé, président de l'université de Reims et vice-président de la CPU (conférence des présidents d'université).

### **Une jeunesse française «à bout de souffle»**

Les organisations étudiantes demandent quant à elles des mesures plus fortes. «Il va y avoir un retour progressif des étudiants de première année à l'université et c'est une excellente nouvelle. Mais les autres sont les grands oubliés et ils forment une grosse partie de la communauté étudiante. La jeunesse est à bout de souffle, elle n'en peut plus d'être derrière un écran d'ordinateur», se désole Jacques Smith, délégué général de l'UNI. Même point de vue pour l'Unef, qui estime que le gouvernement n'a «rien annoncé de concret». «Il n'y a aucune véritable volonté du ministère pour que tous les étudiants puissent retourner en cours», accuse Mélanie Luce, la présidente du syndicat.

**Mais la France est loin d'être le seul pays européen où les étudiants n'ont pas encore retrouvé le chemin des amphithéâtres.** En Italie par exemple, les universités sont fermées jusqu'à la fin du mois de janvier. Les cours devraient, comme en France, reprendre progressivement au début du mois de février, avec des formules d'enseignement mixtes

présentiel/distanciel. Le ministre de l'Université italien, Gaetano Manfredi, a précisé que la définition de la réouverture des établissements d'enseignement supérieur se ferait sur décision des recteurs: chaque université pourra donc avoir son propre plan de réouverture, qui devra être ajusté en fonction de la tendance épidémiologique des différentes régions.

### **Des cours en ligne dans la majorité des universités anglaises**

L'Angleterre connaît, elle, un confinement strict face à la progression du nouveau variant du virus, plus contagieux. Dans une allocution télévisée, le Premier ministre Boris Johnson a annoncé le 4 janvier que les écoles seraient à nouveau fermées et qu'il faudrait attendre le mois de mars avant d'envisager un retour à la normale pour l'ensemble de la population. Qu'en est-il des universités? Selon l'agence Associated Press, les étudiants devront rester chez eux. La grande majorité des universités ont privilégié le distanciel.

Sur le site de l'université de Oxford, il est précisé que les activités de recherche pourront avoir lieu sur le site. En revanche, «l'enseignement et l'apprentissage devront se tenir en ligne pour le moment». Le gouvernement a autorisé certains cours en présentiel ; ainsi il est possible pour les universités d'accueillir les étudiants en médecine et dentisterie, ceux qui se forment au métier de vétérinaire ou encore, qui suivent un cursus pour devenir professeur.

Il en va de même pour l'université de Cambridge qui indique sur son site que les cours de ce semestre se dérouleraient en ligne. Jusqu'au mois de mars, seuls les élèves chercheurs auront le droit de revenir sur le site à condition d'avoir eu l'accord de l'université et du département auquel ils sont affiliés. L'University College de Londres, elle, est allée encore plus loin en demandant à ses élèves de rentrer chez eux, rapporte la BBC. Le prestigieux établissement a indiqué qu'il faudrait attendre le milieu du mois de février, voire le mois de mars, avant d'envisager le retour de tous. En attendant, tout se fait en ligne.

### **En Espagne, les cours pratiques en présentiel**

Lorene est étudiante à l'université britannique de Durham. Jusqu'en décembre, elle suivait un enseignement hybride. «Les cours magistraux, ce qu'on appelle les lectures, étaient organisés en ligne et les séminaires étaient en présentiel.» Mais, pour elle aussi, le deuxième trimestre se déroulera en ligne. «De manière générale, pas mal d'étudiants se sentent très seuls», se désole-t-elle. «Il n'y a plus aucun événement social organisé par l'université et l'ensemble des associations sont inactives. Cette dimension sociale n'a pas du tout été prise en compte dans les choix des universités pour faire face à cette pandémie.»

Au sud du continent européen, l'Espagne a elle-aussi privilégié un enseignement en ligne. Selon l'agence FrancEspagne Education, «toutes les universités ont très vite su réagir au printemps et ont mis en place durant l'été 2020 des systèmes de visioconférence. (...) Que ce soit pour dentaire, vétérinaire, kinésithérapie, architecture, business ou toute autre formation en Espagne, les cours théoriques sont généralement réalisés partiellement en ligne et les cours plus pratiques sont maintenus en demi-groupes».

Lucia suit des études de vétérinaire à l'Universidad Complutense de Madrid qui a choisi de mettre en place un enseignement hybride. Les cours théoriques sont en ligne et les TP en présentiel. «Ma fac s'est très bien organisée. Malgré le Covid, on peut se rendre à des cours en présentiel et se rendre à l'hôpital vétérinaire.» Il n'empêche, Lucia et ses camarades ont souffert de «problèmes de stress et d'anxiété à cause du temps passé à la maison».

Mathilde, en 3e année de biotechnologie à la Universidad Politécnica de Madrid a le même rythme: «Les cours sont *online* sauf les pratiques de laboratoires où l'on peut venir en groupes réduits et fixes», explique-t-elle. Ce n'est pas idéal pour la jeune femme. «Je reçois mes cours à distance donc je ne vais pratiquement pas à l'université. Je ne vois plus tellement mes camarades. C'est devenu fatigant. Toutes les journées se ressemblent.»

### **En Allemagne, une gestion des étudiants qui dépend de chaque état**

En Allemagne, «la gestion des universités dépend de chaque état fédéré», explique Isabelle Bourgeois, spécialiste de l'Allemagne et ancienne chercheuse au Centre d'information et de recherche sur l'Allemagne contemporaine (CIRAC). «Les états sont souverains en matière d'enseignement. Ainsi, la gestion des universités n'est pas de la compétence institutionnelle d'Angela Merkel. Il y a donc 16 politiques différentes et l'équivalent d'un ministère de l'éducation national bavarois, hambourgeois, berlinois, etc.» La majorité des établissements, remarque cependant Isabelle Bourgeois, ont adopté un système d'enseignement hybride. Elle précise: «Le fait que les universités puissent s'adapter à la situation locale permet d'éviter une situation désastreuse. Elles répondent à des spécificités régionales, ce qu'un système centralisé ne peut faire, par définition.»

<https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/gesundheit/coronavirus/impfstoff-abkommen-israels-glaeserne-corona-patienten-17152430.html?premium>

IMPFSTOFF-ABKOMMEN MIT PFIZER:

# Israel ist das Land der gläsernen Corona-Patienten

- VON JOCHEN STAHNKE, TEL AVIV
- -AKTUALISIERT AM 18.01.2021-21:48



Israels Regierung erhält bevorzugt Impfstoff gegen das Coronavirus von Pfizer und gibt dafür Gesundheitsdaten weiter. Kritiker glauben, das eigentliche Interesse des Unternehmens gelte der umfassenden Impfdatenbank des Landes.

Israel hat sein Impfreime schnell auf den Weg gebracht. Nahezu ein Viertel der Bevölkerung ist schon mit einer ersten Dosis geimpft worden, und auch die Impfungen mit der zweiten Dosis haben begonnen. Für dieses Tempo ist nicht nur eine effiziente Organisation des Impfprozesses erforderlich, sondern auch eine schnelle Versorgung mit weiterem Impfstoff.

Pfizer lieferte Berichten zufolge in einer ersten Tranche rund vier Millionen Dosen des Biontech-Impfstoffs, denen regelmäßig Lieferungen mit jeweils Hunderttausenden weiteren Dosen per Flugzeug folgen. Israel ist nicht nur das Land, das am schnellsten impft, sondern auch das, welches gemessen an der Einwohnerzahl am meisten Impfdosen geliefert bekommen hat.

Grund dafür ist wohl weniger der höhere Preis, den Israel an Pfizer zahlt, sondern vor allem ein Abkommen, wesentliche Daten über den Impfprozess, Nebenwirkungen und medizinische Auswirkungen mit dem Unternehmen zu teilen. Nun hat das Gesundheitsministerium in Jerusalem den Vertrag veröffentlicht, nachdem Datenschützer Besorgnis über die Weitergabe von Patientendaten geäußert hatten. Allerdings enthält das Dokument Schwärzungen an wichtigen Stellen.

## Viele Details bleiben im Unklaren

In dem Abkommen versichert Pfizer einen Lieferumfang, der es Israel erlaubt, „eine schnelle Impfrate zu ermöglichen, um so rasch wie möglich Herdenimmunität erreichen sowie ausreichend Daten zu erlangen“. Was für Daten Israel konkret an Pfizer liefert, geht aus dem Dokument nicht eindeutig hervor. Darin heißt es, Israel werde „mindestens“ wöchentliche Impfdaten zu Altersgruppen „und anderen demografischen Untergruppen“ an Pfizer übermitteln. Dazu wöchentliche Daten über Corona-bedingte Krankenhauseinweisungen, schwere Fälle, an Beatmungsgeräte angeschlossene Patienten, Todesfälle und symptomatische Fälle. Schließlich erwähnt der Vertrag „zusätzliche Untergruppen-Analysen und Analysen über die Impf-Wirksamkeit, wie von den Parteien vereinbart“. Von Blutgruppen bis hin zu zurückliegenden Erkrankungen – das kann vieles heißen.

Damit bleibt weiterhin unklar, welche Daten genau an Pfizer weitergegeben werden. In dem veröffentlichten Vertrag heißt es zwar, es sollten „keine feststellbaren/identifizierbaren Gesundheitsdaten“ geteilt werden.

Die Juristin Tehilla Shwartz-Altshuler von der Denkfabrik Israel Democracy Institute überzeugt das nicht. Vielmehr habe Pfizer es auf Israels seit vielen Jahren digitalisierte Impfdatenbank „Nahliel“ abgesehen, die vom Gesundheitsministerium verwaltet wird, so wie mehrere andere medizinischen Datenbanken in Israel. „Wenn Sie wissen wollen, warum Pfizer dem zugestimmt hat, dann lautet die Antwort ‚Nahliel‘“, schrieb Schwartz-Altshuler kürzlich in einem Zeitungsbeitrag. „Pfizer testete den Impfstoff an vierzigtausend Menschen, bevor er verteilt wurde – Israel macht es möglich, mehrere Millionen zu testen.“

Das Gesundheitsministerium hat vor, eine weitere digitalisierte Datenbank mit den Daten der rund 550.000 israelischen Corona-Infizierten aufzubauen. Israel gilt als ideales Testfeld für Pfizer. Durch die Pflicht zur Mitgliedschaft in einer der vier quasistaatlichen Krankenkassen mit entsprechender digitaler Datenaufnahme lässt sich die ganze Bevölkerung analysieren. Da diese Krankenkassen über das ganze Land verteilt Impfungen in den eigenen Praxen und Krankenstationen organisieren, geht es schnell.

Schon 2018 hatte die israelische Regierung beschlossen, die medizinischen Daten aller gut neun Millionen Israelis für Unternehmen und die Wissenschaft in anonymisierter Form online zur Verfügung zu stellen. Dazu sollten die seit mehr als zwei Jahrzehnten gesammelten Gesundheitsdaten zusammengeführt werden, die das Land von mehr als 98 Prozent der Bevölkerung besitzt. Ministerpräsident Benjamin [Netanjahu](#) wollte damit die israelische Wirtschaft im Bereich digitale Gesundheit stärken, deren Potential er 2018 auf viele hundert Milliarden Dollar schätzte. Bislang ist dieses Geschäftspotenzial in Israel Beobachtern zufolge auch wegen datenschutzrechtlicher Unklarheiten weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Damals wie heute habe die Regierung diese Pläne vorangebracht, ohne die Patienten zu fragen, kritisiert Shwartz-Altshuler.

## **Ein Dienst an der Allgemeinheit**

Wie die Daten geschützt werden, führt auch der Pfizer-Vertrag nicht genauer aus. Die jeweils erhobenen Datengruppen seien so spezifisch, dass die Aussage, es handele sich nur um „statistische Daten“, problematisch sei. Klar scheint: Die einmal weitergegebenen Daten kommen nicht mehr zurück. Punkt 7.8 des Vertrages untersagt Pfizer zwar, diese Daten für andere Felder außerhalb der öffentlichen Gesundheit zu verwenden, doch wird im Vertrag offenbar nicht verhindert, dass Pfizer die Daten auf andere Krankheiten anwenden darf. Ein früherer ranghoher Mitarbeiter des Gesundheitsministeriums nannte die Datenweitergabe Anfang Januar „unerhört“.

Für die Regierung in Jerusalem scheint es das wert zu sein. „Als Teil der Vereinbarung mit Pfizer entschieden wir, dass Israel zum weltweiten Vorbild für die schnelle Impfung eines ganzen Landes wird“, sagte Netanjahu im Januar. „Israel wird mit Pfizer und der ganzen Welt die statistischen Daten teilen, die helfen, Strategien zu finden, um das Coronavirus zu schlagen.“ Im Vertrag zwischen Pfizer und Israel steht vereinbart, dass die auf den übermittelten Daten beruhenden Forschungsergebnisse in einem von Experten überprüften medizinischen Fachmagazin veröffentlicht und so dereinst auch der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werden.

Vorläufige Daten jedenfalls bieten Grund zu Optimismus. Ein Krankenhaus in Ramat Gan gab am Montag bekannt, dass 100 von 102 untersuchte Angehörige des Krankenhauspersonals eine Woche nach der zweiten Biontech-Impfung eine sechs- bis zwölfwache Zunahme an Antikörpern gegen das [Coronavirus](#) im Blut aufwiesen.

<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/nawalnyjs-rueckkehr-gefangen-beim-boesen-zauberer-17152772.html?premium>

NAWALNYJS RÜCKKEHR:

## Gefangen beim bösen Zauberer

- VON KERSTIN HOLM
- -AKTUALISIERT AM 18.01.2021-19:48



Fürchtet euch nicht: Alexej Nawalnyj zeigt mit seiner Rückkehr in die Heimat den Mut früherer Christen, russischer Märchenhelden und eines radikalen Performancekünstlers.

Schon bevor der nach seiner „Nowitschok“-Vergiftung gleichsam auferstandene russische Oppositionspolitiker Alexej Nawalnyj von Berlin abgehoben hatte, erklärte der liberale russische Politikveteran Leonid Gosman, Russlands Präsident sei unterwegs. Gosman war klar, dass Nawalnyj womöglich gleich im Gefängnis landen würde, erinnerte aber daran, dass der spätere südafrikanische Präsident Nelson Mandela erst durch seine lange Haftzeit große politische Statur gewonnen habe. Tatsächlich sei eine so komplexe Umleitungslogistik wie um Nawalnyjs Flugzeug, das kurzfristig auf einem anderen Moskauer Flughafen landen musste, nur bei ersten Personen des Staates üblich, erläuterte der Luftfahrtexperte Vadim Lukaschewitsch gegenüber der Zeitung „Nowaja gaseta“. Nawalnyjs Verhaftung an der Passkontrolle folgte dann freilich einem mit epischer Schicksalhaftigkeit vorgezeichneten Szenario.

Der bulgarische Journalist Christo Grozew von Bellingcat, der das Netz von Nawalnyjs FSB-Beschattern enttarnt hatte, die ihn mutmaßlich auch vergifteten, bekannte, er wäre an seiner Stelle nicht nach Russland zurückgekehrt. Der russische Journalist Maxim Schewtschenko vermutete, Nawalnyj komme wohl nach Russland, um zu leiden, und verglich das mit Dostojewskis Romanen. Dass Nawalnyj, der an einem friedlichen politischen Kampf festhält, bewaffnet allein mit seinem Rechtsbewusstsein, seinen Häschern entgegentritt, über deren Brutalität er sich keine Illusionen macht, darin folgt er seiner Mission eines echten Politikers, darin liegt aber auch ein erschütternd frühchristlicher Mut. Bei seiner kurzen Ansprache nach der Landung – Minuten vor seiner Festnahme – sagte Nawalnyj, er sei glücklich, in Russland zu sein, und fürchte sich nicht. Er appellierte an alle Umstehenden, sich ebenfalls nicht zu fürchten. Die aus dem Evangelium bekannte Formel wiederholte, nachdem er abgeführt worden war, auch Nawalnyjs Frau Julia gegenüber den ihr im Flughafen zujubelnden Menschen.

Nawalnyj gleicht aber auch dem Helden des russischen Märchens, der den Kampf gegen den bösen Zauberer, den unsterblichen Kaschtschej, aufnimmt, der die Menschen in Stein verwandelt. Der wegen falscher Anschuldigungen mit einer Bewährungsstrafe belegte Korruptionsbekämpfer, der angeblich verhaftet wurde, weil er in der Zeit seines Komas und der Rekonvaleszenz sich nicht regelmäßig bei der Strafvollzugsbehörde gemeldet hatte, geriet gleichsam in einen verhexten Zauberwald. Das „öffentliche“, dabei keine unabhängigen Journalisten vorlassende Gericht, das ihn direkt in der Polizeiwache zu dreißig Tagen Haft verurteilte, sollte, so mutmaßte Nawalnyj, die Rechtsverachtung des „Opas im Bunker“, wie er Präsident Putin nennt, demonstrieren und schien tatsächlich aus steinernen Menschen zusammengesetzt. Nun hofft man auf Nawalnyjs märchenhaften Mix aus Tollkühnheit und Findigkeit, mit der er einen seiner Attentäter dazu brachte, den Tathergang seiner Vergiftung zu erzählen.

Die das eigene Leben bewusst aufs Spiel setzende Heimkehr Nawalnyjs ist darüber hinaus auch eine politikünstlerische Megaperformance, bei der das russische Repressionssystem seine inneren Mechanismen und seine stumpfsinnige Grausamkeit offenlegen soll. Wie der 2017 nach Frankreich geflohene Aktionskünstler [Pjotr Pawlenski](#), der sich aus Protest gegen die Verfolgung von „Pussy Riot“ den Mund zunähte und die Tür des Hauptquartiers des Staatssicherheitsdienstes FSB in Brand setzte, um vor dessen Brandgefährlichkeit zu warnen, provoziert er den Unterdrückungsapparat, indem er die von diesem geschürte Angst überwindet und ihm den eigenen Leib ungeschützt darbietet. Freilich begnügte sich der politische Künstler Pawlenski damit, die auf Einschüchterung beruhende Essenz eines Systems zu entlarven, das sich durch zivilisiertes Dekor tarnt. Dafür wurde er mehrfach festgenommen und zu Ordnungsstrafen verurteilt, das aber in einer von Russen als noch vergleichsweise harmlos charakterisierten Zeit. Der offenbar zum Martyrium bereite Nawalnyj bekämpft jetzt die konkrete russische Machtpyramide, die sich, da der Lebensstandard der Bevölkerungsmehrheit sinkt und der „unsterbliche Zauberer“ Putin an Rückhalt verliert, immer schamloser allein durch nackte Repression verteidigt.

<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/sprache-warum-das-generische-maskulinum-erhalten-bleiben-muss-17150583.html?premium>

**GESCHLECHTERGERECHTE SPRACHE:**

## Die Siegerin bleibt Zweite



Angela Merkel spricht mit den Staats- und Regierungschefs der G-7-Staaten in Garmisch-Partenkirchen. Auf den Kanzler kommt es an: Es liegt im Interesse der Frauen, dass Frauen und Männer in der Sprache mit einem gemeinsamen Geschlecht benannt werden. Ein Gastbeitrag.

- 
- **VON DOROTHEA WENDEBOURG 18.01.2021**

Vor Jahren schrieb eine große Zeitung der Vereinigten Staaten: „Angela Merkel is the leading politician of the Western world.“ In einem Interview mit [Markus Lanz](#) bezeichnete Barack Obama A.M. als „one of my favorite partners on the world stage“. Das erste Zitat wurde in der deutschen Presse wiedergegeben mit: „Angela Merkel ist die führende Politikerin der westlichen Welt.“ Und das zweite übersetzte der ZDF-Dolmetscher mit den Worten, dass A.M. eine von Obamas „Lieblingspartnerinnen auf der Weltbühne“ gewesen sei. Beide Übersetzungen sind falsch.

Und, was mir hier wichtiger ist: Sie sind ganz und gar frauenverkleinernd. In ihnen wurde A.M. zur Nummer 1 der kleinen Zahl leitender Politikerinnen gemacht – eine Minikönigin in einem Minireich. Die amerikanischen Sätze hingegen machten sie groß: Sie sei die Nummer 1 unter allen Politikern der westlichen Welt, unter allen politischen Partnern auf der Weltbühne – einschließlich der Männer.

Woran liegt dieser Fehler zu Lasten einer Frau? Daran, dass „politician“ und „partner“ in den Übersetzungen mit sprachlichen Frauenformen wiedergegeben werden. Hieße es, A.M. sei „der führende Politiker der westlichen Welt“ beziehungsweise „einer meiner Lieblingspartner auf der Weltbühne“ – dann wäre diese Frau als die weltweite große Nummer erschienen, als welche die amerikanischen Sätze sie priesen. Das -in-Suffix nimmt ihr diese Bedeutung. Und daran könnte auch das Gendersternchen nichts ändern: „A.M. ist die führende Politiker\*in der westlichen Welt“ – da hört und versteht man eben doch: die Politikerin.

In weit kleinerem Rahmen ist mir vor Jahren dasselbe geschehen. Ich wurde von einem Journal zur „Theologieprofessorin des Jahres“ erklärt. Als ich mich etwas spöttisch bedankte, das sei ja ein umwerfendes Kompliment angesichts der geringen Zahl von Theologieprofessorinnen, die es damals noch gab, erhielt ich die entrüstete Antwort: Nein, man meine doch die gesamte Theologieprofessorenschaft! Dieselbe Frauenverkleinerung durch sprachliche Reduktion auf die eigene Gruppe.

Mit anderen Worten: Wir brauchen als Frauen (!) das *genus commune*, das heißt die grammatische Form, welche die ganze Menschheit, die Gesamtheit der in einem Beruf, einer Funktion, einer Lebenslage und so weiter verbundenen Menschen umfasst. Dieses *genus commune* ist im Deutschen im Singular meist das grammatische Maskulin. Meist, denn es gibt auch Wörter im grammatischen Feminin, die für Männer wie für Frauen gelten: etwa die Person. (Hat sich schon einmal ein als Person bezeichneter Mann beschwert?) Ja, im Plural muss alles, auch die Männerwelt, den Artikel „die“ erdulden, sogar die Päpste.



Nun fällt im Deutschen, anders als in manchen anderen Sprachen, die Markierung des physischen Maskulins tatsächlich meist mit der grammatischen Maskulinform zusammen. Daraus ziehen manche den – falschen – Schluss, es seien hier allein männliche Subjekte gemeint, und von Frauen sei nur die Rede, wenn sie über eigene, meist abgeleitete Wortformen identifiziert würden (-in oder, man mag es drehen wie man will, auch -\*in). Das heißt, wenn man von Frauen spreche, müsse man eine solche eigene Form gebrauchen, andernfalls seien Frauen nicht gemeint oder bestenfalls „mitgemeint“. Aber wenn man so argumentiert, sitzt man sofort in der Falle, welche die beiden genannten Fälle veranschaulichen: Frauen können dann nie für das Ganze stehen. Gekennzeichnet durch vom angeblich Physisch-Männlichen abgeleitete, sekundäre Wortformen stehen sie immer nur für die eigene Gruppe. Mir reicht das, gerade aus Frauenperspektive, nicht!

Wie man anders mit diesem Phänomen umgehen kann, zeigt wiederum ein Blick ins Englisch-Amerikanische. Auch dort gibt durchaus abgeleitete Femininwortformen, insbesondere für Substantive, die auf -r enden und ihrer Herkunft nach Bezeichnungen für Männer waren: actress, waitress, senatress und andere neben actor, waiter, senator und so weiter. Aber solche Ableitungen werden kaum noch gebraucht, eine abgeleitete Separatform für Frauen wird als abwertend empfunden.

### **„Kanzlerin“ ist herablassend**

So fragte mich eine englische Freundin einmal erstaunt, warum wir Angela Merkel denn als „Kanzlerin“ (chancellor) bezeichneten, das sei doch herablassend, so als habe diese Frau nicht das eine, selbe hohe Amt inne wie ihre männlichen Vorgänger (immerhin amtiert sie im „Kanzleramt“, nicht im „Kanzlerinnenamt“). Dass A.M. Kanzler sei und nicht nur Kanzlerin oder Kanzler\*in (so wie weiland Margaret Thatcher Premierminister und nicht nur Premierministerin/minister\*in) – das sei doch das Großartige! Gerade so sei sie ein „politischer Star“. Wenn man die Maskulinform hier aufgäbe, könnte man die gemeinte herausragende Stellung sprachlich gar nicht zum Ausdruck bringen.

Ähnliches erlebe ich hier in Berlin bei Frauen, die noch in der untergegangenen DDR aufgewachsen sind. Sie sagen mit Stolz von sich, dass sie Ingenieur, Sänger oder Christ (gewesen) seien, und empfinden das westdeutsche Insistieren auf dem Anhängsel -in schlicht als Degradierung. „Ich habe als Ingenieur eine ganze Fabrik geleitet, mit mehr als hundert anderen Ingenieuren, weiblich und männlich, unter mir“, sagte mir eine dieser Frauen. Sie als Ingenieurin zu bezeichnen und gar noch zu behaupten, es gebe einen „Ingenieurinnenberuf“ neben dem „Ingenieursberuf“, sei für sie eine Beleidigung. Typische Wessi-Herablassung im Gewand nur vermeintlicher Emanzipation.

### **Ein grammatisches Problem?**

An diesem DDR-Beispiel wie an der englischsprachigen Praxis kann man ablesen, wo der Hund begraben liegt und auf welchem Weg allein man das Problem auch zugunsten von uns Frauen lösen kann: Was dazu geführt hat, dass über weite Strecken das grammatische mit dem physischen Maskulin gleichgesetzt wurde, sind die historischen Umstände. In den meisten Berufen und hervorgehobenen Positionen waren es nun einmal Männer, die sie innehatten. So bildete das Verständnis der grammatisch maskulinen Form die realen gesellschaftlichen Verhältnisse ab (nicht umgekehrt, als hätte die Grammatik die Verhältnisse geschaffen, wie oft suggeriert wird).

Was wir demgegenüber brauchen, ist die Eroberung der generisch-maskulinen Wortform durch die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Einen Zustand, in dem es so viele Frauen im Beruf des Ingenieurs und der Position des Präsidenten, Kanzlers und so fort gibt, dass Frauen im generischen Maskulin nicht etwa mitgemeint, sondern von vornher- ein ebenso gemeint sind. Nicht nur irgendein abgeleitetes, separates „Eigenes“ zu wollen, sondern das Ganze zu wollen – das muss das Ziel sein! Das ganze Wort, die ganze Realität. So viel Selbstbewusstsein sollten wir haben. Stattdessen schießen wir Frauen uns, wie so oft, lustvoll ins eigene Knie.

*Die Autorin bekleidete bis 2017 den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte / Reformationgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin.*

# Le nouveau président de la CDU, un choix rassurant pour l'Allemagne et l'Europe

**Editorial.** En choisissant de porter Armin Laschet, fidèle de la chancelière Angela Merkel, à la tête de leur parti, les conservateurs allemands réaffirment leur ancrage dans une ligne européenne et centriste.

Publié le 18/1/21

**Editorial du « Monde ».** Quinze ans après l'élection d'Angela Merkel à la tête du gouvernement allemand, le congrès de l'Union chrétienne-démocrate (CDU), vendredi 15 et samedi 16 janvier, avait un parfum d'adieu : « *Selon toute vraisemblance, c'est mon dernier congrès en tant que chancelière* », y a déclaré M<sup>me</sup> Merkel, qui s'est engagée à quitter le pouvoir après les élections législatives du 26 septembre.

Si elle s'apprête à tourner la page des années Merkel, la droite allemande n'entend toutefois pas rompre avec le « merkélisme ». Armin Laschet, 59 ans, le nouveau président de la CDU, est un fidèle de la chancelière, dont il a toujours soutenu la politique, y compris quand elle se heurta à de vives critiques dans le parti, comme en 2015, lors de la crise des réfugiés.

Décrit comme pragmatique, rassembleur et modéré, M. Laschet, qui dirige depuis trois ans la Rhénanie-du-Nord-Westphalie, le Land le plus peuplé d'Allemagne, a des points communs avec M<sup>me</sup> Merkel. Rompus à l'art du compromis, ces dirigeants sont tous deux des centristes allergiques aux extrêmes. « *J'entends souvent dire qu'il faut savoir polariser. Non, on n'est pas obligé. (...) Nous devons intégrer, unifier, et faire tenir ensemble la société* », a déclaré M. Laschet au congrès.

Trois ans après l'élection d'une centaine de députés d'extrême droite, deux ans après l'assassinat d'un préfet par un néonazi et l'attaque d'une synagogue par un suprémaciste prêt à y faire un carnage, six mois après l'assaut tenté contre le Bundestag par quelques centaines de manifestants antimasques agitant des drapeaux de l'ancien Reich, il était important que de tels mots soient prononcés.

## Ancrage résolu dans le camp de la démocratie

Alors que certains dirigeants de la CDU, notamment dans les Länder de l'Est, sont tentés par un rapprochement avec l'extrême droite, il faut se féliciter de l'ancrage résolu du grand parti conservateur allemand dans le camp de la démocratie et de l'humanisme, contre les tentations du populisme.

Sur l'Europe aussi, l'élection d'Armin Laschet est une bonne nouvelle. Natif d'Aix-la-Chapelle, au cœur de cette Rhénanie qui fut celle de Konrad Adenauer et d'Helmut Kohl, le nouveau président de la CDU est un Européen de conviction, qui, en février 2020, n'hésita pas à dire qu'il regrettait la timidité de M<sup>me</sup> Merkel devant les propositions d'Emmanuel Macron pour « *refonder l'Europe* ».

Pourtant, face aux défis colossaux qui se poseront après l'épidémie de Covid-19, ces grands principes ne suffiront pas. Après le long règne d'Angela Merkel, l'Allemagne ne peut se contenter de gérer sa prospérité, comme elle a eu trop tendance à le faire ces dernières années.

En raison de son poids économique et démographique et de sa responsabilité historique, elle doit être une force motrice en matière d'innovation et de lutte contre le réchauffement climatique, mais aussi assumer davantage son rôle géopolitique, au service d'une Europe souveraine face aux États-Unis, à la Russie et à la Chine, deux pays à l'égard desquels M. Laschet se voit reprocher son manque de fermeté.

Il est trop tôt pour savoir si Armin Laschet sera le prochain chancelier allemand. Il faudrait d'abord qu'il soit le candidat commun de la CDU et de son alliée bavaroise, la CSU, dont le leader, Markus Söder, jouit d'une popularité qui pourrait le pousser à se présenter.

En attendant qu'ils choisissent leur prétendant pour succéder à M<sup>me</sup> Merkel à la tête du gouvernement, c'est en tout cas un choix rassurant que les conservateurs allemands ont fait ce week-end : celui d'une ligne franchement européenne, clairement centriste et résolument pragmatique.

# Raw, brave, wild and honest: why Germany is Europe's greatest artistic nation

**Germany became a unified state 150 years ago this week – and no other country has produced such original, provocative and powerful art since, from Richter to Klee, from Dix to Höch**



Decadent days ... a detail from Otto Dix's 1926 portrait of the journalist and poet Sylvia von Harden. Photograph: agefotostock/Alamy

## Jonathan Jones

Tue 19 Jan 2021 16.38 GMT

Situated on the edge of the Alps, Neuschwanstein Castle may not look like the birthplace of modern art. Best seen from a perilously crowded footbridge across a vertiginous gorge, it floats in misty rains, a cloudy dream of white spires and battlements. Yet this 19th-century colossus is an architectural homage to one man: a composer who inspired the avant garde to make the leap to modernism.

Richard Wagner's music so enflamed King Ludwig II of Bavaria, he built this magnificent medieval vision in honour of the composer. But, in artists across Europe, Wagner's musical might released much more futuristic impulses. The abstract leitmotifs and unearthly symbolism of his operas fascinated artists from Aubrey Beardsley to Paul Cézanne. The impressionists, too, were entranced: Renoir travelled to Palermo, Sicily, to portray Wagner when he was composing Parsifal.

For all these artists, Wagner, in spite of his disfiguring antisemitism, was a new kind of creator from a new kind of country, and not just one that built castles for its cultural heroes. Germany became a unified nation 150 years ago this week, on 18 January 1871. It's an anniversary that will doubtless be seen by some as one of shame and blood: the Prussian chancellor and architect of German nationhood Bismarck secured unification through a series of wars in the 1860s, including attacks on Denmark and Austria, and it was sealed at the Palace of Versailles after the military humiliation of France. In the next seven decades, Germany would be at the centre of two world wars and perpetrate the Holocaust, only to re-emerge today as a successful democracy after the defeat of Nazism in 1945 and the fall of communist East Germany in 1989.



Unforgettable visions ... Three Horses, 1912, by Franz Marc. Photograph: Universal Images Group/Getty Images

But Britons who close their minds to Germany are missing so much. For one thing, this is the greatest modern artistic nation in Europe. Art history tends to get it all wrong, exaggerating the glamour of French art, just as it does with American art. And in Britain, laughably, we even try to kid ourselves that Henry Moore and John Piper are modernist greats. The reality is that nowhere else has produced as much original, provocative and powerful art as Germany over the last 150 years. This has been the German era. And all modern art begins with Wagner. His mystic tones can be discerned in the smoky light of Monet's Impression: Sunrise, and they shaped the late-19th-century symbolist movement, which turned away from exterior reality into poetic distillations of feeling. The arch-symbolist Edvard Munch spent key years of his career in bohemian 1890s Berlin and originally gave his most famous painting a German title, Der Schrei der Natur (The Scream of Nature). With its blood-red sky, it is a very Wagnerian shriek.



Stormtroopers and a potty helmet ... The Pillars of Society, 1926, by George Grosz. Photograph: [www.bridgemanart.com](http://www.bridgemanart.com)

By the 1900s, the international appeal of Berlin as an artistic centre was matched by Munich. It was here that Marcel Duchamp journeyed from Paris in 1912 to study perspective and plan his *meisterwerk*, *The Bride Stripped Bare By Her Bachelors, Even*. He was part of a cosmopolitan golden age. Munich's Blue Rider group took the symbolist intensity of Munch into a fierce realm of raw colour. They were anything but narrowly nationalist, led as they were by Russian émigré Wassily Kandinsky who preached the spiritual depth of the colour blue. The wildest genius was Bavaria's own Franz Marc, who painted unforgettably charged visions of red and blue horses in exploding landscapes before being killed, aged 36, at the Battle of Verdun in 1916.

Here the angel of history appears. There is no denying the nightmare of Germany between 1914 and 1945. The greatness of German modern art lies in the ways it has recorded, opposed and remembered that age of destruction. In Georg Grosz's 1926 painting *The Pillars of Society*, the rise of the far right is laid bare. While a building blazes in the background, an unholy alliance of stormtroopers and capitalists rant and rave. One has shit for brains, literally, another wears a potty as a helmet, and another wears a swastika tiepin, a prophetic image – as few thought, in 1926, there would be a Chancellor Hitler.

Against these *scheisskopfs*, Grosz and his radical contemporaries revealed the joyous energy of Weimar democracy. New freedoms create a cut-up chaos of the new in Hannah Höch's punk photomontages, while

Otto Dix's portrait of the journalist Sylvia von Harden holding forth in a Berlin cafe with short haircut, monocle and a cigarette between her long bony fingers is a homage to Weimar "decadence".

In 1937, the Nazis displayed the modern German art they confiscated, along with works by the likes of Picasso and Matisse, in the notorious Degenerate Art exhibition in Munich. This Nazi rhetoric – that modern art was morally depraved – was a vicious response to something quite specific and homegrown: the celebration of free and fluid sexualities that takes often shocking forms in Weimar artworks, above all Dix's pictures of sex and death. His 1932 painting *Youth and Age* shows a stereotypical Aryan beauty in a pornographic pose being approached by a skeleton. Maybe it's Germany's immediate future.



Like living sculptures ... Bauhaus Stairway by Oskar Schlemmer. Photograph: Alamy

Other radical Germans turned on the Wagnerian heritage of aesthetic reverie itself. For, as every Germanophile knows, Hitler was a Wagner fan. The German Marxist Walter Benjamin argued in the 30s that fascism is an aesthete's ideology, its motto, "Let art flourish and the world perish." To see what he meant, watch the disturbingly seductive Nazi films of Leni Riefenstahl. For Benjamin, the art of democracy is the photograph, endlessly reproducible and replacing romantic sublimity with human information. Benjamin was at one with a strand of Weimar art. The great photographer August Sander's steady-eyed portrait series of the German people, formally posed and presented as anthropological specimens, is one of modern art's most haunting social documents. And at the Bauhaus school, young Germans learned to make artworks, buildings and objects that were useful, rational, optimistically beautiful. Oskar Schlemmer's 1932 painting *The Bauhaus Stairway* shows young men and women like living sculptures in its clean architecture: a portrait of a Germany that was about to be effaced.

It would come back. For many artists after 1945, the objectivist, photographic rationalism advocated by Benjamin is the only truly moral art after Nazism. Gerhard Richter is a painter who refuses any idea that

painting is special, who not only copies photographs but avoids all hints of the expressionist. Paradoxically, he's created some of the most sublime images in contemporary art. His Cage paintings, abstractions made by chance according to the rules of American neo-dada composer John Cage, are as mysterious and entrancing as a Wagner prelude, or at least Kraftwerk's Autobahn. The same goes for Andreas Gursky's panoramic photographs that show social reality matter of factly, yet on an epic scale that makes you woozy. The boldest, strangest, most profound art of today's Germany fully embraces its dark and bloody roots. How it happened that in the 1960s and 70s, with a heritage that appeared too toxic to touch, German art regained the courage to dive into a Wagnerian ocean of myth and memory is the most astonishing redemption in modern culture. Josef Beuys, who wore his famous hat to hide the burns he sustained as a wartime pilot, started out making primeval Gothic religious sculptures and went on to reinvent art itself. Beuys translated Germanic folklore and ancient history into readymades of fat, felt, rusty metal and mud. The more time passes, the more clearly these ageing collections of 20th-century German relics reveal themselves as one vast Holocaust memorial.



'The angel of history' ... Paul Klee's Angelus Novus. Photograph: Heritage Images/Getty Images

Beuys created his greatest installation, Tramstop, for the German Pavilion at the 1976 Venice Biennale. This Nazi era building still has on its facade the word "GERMANIA", the title of the first book ever written on Germany, by the ancient Roman historian Tacitus. Beyond that brooding word in 1976 you could see found steel tramlines, cannonballs, a metal column (actually a cannon) topped with a howling head from some ancient place of grief.

In 1980, that same Germania pavilion housed a rough-hewn wood figure by Georg Baselitz that seemed to give a Nazi salute, and similarly history-drenched paintings by Anselm Kiefer. At the time some saw this as irresponsible, or worse, but nothing could be clearer today than the serious way these two great artists



contemplate the sorrows of the past. Kiefer's vast European landscapes point the same way as Beuys' tramlines.

Happy birthday, Germany? We won't hear much of that in Brexit Britain. But, then again, no historical celebration is simple. Walter Benjamin saw the tragic nature of all history, and all serious art, as he gazed at a 1920 masterpiece by Paul Klee that he owned, a monoprint called *Angelus Novus*. "This is how one pictures the angel of history," he wrote, looking at this cartoon vision of an angel with big eyes. "His face is turned toward the past. Where we perceive a chain of events, he sees one single catastrophe ... The angel would like to stay, awaken the dead, and make whole what has been smashed."

The angel of history is the spirit of Germany's greatest modern art: an art that stares at the past and cannot forget its tragedy. There is something very moving in its attempts to make whole everything that has been smashed. Klee's *Angelus Novus*, the symbol of this desire, now hangs fittingly in the Israel Museum in Jerusalem.

**Le Figaro (site web)**

mardi 19 janvier 2021 - 18:13 UTC +01:00 628 mots

Actualité ; Sciences &amp; Environnement

**Covid-19:**

# Comment le variant anglais bouleverse les prévisions

Bordenave, Vincent

**DÉCRYPTAGE - Le variant anglais progresse selon une dynamique exponentielle. Avec les mesures de restrictions actuelles, le nombre d'hospitalisations dépassera probablement le pic de la seconde vague courant mars.**

Le calme avant la tempête... Ce mois de janvier donne une désagréable impression de déjà-vu. La situation épidémique reste très fragile. Le nombre de nouvelles contaminations quotidiennes gravite autour des 20.000, quand les hospitalisations et les admissions en réanimation sont en hausse depuis une dizaine de jours. Le taux de reproduction du virus, autrement dit le R effectif, est estimé à 1,19 par Santé publique France. Ce qui signifie que l'épidémie progresse. La hausse est certes moins forte que celle que nous avons pu connaître en novembre dernier, et il est encore trop tôt pour mesurer les effets du couvre-feu à 18 heures, mais les projections des épidémiologistes ne sont pas très encourageantes.

« *S'il n'y avait pas eu la menace des nouveaux variants, la situation aurait pu se stabiliser pour les prochaines semaines* », analyse Vittoria Colizza, directrice de recherches à l'Inserm et spécialiste en modélisation des maladies infectieuses. Elle vient de publier un rapport de modélisation prenant en compte l'impact du variant apparu en Angleterre. « *Malheureusement, ce scénario n'est plus d'actualité*, continue la scientifique. *Et il nous faudra prendre des mesures plus strictes dans les prochains jours pour éviter que notre système de soin ne soit totalement débordé. C'est une décision très difficile à prendre, car de telles mesures ne peuvent fonctionner que si elles suscitent l'adhésion du plus grand nombre. Et après dix mois de restriction, la population commence à être très fatiguée... Tout ce qu'on peut dire, c'est que plus tôt on les prend, plus elles sont efficaces.* »

Selon les données publiées suite à l'enquête flash lancée début septembre par les autorités sanitaires, 1,4 % des tests positifs sont contaminés par le variant anglais du Sars-CoV-2. Bien plus contagieux, il progresse selon une dynamique exponentielle.

**«Trop tard pour agir»**

Les scientifiques estiment que son taux de reproduction est désormais compris entre 1,7 et 1,9. « *On peut penser que 1,4 %, c'est très faible, mais le nombre de cas double tous les 8 à 11 jours* », ajoute Vittoria Colizza. *D'ici la fin du mois de février, il sera majoritaire. Mais il sera trop tard pour agir. Nous devrions atteindre un niveau de tension dans les hôpitaux équivalent à celui du deuxième confinement dès la mi-février.* » Si aucune mesure supplémentaire n'est prise, et dans le scénario le moins pessimiste, le nombre d'hospitalisations dépassera le pic de la seconde vague courant mars. L'équipe de Vittoria Colizza n'a pas modélisé l'impact de cette nouvelle dynamique sur la mortalité. « *La hausse du nombre de cas sera tellement rapide qu'elle nous obligera à prendre des nouveaux dispositifs pour stopper la dynamique, dans ce contexte, calculer l'impact sur la mortalité serait purement théorique* », explique la scientifique.

Le tableau dressé pour les semaines à venir est assez sombre. La seule bonne nouvelle est de constater que le Royaume-Uni et l'Irlande ont réussi à inverser la courbe d'incidence grâce à la mise en place d'un confinement strict. « *Cela montre qu'avec des mesures fortes, on peut contrôler le variant*, juge Vittoria Colizza. *C'est essentiel, car la campagne de vaccination qui démarre n'empêchera pas le rebond. Il faut encore attendre plusieurs semaines pour que l'immunité de groupe soit suffisante pour ralentir la trajectoire épidémique.* »

Le Figaro, mercredi 20 janvier 2021 954 mots, p. 13

## 2020, année noire pour la démographie

Le coronavirus a eu un impact majeur sur les décès. L'Insee enregistre une hausse de 9 % de la mortalité.

Leclair, Agnès

**ÉPIDÉMIE** Le Covid-19 laisse une empreinte profonde sur le bilan démographique de 2020. On se doutait déjà du poids de la mortalité, avec le décompte quotidien des décès liés au virus. Mais le bilan annuel de l'Insee, dévoilé mardi, permet de mesurer l'impact spectaculaire de la crise sanitaire sur d'autres indicateurs, comme le solde naturel et la chute de plusieurs mois de l'espérance de vie.

Au 1er janvier 2021, après plus de neuf mois de crise sanitaire, la France s'est réveillée avec 67,4 millions d'habitants. Alors qu'un virus meurtrier a frappé un pays vieillissant, 667 400 décès toutes causes confondues ont été enregistrés en 2020. Une augmentation « *sans commune mesure* », souligne l'Insee, qui a entraîné une hausse spectaculaire de 9 % de la mortalité en France en 2020. Ce pourcentage est issu de la publication de l'institut statistique datée du 15 janvier, plus à jour que le bilan démographique fondé sur estimations de fin novembre (658 000 décès en 2020, soit une hausse de 7,3 %).

Ce lourd bilan a entraîné une baisse de l'espérance de vie à la naissance de quasiment cinq mois pour les femmes et de six mois pour les hommes. L'espérance de vie atteint désormais 85,2 ans pour les premières et 79,2 ans pour les seconds. « *Cette baisse est deux fois plus marquée qu'en 2015 où la grippe hivernale avait été très meurtrière* », note l'Insee. Toutefois, l'espérance de vie à la naissance relève d'une photographie qui reflète les conditions de mortalité du moment. On peut donc espérer qu'elle remonte en 2021... si l'évolution de la crise sanitaire le permet. « *Depuis le traumatisme de la canicule de 2003, nous faisons très attention aux personnes les plus âgées, en particulier en Ehpad. Ces précautions nous ont permis un gain d'espérance de vie dans les années passées* », rappelle le démographe Jean-Marie Robine, directeur de recherche à l'Inserm et spécialiste des « super-centenaires ». Mais ces personnes âgées fragiles, en nombre important, sont très sensibles à des variations annuelles comme le grand froid ou la grippe. « *Les « mauvaises années » ont un impact démesuré sur elles. C'est un schéma que l'on retrouve dans le passé, avant le XIXe siècle, quand la mortalité infantile était très importante et variait considérablement d'une année à l'autre* », décrypte Jean-Marie Robine.

Alors que les décès sont au plus haut depuis 1944, le géographe de la population Laurent Chalard souligne que « *le phénomène est lié à l'effet meurtrier du Covid mais aussi à une hausse structurelle du nombre de décès liée à l'arrivée aux grands âges des générations nombreuses du baby-boom* ». Et si le chiffre de la mortalité en 2020 peut paraître exceptionnel, il estime que « *le Covid est un peu un précurseur de ce que sera la démographie européenne dans vingt ans car, à ce moment-là, le gros des générations du baby-boom sera arrivé à l'âge des décès* ». Le bilan démographique indique qu'au 1er janvier, plus d'une personne sur cinq (20,7 %) en France affiche désormais 65 ans ou plus.

### Baisse des naissances

Durant cette année « Covid », la France a donc compté 53 900 morts de plus qu'en 2019, selon l'Insee. Un chiffre qui reste cependant en dessous des 64 600 décès dus au Covid-19 recensés par Santé publique France en 2020. Comment comprendre cet écart ? Tout d'abord, il faut rappeler que si une grande part de cette surmortalité est en lien avec la pandémie, on n'en connaît pas la proportion exacte. « *Trois facteurs viennent brouiller ce calcul* », explique Jean-Marie Robine. À commencer par « *l'effet moisson* » : soit la part de personnes fragiles emportées par le virus... mais qui serait mortes d'autre chose pendant la même période. Ces personnes proches de la fin de leur existence sortent donc du décompte de la surmortalité. Autre inconnue, la surmortalité indirectement liée au Covid : celle des personnes qui n'ont pas eu accès à un traitement ou à une opération en période d'engorgement des hôpitaux. Une perte de chance médicale dont l'ampleur est difficilement quantifiable. À l'inverse, il faut aussi tenir compte d'une « sous-mortalité », en particulier chez les jeunes. Le confinement et le couvre-feu ont en

effet fait baisser le nombre de morts dans des accidents de la route ou des règlements de comptes... À ce tableau, il faut ajouter la très faible mortalité de la grippe saisonnière d'hiver qui a causé très peu de morts entre janvier et mars.

Autre fait majeur de ce bilan, le solde naturel a fortement baissé en raison d'une combinaison implacable : la forte hausse des décès et la poursuite de la baisse des naissances. « *Le solde naturel n'a cessé de baisser depuis 2016 et atteint de nouveau un point très bas* », acte l'Insee. Au cours de l'année 2020, la population a augmenté de 0,3 %. Cette progression est due pour partie au solde naturel (+ 82 000 personnes en 2020), soit la différence entre les nombres de naissances et de décès, mais beaucoup moins que les années passées. Le solde migratoire est désormais passé devant, avec + 87 000 personnes, selon les estimations de l'institut statistique. « *C'est le solde naturel le plus bas depuis 1945 pour la France métropolitaine. Il s'est effondré par rapport à 2010 où l'on comptait + 300 000 personnes* », décrit Laurent Chalard, membre du think-tank European Centre for International Affairs. Cette détérioration n'est pas spécifique à la France. « *Elle est généralisée sur le continent européen où de nombreux pays affichent un solde naturel négatif* », rappelle Laurent Chalard. Et de pointer « *le peu d'actions politiques européennes menées à la hauteur de cet enjeu* » .

<https://www.lefigaro.fr/actualite-france/l-allongement-du-delai-d-acces-a-l-avortement-devant-le-senat-20210119>

**L'évolution du nombre d'avortement en Allemagne et en France :**

<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/232/umfrage/anzahl-der-schwangerschaftsabbrueche-in-deutschland/>

<https://fr.statista.com/statistiques/507527/evolution-nombre-interruptions-volontaires-de-grossesse-france/>

## L'allongement du délai d'accès à l'avortement devant le Sénat

Les sénateurs vont se prononcer sur une proposition de loi votée par les députés portant le délai légal de 12 à 14 semaines.

Par **Stéphane Kovacs**

Publié 19/1 à 18:56, mis à jour hier à 18:56

Sans surprise, «tous les articles» ont été rejetés en commission par les sénateurs, majoritairement de droite. En séance, le débat ne devrait pas s'éterniser. Faut-il allonger le délai légal d'accès à l'avortement de 12 à 14 semaines de grossesse? La proposition de loi déposée par la députée (ex-LREM) Albane Gaillot, votée en première lecture à l'Assemblée nationale avec un large soutien de LREM et de la gauche, sera examinée mercredi au Sénat, sans guère d'illusions sur son sort. «*Il y aura une discussion générale et notre groupe présentera une question préalable pour que le débat s'arrête là*», prévient la sénatrice LR Catherine Deroche, présidente de la commission des affaires sociales. Le texte sera donc renvoyé pour une nouvelle lecture à l'Assemblée.

Sans surprise, «*tous les articles*» ont été rejetés en commission par les sénateurs, majoritairement de droite: «*L'équilibre de 12 semaines est bon, estime Catherine Deroche. Deux semaines plus tard, le sexe du fœtus commence à être visible, il suce son pouce... Nous nous appuyons sur les recommandations de l'Académie nationale de médecine.*» Comme le Syndicat national des gynécologues obstétriciens, elle considère qu'un allongement de deux semaines pourrait entraîner des «*manœuvres chirurgicales dangereuses pour les femmes*» et une «*augmentation significative des complications à court ou à long terme*».

Selon l'ancienne ministre PS Laurence Rossignol, rapporteur du texte, l'extension du délai est pourtant «*nécessaire*»: «*Chaque année, 2000 femmes se rendent à l'étranger pour pratiquer une IVG après la douzième semaine de grossesse, plaide-t-elle. Avec une charge financière qui repose*

*totallement sur elles. À l'étranger, les délais sont encore plus longs, et on ne note pas d'impact sur la santé des femmes. Et puis, c'est une mesure qui ne va pas avoir de conséquences graves, puisque l'immense majorité des femmes souhaite que l'IVG soit pratiquée le plus vite possible.»* Les études montrent que 5 % des avortements seraient effectués entre les dixième et douzième semaines de grossesse. *«Et dans deux ans, on nous dira qu'il y a encore des femmes qui ont des problèmes d'accès à l'IVG et qu'il faut passer à seize semaines?»,* fait remarquer Catherine Deroche.

## **232.000 avortements en 2019**

Autre point de désaccord, la suppression de la clause de conscience spécifique à l'IVG pour les médecins. *«Alors qu'ils disposent déjà d'une clause de conscience générale, qui leur permet de refuser d'effectuer des actes contraires à leurs convictions, cette clause spécifique ne sert qu'à culpabiliser les femmes!»,* s'élève Laurence Rossignol. L'ancienne ministre propose la création d'un Institut national de la santé sexuelle et reproductive, qui serait chargé de *«piloter non seulement l'accès à l'IVG, mais aussi la contraception»*.

En 2019, 232.000 avortements ont été pratiqués en France, un taux en légère hausse. *«Hôpitaux engorgés, services de réanimation saturés, personnel médical sous pression, détresse sociale, effondrement économique... Il y a bien plus urgent que des projets de loi idéologiques visant à adopter de nouvelles transgressions éthiques,* s'offusque pour sa part Nicolas Tardy-Joubert, président de la Marche pour la vie, qui a rassemblé dimanche quelque 5000 manifestants à Paris. *«L'avortement est avant tout une violence faite aux femmes. On déploie des efforts colossaux pour limiter le nombre de morts du Covid, mais on a trois fois plus d'avortements! Nous avons avant tout besoin de politiques de prévention de l'IVG, d'accueil et de protection de la vie.»*

[https://www.lemonde.fr/societe/article/2021/01/20/universites-fermees-les-etudiants-vont-exprimer-leur-ras-le-bol-dans-la-rue-mercredi\\_6066873\\_3224.html](https://www.lemonde.fr/societe/article/2021/01/20/universites-fermees-les-etudiants-vont-exprimer-leur-ras-le-bol-dans-la-rue-mercredi_6066873_3224.html)

# Universités fermées : les étudiants vont exprimer leur ras-le-bol dans la rue mercredi

Les manifestants veulent « défendre les conditions de vie et d'études des étudiants », affirme la présidente de l'UNEF, à l'origine de cet appel avec d'autres organisations politiques et syndicales de gauche.

Le Monde avec AFP

Publié le 20/1, mis à jour à 07h08



Les étudiants ont manifesté, le 16 janvier, à Nantes. SÉBASTIEN SALOM-GOMIS / AFP

Lassés, démoralisés, précarisés : les étudiants sont appelés à descendre dans la rue, mercredi 20 janvier, pour faire entendre leur voix, alors que seulement une partie d'entre eux pourront reprendre les cours à la fin de janvier et que leurs conditions de vie se sont détériorées.

Cette journée de mobilisation prendra la forme de rassemblements dans plusieurs villes de France, comme à Paris, où elle débutera à 14 heures à Port-Royal, direction le ministère de l'enseignement supérieur.

Objectif : « *Défendre les conditions de vie et d'études des étudiants* », explique à l'Agence France-Presse (AFP) Mélanie Luce, présidente de l'Union nationale des étudiants de France (UNEF), à l'origine de cet appel avec d'autres organisations politiques et syndicales de gauche (UNL, Solidaires étudiants, les jeunes communistes, les jeunes insoumis, les jeunes écologistes...)

## Une réouverture progressive dénoncée

De nombreux étudiants ressentent en effet un sentiment d'injustice en étant privés depuis plus de deux mois de cours en « *présentiel* », contrairement aux élèves des lycées, des classes préparatoires ou des BTS.

« Les étudiants acceptaient cette situation quand ils pensaient qu'elle n'allait pas s'éterniser, mais aujourd'hui ça n'est plus le cas », dit à l'AFP Thomas Martin, étudiant en deuxième année de licence de droit à Paris-I.

La semaine dernière, le premier ministre, Jean Castex, a annoncé que les étudiants de première année à l'université pourraient reprendre par demi-groupes les travaux dirigés en présentiel à partir du 25 janvier. Cette mesure s'étendra ensuite, « si la situation sanitaire le permet, aux étudiants des autres niveaux », a ajouté le premier ministre, sans donner de date.

Pour Mélanie Luce, il faut « rouvrir les facs pour tous les étudiants ». Si cela implique de dédoubler les classes, il est urgent de « recruter des professeurs de TD et titulariser des contractuels », plaide-t-elle.

## Des réponses jugées insuffisantes

Différentes études ont fait ressortir récemment une montée du mal-être étudiant. Au cours des dernières semaines, plusieurs suicides ou tentatives de suicide ont été recensés. Depuis plusieurs jours, le mot dièse « #étudiantsfantômes » a fleuri sur les réseaux sociaux, exprimant notamment la lassitude des jeunes face à l'absence de cours à l'université.

« Obtenir mon diplôme par teams c'est pas mon idée première... visio jour 467646743654 #etudiantsfantomes », peut-on lire par exemple sur Twitter. Ou encore : « Ce matin je découvre que mon prof ne fera pas cours du semestre ET que c'est à nous étudiants de trouver le cours sur internet... #etudiantsfantomes ».

Le gouvernement a exprimé sa « préoccupation » face au « profond sentiment d'isolement » des étudiants. Il a annoncé le renfort de psychologues et assistants sociaux. Un chèque de soutien psychologique, dispositif consistant à financer des consultations chez un psychologue de ville pour des étudiants en difficulté, devrait aussi voir le jour.

Des annonces insuffisantes aux yeux des syndicats. « On a l'impression que le gouvernement ne prend pas la mesure de la situation », déplore Mélanie Luce. L'UNEF chiffre son « plan d'urgence » pour les étudiants à 1,5 milliard d'euros et réclame notamment une hausse immédiate des bourses et des aides au logement.

Pour la Fédération des associations générales étudiantes (FAGE), autre organisation étudiante, les dernières annonces du gouvernement traduisent « un manque de considération ». « On a alerté sur une explosion de la précarité au sein de la population étudiante », dit à l'AFP son président, Paul Mayaux. Les Agorae, des épiceries solidaires portées par son organisation, n'ont jamais compté autant de bénéficiaires. « Le gouvernement s'est engagé sur une réforme des bourses à la rentrée prochaine mais on ne peut pas attendre, il faut des aides immédiates », affirme M. Mayaux.



[https://www.lemonde.fr/idees/article/2021/01/19/charte-des-principes-un-pas-pour-l-islam-de-france\\_6066782\\_3232.html](https://www.lemonde.fr/idees/article/2021/01/19/charte-des-principes-un-pas-pour-l-islam-de-france_6066782_3232.html)

## « Charte des principes » : un pas pour l'islam de France

ÉDITORIAL

**Le Monde**

Editorial. L'accord sur une charte intervenu le 17 janvier entre les neuf fédérations composant le Conseil français du culte musulman constitue une indéniable avancée.

Publié 19/1 à 11h38

**Editorial du « Monde ».** L'inscription de l'islam dans le paysage républicain français est à la fois une impérieuse nécessité et un casse-tête. Une nécessité pour assurer le libre exercice de la deuxième religion de France et lutter contre les dérives islamistes ; un casse-tête parce que les imams n'obéissent à aucune hiérarchie, que l'islam est éclaté en de multiples obédiences et que les pays d'origine des immigrés continuent de vouloir exercer leur influence.

Alors que tous les gouvernements cherchent, depuis trente ans, à favoriser l'émergence d'un « islam français », notamment en codifiant le respect des principes républicains, dont la laïcité, par les acteurs du culte musulman, [l'accord sur une « charte des principes pour l'islam de France » intervenu dimanche 17 janvier](#) entre les neuf fédérations composant le Conseil français du culte musulman (CFCM) constitue une indéniable avancée.

Le texte porte la marque de la « *pression immense* » qu'Emmanuel Macron avait promis d'exercer sur le CFCM dans son [discours des Mureaux \(Yvelines\), le 2 octobre 2020](#), annonçant le projet de loi « *confortant les principes de la République* » dont les députés viennent de commencer la discussion en commission.

Le chef de l'Etat avait donné six mois aux représentants de l'islam pour organiser un processus de formation et de [certification des imams](#) indépendant des influences politiques étrangères et conforme aux lois de la République. La « charte des principes » doit servir de référence au nouveau Conseil national des imams, chargé précisément de labelliser les ministres du culte.

Cette charte reflète aussi l'émotion suscitée dans tout le pays par l'assassinat de Samuel Paty et l'attentat à la basilique Notre-Dame de Nice, y compris au sein des organisations musulmanes. S'appuyant sur des citations du Coran, elle s'apparente à une déclaration d'allégeance aux principes républicains – égalité hommes-femmes, liberté de croire ou de ne pas croire – reconnus comme surplombant toute conviction religieuse, complétée par un engagement à « *ne pas utiliser l'islam (...) pour les besoins d'un agenda politique dicté par une puissance étrangère* ».

Plus surprenant, le texte condamne a priori « *les dénonciations d'un prétendu racisme d'Etat comme toutes les postures victimaires* ». Même après les attentats de 2015, le gouvernement d'alors n'avait pas réussi à obtenir pareil engagement collectif.

### Susciter de nouvelles adhésions

Le texte, aux accents solennels, terriblement français à la fois par la patte de l'Etat et par son caractère déclamatoire, aurait indéniablement une portée historique s'il ne souffrait d'un défaut constitutif : non seulement le CFCM ne représente qu'une minorité des 2 500 mosquées françaises, mais il rassemble des organisations directement sous la coupe des pays – Algérie, Maroc, Turquie – avec lesquels il est censé rompre le lien. Le risque existe que les imams « officiels » labellisés « républicains » soient rejetés par la fraction la plus jeune et la plus contestataire du public des mosquées.

Pourtant, il faut souhaiter que, au-delà des logiques de chapelles et d'influence, ces principes de l'islam de France enfin formalisés suscitent le débat, voire de nouvelles adhésions. Après tout, les autres religions représentées en France ont, chacune à leur manière et au gré d'une histoire souvent tragique, négocié avec l'Etat les termes de leur statut et de leur reconnaissance du régime républicain. A l'heure où subsiste un doute dans une partie de l'opinion sur la loyauté des musulmans à l'égard de la République, les intéressés ont un rôle central à jouer pour lever cette ambiguïté.

<https://www.lefigaro.fr/vox/societe/pascal-bruckner-la-seule-identite-encore-autorisee-pour-les-blancs-est-l-identite-de-contrition-20210120>

## Le Figaro (site web)

mercredi 20 janvier 2021 - 20:47 UTC +01:00 1527 mots

Vox ; Vox Société

**Pascal Bruckner:** «

# La seule identité encore autorisée pour les blancs est l'identité de contrition »

Bastie, Eugénie

**ENTRETIEN - L'écrivain et philosophe, qui vient de publier *Un coupable presque parfait. La construction du bouc émissaire blanc* (Grasset, 2020), analyse le succès des théories indigénistes et décoloniales auprès de nombreux people aussi bien qu'à l'université et dans une partie des médias.**

**LE FIGARO.** - La chanteuse Camélia Jordana a déclaré dans une récente interview à L'Obs: «Si j'étais un homme, je demanderais pardon.» Comment expliquer que la vulgate féministe et décoloniale, qui fait du mâle blanc le coupable de tous les maux, soit désormais reprise par tant de membres de l'intelligentsia artistique?

**Pascal BRUCKNER.** - Camélia Jordana est une chanteuse de talent mais sa croisade antimasculine me laisse perplexe. Le prétexte de ses diatribes, une collision en trottinette avec un chauffeur de taxi grossier, me paraît mince. Lilian Thuram, dans un débat, m'avait aussi opposé ce même argument du taxi pour souligner le racisme indécrottable des Français. Pardon de les contredire: bien que moi-même vieux mâle blanc, j'ai été souvent refusé par des taxis en maraude et obligé de rentrer à pied en pleine nuit. On est à Paris, que diable, cette profession a ses humeurs même si l'immense majorité des chauffeurs est courtoise. Camélia Jordana appelant à déconstruire le système masculin, c'est un peu «Martine fait de la trottinette en citant Jacques Derrida». Le showbiz a de ces coquetteries qui laissent rêveur: une idée venue tout droit des États-Unis, l'homme blanc est coupable de tous les malheurs du monde, rencontre chez nous un succès inattendu chez les comédiens et chanteurs (eux-mêmes plébiscités pourtant par des hommes ou des femmes blanches). Ils trouvent dans cette doctrine une simplicité qui les enchante.

Je pose une question: l'homme doit-il demander pardon parce qu'il est un homme- alors la moitié de l'humanité est coupable d'être née - ou certains hommes doivent-ils s'excuser pour ce qu'ils ont fait? Cela change tout. Les petits garçons, surtout s'ils sont blancs, seraient donc déjà marqués du signe de Caïn? N'est-ce pas la définition même du racisme que de déduire une faute ou une infériorité de la couleur de peau ou du sexe? On a changé de héros et de vilain, mais c'est toujours la même idéologie qui domine avec des personnages différents. Enfin si les hommes doivent demander pardon, les femmes doivent-elles s'excuser de vivre plus longtemps et de mieux résister au Covid que leurs compagnons masculins?

## **D'où vient selon vous la séduction idéologique qu'exercent ces théories?**

Ces fariboles interviennent dans un contexte de vide de la gauche classique. Le marxisme est mort en 1989, la social-démocratie n'est pas en grande forme. Pour combler ce sentiment de désarroi, il est tentant d'adopter les théories américaines du genre, de la race et de l'identité qui ramènent toute l'histoire humaine à ces trois dimensions.

Une vaste entreprise de rééducation est en marche, à l'université, dans les médias, qui demande à ceux qu'on appelle les Blancs de se renier. Il y a trente ans, il restait assez de raison à droite et à gauche pour rire de ces insanités. La dernière fois que l'on avait subi la propagande de la race, c'était avec le fascisme dans les années 1930. On était vaccinés, merci. Cela nous revient d'outre-Atlantique déguisé en son contraire, l'antiracisme raciste avec de nouveaux protagonistes, et trouve un écho jusqu'au plus haut sommet de l'État. Aux États-Unis comme bientôt en France, tout visage pâle devrait reconnaître dès la maternelle son privilège et s'en excuser. La seule identité encore autorisée pour les Blancs est l'identité de contrition. Les professeurs de honte, néoféministes, décoloniaux, indigénistes pullulent et nous invitent au repentir.

## **Leurs racines idéologiques ne sont-elles pas à chercher chez nous, du côté de ce qu'on a appelé la «French theory»?**

Le déconstructionnisme, si cher à Camélia Jordana, vient bien des intellectuels français des années 1970 qui l'ont exporté outre-Atlantique sur les campus. Nous leur avons fourni le virus, ils nous renvoient la maladie pleinement développée. Mais ni Derrida, ni Deleuze ni Foucault ne se reconnaîtraient dans cette bouillie idéologique réimportée des États-Unis et qui fige le monde en ethnies, en identités étanches les unes aux autres alors que l'intelligentsia française visait à la dissolution du sujet. J'ajoute que prendre les États-Unis comme modèle, après Trump et les ravages de la «cancel culture» sur les campus, me semble aussi lucide que se convertir au communisme après la chute du Mur en 1989. Même si l'on souhaite bonne chance à Joe Biden, l'Amérique se tient face à l'Europe de nos jours non comme un exemple à suivre mais comme un échec à ne pas reproduire.

## **Comment expliquer qu'alors même que la société n'a jamais été aussi peu sexiste et aussi peu raciste, la dénonciation du racisme et du sexisme prenne une telle place dans le débat public?**

C'est l'illustration de la loi de Tocqueville: un peuple se soulève quand sa situation s'améliore, non quand elle empire: « *Le désir d'égalité devient toujours plus insatiable à mesure que l'égalité est plus grande.* » Les succès engrangés par le féminisme depuis un siècle rendent intolérables aux générations d'aujourd'hui les retards restants, notamment dans le domaine économique. D'où l'extrémisme de certains discours engagés dans la haine pure et simple des hommes et dénonçant un patriarcat en grande partie déjà à l'agonie. Une oppression annulée n'est pas un bonheur de gagné. C'est une étape sur un chemin sans fin et qui ressemble parfois à un chemin de croix.

Cette rhétorique ne connaîtrait pas une telle vogue sans l'aptitude de certains Blancs, en général aisés, à maudire leur couleur de peau. La haine du blanc est d'abord une haine de soi de la part du Blanc fortuné, une sorte d'autoflagellation spectaculaire où il rivalise avec d'autres à qui se fustigera le plus fort. Voyez l'actrice Rosanna Arquette qui tweete en 2019: « *Je suis dégoûtée d'être née blanche et privilégiée. J'ai tellement honte.* »

Mais la France n'est pas le régime de l'apartheid ni l'Amérique de la ségrégation, c'est un pays constitutionnellement antiraciste même si l'on y trouve des racismes comme partout ailleurs. L'Occident est la seule culture à s'être publiquement distancée de ses crimes, le

colonialisme, l'impérialisme et l'esclavage. L'Europe a en outre inventé l'abolitionnisme bien avant l'Afrique et l'Amérique. C'est cela qu'on ne nous pardonne pas: d'être la conscience de la planète. Tout ce délire sur les races a pour but de nous punir d'avoir dévoilé la violence constitutive des sociétés humaines. L'homme blanc a peut-être commis des horreurs, il a aussi inventé les droits de l'homme et forgé le concept de crime contre l'humanité, toutes choses qui ne viennent ni d'Asie, ni d'Afrique, ni d'Amérique latine. Si le diable blanc n'existait pas, il faudrait l'inventer. Pourquoi la faute n'est-elle imputée qu'à l'Occident? Parce que lui et lui seul a reconnu sa barbarie quand les autres se cantonnent dans une dénégation prudente: la Chine les atrocités de Mao, la Turquie le génocide arménien, etc. Si vous souhaitez l'impunité, niez, niez en bloc vos turpitudes et on vous laissera tranquille.

### **Dans une certaine logique diversitaire, le Blanc ne peut pas être victime de racisme. Pourquoi?**

Il faut prendre au pied de la lettre le mot d'ordre de diversité: pas assez de membres des minorités dans les orchestres, à l'Opéra, au cinéma? D'accord. Alors faisons jouer la règle de la réciprocité sur les autres continents. Pas assez de diversité de genres, de races en Afrique, en Chine, en Inde, il faut mettre partout des Blancs, des femmes, des LGBT pour arriver à cette humanité arc-en-ciel dont rêvent nos nouveaux croisés. Mais bien sûr la diversité n'est exigée que de nous, c'est notre épiderme qui est coupable, les autres peuples baignent dans l'innocence de leur carnation. Le propre du racisme antiblanc, c'est le déni de sa réalité: on prétend qu'il se ramène à des structures de pouvoir quand il renvoie tout simplement aux visages pâles, aux «leucodermes». Cette désignation du Blanc comme bouc émissaire est bien le prodrome d'une nouvelle ségrégation. Nommer une victime expiatoire, c'est toujours appeler au meurtre, au lynchage. Et derrière le racisme antiblanc, comme son ombre portée, on trouve la haine des Juifs. À ce propos, le ministre de l'Intérieur va-t-il interdire enfin le Parti des Indigènes de la République, ce groupe néofasciste et antisémite?

[https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/peter-fabjans-buch-ein-leben-an-der-seite-von-thomas-bernhard-17148123.html?printPageArticle=true#pageIndex\\_3](https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/peter-fabjans-buch-ein-leben-an-der-seite-von-thomas-bernhard-17148123.html?printPageArticle=true#pageIndex_3)

BUCH ÜBER THOMAS BERNHARD:

## Manche Menschen wollte er vernichten

- VON HANNES HINTERMEIER
- -AKTUALISIERT AM 21.01.2021-22:00



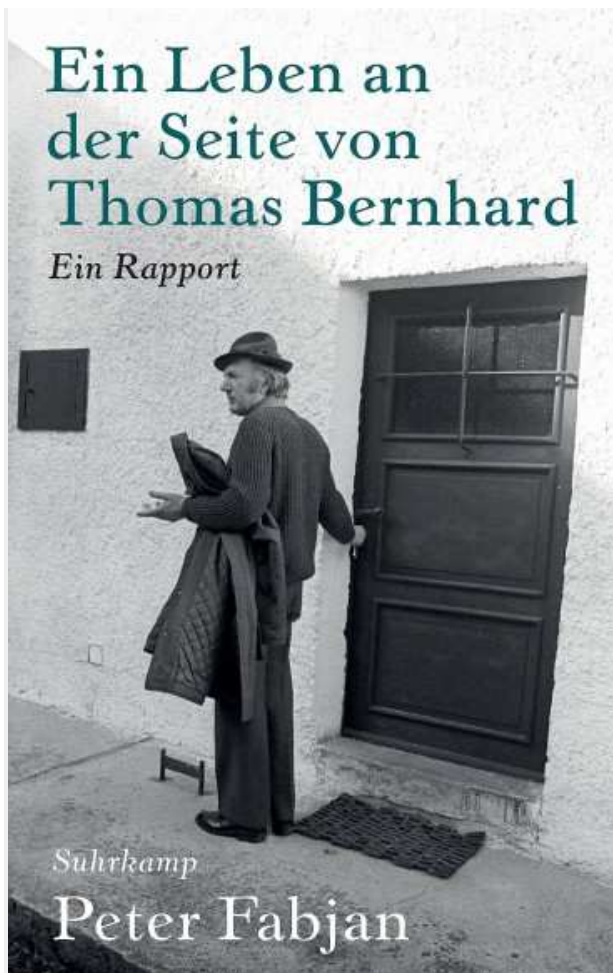
Ergebenheit im Dienst der Literatur: Der Mediziner Peter Fabjan berichtet von seinem aufopfernden Leben an der Seite Thomas Bernhards und offenbart dessen vampirhafte Züge.

„Rapport“ ist ein Wort, das aus dem Französischen zugewandert ist, aus der Militärsprache, „au rapport“ im Sinn von „Meldung machen“. Dieses Wort hat Peter Fabjan, der sieben Jahre jüngere Halbbruder des Schriftstellers Thomas Bernhard (1931 bis 1989) und dessen Nachlassverwalter und Universalerbe, als Untertitel für seine Lebensbeschreibung gewählt. Eine Autobiographie im strengen Sinn ist das Buch nicht, konzentriert es sich doch im Wesentlichen auf Bernhards Familien- und Freundeskreis.

Fabjan vermittelt den Eindruck, als habe er sich mit diesen knapp zweihundert Buchseiten von einem abzuleistenden Pensum befreit. Als sei er es sich und der literarischen Welt schuldig gewesen. Er entledigt sich dieser Aufgabe ohne Larmoyanz, streckenweise mit großer Offenheit sich selbst gegenüber. Das ist anzuerkennen. Man lege einen Bernhard-Text daneben, und siehe da: Bei Fabjan fehlen so gut wie alle Superlative; nur wenn es um den Großvater geht, gestattet er sich die Bemerkung, dieser habe „die größte Rolle gespielt“. Früher hätte man einen solchen Bericht mit „submisses“ unterzeichnet.

### Verleugnete Vaterschaft

Und doch: Aus der hier zusammengestellten Familiengeschichte lässt sich für die über die ganze Welt verstreute Gemeinde Bernhards etwas lernen, und wenn es nur die Einsicht wäre, dass Familiengeschichten im zwanzigsten Jahrhundert kompliziert, auslaugend und bar jeder emotionaler Sentimentalität geschrieben wurden. Bernhards Mutter, die 1904 geborene Herta Paula Bernhard, soll, so tradiert es die Familiengeschichte, allein gelassen von den Eltern als Dreijährige ein Geschwisterkind im Gitterbett mit Holzscheiten bedeckt haben, bis das Baby zu schreien aufhörte. Der Hausarzt habe dann vertuscht, dass das Kind überhaupt geboren worden sei.



Peter Fabjan: „Ein Leben an der Seite von Thomas Bernhard“. Ein Rapport. :Bild: Suhrkamp Verlag

Herta Bernhards weiterer Lebensweg ist von Entbehrungen geprägt. Sie verdingt sich als Zimmermädchen, Haushälterin und Köchin in der Schweiz und in Wien. Als sie 1931 in den Niederlanden ihren unehelichen Sohn Nicolaas Thomas Bernhard zur Welt bringt, geschieht dies in äußerster Armut. Den leiblichen Vater Alois Zuckerstätter wird Thomas Bernhard nie kennen. Der verleugnet die Vaterschaft, erliegt der Trunksucht und bringt sich 1940 in Berlin um. Zu der Zeit ist Herta seit vier Jahren mit dem zehn Jahre jüngeren Friseur Emil Fabjan verheiratet und lebt im bayerischen Traunstein.

### **„Unleidlich“ ist sein Normalzustand**

Bernhards „vampirhaftes Verhalten“ sei einer „Selbstbehauptungsstrategie“ gefolgt, schreibt Fabjan. Verlassenheitsängste, mangelndes Urvertrauen – ein positiver Blick aufs Leben sei dem Bruder in „frühester Kindheit erstorben“. Die Mutter gab den Knaben in ein Pflegeheim, wo sie ihn einmal die Woche sehen, aber nicht berühren durfte. Und als sie mit Emil Fabjan noch zwei Kinder bekommt – Peter (geboren 1938) und Susanna (1940) –, reagiert der Ziehvater mit überzogener Strenge auf Thomas. Die Kälte der frühen Jahre wird ihm nie verziehen werden, auch wenn Emil Fabjan neben seinen Kindern der Einzige sein wird, der an der Beerdigung teilnehmen darf.

Verzeihen stand ohnehin nicht auf der Habenseite bei Bernhard. Selbst Menschen, die er geliebt hat, verstieß er, versuchte sie gelegentlich zu vernichten. „Unleidlich“ ist sein Normalzustand. Auf das Leben des Bruders ist er eifersüchtig, weil der sich, aus kleinen Verhältnissen kommend, zum Internisten mit Auszeichnung hocharbeitet. Für Psychologen bietet der Band also reiches Material.

### **Ein Personaltaleau aus allen Ständen**

Der prägendste Eindruck seiner Kindheit – das Thema ist längst Gegenstand der Forschung – widerfährt Bernhard zweifellos durch den Großvater Johannes Freumbichler, einen weithin erfolglosen Schriftsteller,

der das Talent des Enkels erkennt und fördert. Fabjan rückt Freumbichler in die Nähe eines Religionsstifters. Sein Sendungsbewusstsein habe ihm geholfen, die Selbstzweifel wegen seiner Erfolglosigkeit zu unterdrücken. Zeitlebens weigerte sich der Großvater, einer geregelten Arbeit nachzugehen.

Nach der Familiengeschichte folgt der „Lebensmensch“ Hedwig Stavianicek, auch sie bereits andernorts gut dokumentiert. Die Wiener Beamtenwitwe, die Bernhard mit mütterlicher Strenge und großbürgerlicher Attitüde leitete, war dem jungen Mann erstmals 1950 begegnet, fünf Jahre später unternahmen sie die erste gemeinsame Reise nach Kroatien, zwei Jahre später nahm sie ihn in ihre Döblinger Wohnung auf. Von allen Lebensmenschen, daran lässt Fabjan keinen Zweifel, war sie die Nummer eins. Gefolgt von Frauen wie Anneliese Botond, Burgel Zeeh, Grete Hufnagl, Annemarie Hammerstein-Siller, Gerda Maleta, Joana Thul und anderen. Keinen Zweifel lässt der Autor auch in der Frage aufkommen, von welcher Natur die Beziehung zu diesen Frauen gewesen sei – der Bruder sei „schlicht asexuell“ gewesen. In Miniaturen entwirft Fabjan ein Personaltableau aus allen Ständen, darunter Adelige, ein Erzbischof, Schauspieler, aber auch Bauern und Gastwirte, sogenannte einfache Menschen, deren Gesellschaft Bernhard schätzte.

## **Das nächste Paralleleben**

Im Alter von siebzehn Jahren erkrankte er an einer nassen tuberkulösen Rippenfellentzündung, die ihn in Lungenheilanstalten führen sollte, weitere Diagnosen lauteten Morbus Boeck und Sarkoidose – Herzerweiterung aufgrund eines erkrankten Herzmuskels. Am Ende wurde sogar eine Herztransplantation erwogen, aber verworfen. Wie hätte Bernhard wohl ein fremdes Herz in seiner Brust literarisch verarbeitet? „Zum Sterben braucht man einen geliebten Menschen. Das ist alles!“, notiert Fabjan eine Sentenz seines Bruders. Und als am Morgen des 12. Februar 1989, einem Sonntag, die Stunde für Bernhard schlägt, ist es natürlich sein brüderlicher Leibarzt, der ihm hilft, den letzten Schritt zu gehen: „Es genügt ein Loslassen, um sein Leben binnen eines Tages und einer Nacht enden zu lassen.“

Mit dem Tod Bernhards beginnt für den Internisten Fabjan, der seit 1975 eine Praxis im oberösterreichischen Gmunden betreibt, das nächste Paralleleben, das ihn bis zum heutigen Tag als Nachlassverwalter, Stiftungsmitbegründer und Wahrer des literarischen Erbes beschäftigt. In seiner Selbstbeschreibung offenbart er sich als leidenschaftlicher Mediziner, der dem Bruder weiterhin ein ergebener Diener ist. Er sei eben in seinem Beruf und dem Erhalt des Erbes des Bruders „aufgegangen“. Erst im vorgerückten Alter von zweiundsechzig Jahren heiratet er, der sich selbst „Ungeschick im Gestalten von Beziehungen“ attestiert, die Französin Anny Lacombe-Demel, ein Glücksfall für beide Beteiligten. Das Leben des Bruders – Fabjan deutet es als eine einzige Botschaft an die Welt, Distanz zu wahren gegen anmaßend auftretende Autoritäten aller Art. Er selbst macht sich dabei klein, wenn er behauptet, große Philosophen seien für ihn unlesbar gewesen – mit Ausnahme von „Nitzsches ‚Also sprach Zarathustra‘“. Ein Druckfehler, der Autor und Lektor zuallererst ärgern wird. Muss man erwähnen, dass das Cover ein Bild von Thomas Bernhard zielt? Dass ein Orts- und Personenregister fehlen? Unbegreiflich bleibt die Abwesenheit einer Ahnentafel. Bei derart verworrenen Verhältnissen, denen zu entfliehen sich Bernhard zeitlebens mühte und die Antrieb seiner „Auslöschungs“-Existenz waren, hätte eine graphische Darstellung geholfen, das Geflecht dieser Verstrickungen zu erhellen.

Peter Fabjan aber ist anzurechnen, dass er sich ein weiteres Mal in die Pflicht hat nehmen lassen und seine Version der Geschichte für kommende Lesergenerationen hinterlegt.

*Peter Fabjan: „Ein Leben an der Seite von Thomas Bernhard“. Ein Rapport. Suhrkamp Verlag, Berlin 2021. 196 S., Abb., geb., 24,- €*



**Le Figaro (site web)**

vendredi 22 janvier 2021 - 06:01 UTC +01:00 2700 mots

# Dettes, impôts, bureaucratie... La face cachée de la crise

de Montalembert, Ghislain

**FIGAROVOX/ENTRETIEN - Jusqu'à quand pourrons-nous dépenser des milliards sans compter? Le soutien de la BCE sera-t-il éternel? À combien s'élève la dette réelle de la France? Dans un livre choc\*, Agnès Verdier-Molinié, directrice générale de la Fondation IFRAP\*\*, tire la sonnette d'alarme: on ne dit pas toute la vérité aux Français sur l'état de nos finances publiques et les efforts qu'il faudra faire pour les redresser.**

**Alors que des moyens financiers hors normes sont mobilisés pour lutter contre les conséquences économiques de la crise sanitaire, vous estimez que la France, que vous comparez au Titanic, ne pourra plus tenir longtemps sous perfusion. Le pire n'est pas derrière nous, mais devant?**

Tout est fait pour entretenir les Français dans l'illusion que les milliards peuvent tomber du ciel sans fin, jour après jour. Or, le «quoi qu'il en coûte» cher au président de la République a un revers: l'explosion de la dette française, détenue par le système financier, les épargnants et désormais de plus en plus par la Banque centrale européenne. C'est une véritable bombe à retardement!

Le résultat? En 2020, la France a emprunté des sommes gigantesques: pas moins de 1 milliard par jour! Pour prendre une autre comparaison, cela fait 700.000 euros par minute. Qui en est conscient? Personne n'explique aux Français que nous ne pourrions pas tenir longtemps à ce rythme, soit 380 milliards d'euros pour la seule année 2020. Je raconte dans ce livre, pour la première fois, le rôle d'une très discrète agence de Bercy, France Trésor, qui permet à la France de vivre largement à crédit toute l'année. Tout le problème, c'est que l'argent qui coule à flots est aussi en partie largement gaspillé dans les tuyauteries ministérielles. On a, par exemple, dit à un ministre en vue: *«On te file 2 milliards dans le plan de relance, mais tu as deux heures pour nous dire ce que tu comptes en faire.»*

Pour la première fois depuis que je travaille sur ces sujets, de hauts responsables de l'administration se manifestent pour faire part de leur inquiétude. Beaucoup exhortent de sonner l'alerte car si nous ne nous réveillons pas, nous ne maîtriserons plus notre destin. Eux ne peuvent pas parler. Chut... les Français doivent continuer à penser que l'argent est magique, gratuit; et que l'État a tout pouvoir pour voler à leur secours avec ses milliards fantômes. La vérité, c'est que nos finances publiques entrent dans une zone rouge, dans un contexte terrible où la société est à cran avec ces confinements, ces fermetures administratives et, bien sûr, le chômage qui remonte.

**Peut-on vraiment parler d'argent fantôme?**

Ces milliards donnent l'illusion d'une richesse qui n'existe pas. Ils sont empruntés, et contrairement à ce que certains voudraient laisser croire, la dette détenue par la Banque centrale européenne (BCE) ne pourra pas être effacée d'un trait de plume. Le ministre de l'Économie, Bruno Le Maire, a été clair sur ce sujet délicat: *«Ceux qui disent qu'une dette ne se rembourse pas sont des irresponsables, vis-à-vis des marchés mais aussi de la signature française qui pourrait être mise en péril»*, a-t-il martelé lors de la présentation du budget 2021. La peur est là. Il a intérêt à le dire et le redire car la valeur de la signature de la France repose dorénavant essentiellement sur la confiance et cette confiance est volatile.

On est en train de massacrer notre avenir! D'autant que la «dette Covid» (environ 270 milliards d'euros à ce jour) est venue s'ajouter à la montagne de dettes que la France, au lieu d'entreprendre les réformes qui s'imposaient, a accumulées depuis vingt ans. Au début des années 2000, notre endettement ne représentait encore que 60 % du PIB français. En vingt ans, son poids dans la richesse nationale a doublé. En valeur, la dette française a même quasiment triplé, passant de 1.050 milliards d'euros en 2003 à environ 2.800 milliards aujourd'hui et, selon toute vraisemblance, 3.000 milliards en 2022! Et encore, c'est sans parler de notre dette invisible. Car, quand on parle de 120 % de dette, on la calcule au sens de Maastricht, qui ne prend pas tout en

compte. Il faut ajouter 4.000 milliards de dettes hors bilan supplémentaires, du moins une partie car ce sont des engagements. Même si seulement un tiers des engagements étaient mobilisés, cela fait tout de même 1.300 milliards d'euros.

### **Mais la BCE sera toujours là pour nous préserver de la catastrophe, non?**

Je raconte dans le livre que nous dépendons maintenant financièrement presque totalement de la BCE, de ses engagements, de ses déclarations et des votes du Conseil des gouverneurs. Cela ne doit pas nous endormir car cela ne durera pas indéfiniment. Il faut bien comprendre que si la BCE injecte autant de liquidités dans l'économie, c'est moins pour aider nos entreprises à passer le cap de la pandémie que pour voler au secours des États les plus fragiles de l'Union européenne et éviter la catastrophe d'une crise des dettes souveraines qui pourrait faire exploser l'euro. Nous n'en sommes pas passés loin à la mi-mars 2020, alors que les taux d'emprunt divergeaient rapidement entre l'Allemagne et notamment l'Italie et... la France. Sans l'intervention de la BCE, nous aurions subi une gigantesque crise des dettes souveraines! Mais ce soutien ne sera pas éternel. J'ai la conviction qu'à partir de 2022 les vannes vont se refermer progressivement. Les Allemands militent déjà en faveur du rétablissement, pour tous les pays de la zone euro, des règles de bonne gestion jusqu'ici imposées: le maintien des déficits au-dessous de 3 % du PIB et un endettement inférieur à 60 %. Eux-mêmes visent l'équilibre budgétaire d'ici à 2022. Tôt ou tard, les pays européens les plus vertueux - l'Allemagne mais aussi les Pays-Bas, l'Autriche... - vont dire stop à la politique de taux négatifs et de rachat des dettes publiques de la BCE. Pourquoi feraient-ils des efforts pour maîtriser leurs finances publiques et pas nous? Combien de temps les pays vertueux vont-ils laisser la France, désormais un des maillons faibles de l'Union, profiter du parapluie européen et de la bonne gestion des pays du Nord?

### **Quelle solution préconisez-vous?**

Conforter la confiance dans la signature de la France est fondamental alors que l'État va devoir emprunter plus de 260 milliards d'euros en 2021. Les années suivantes, nos besoins en cash seront du même ordre. Le seul moyen de les financer est de prouver à tous (investisseurs, marchés, partenaires européens...) notre volonté de réduire notre endettement et de mener une politique de croissance et de compétitivité. Sinon, on peut craindre que les non-résidents, qui détiennent la moitié de la dette française, ne se détournent de la France. C'est pourquoi il faut mettre en œuvre rapidement un plan pour ramener la dette à 100 % du PIB à l'horizon 2027-2030. Un sondage récent montre que 78 % des Français pensent que la France est en déclin, ils méritent la vérité: il va falloir travailler plus, réformer notre modèle social, réduire le train de vie de l'État, repousser l'âge de la retraite, diminuer enfin les effectifs du secteur public alors que ces derniers se sont encore accrus de 129.000 agents supplémentaires depuis le début du quinquennat d'Emmanuel Macron, qui avait pourtant promis une réduction de 120.000 fonctionnaires... Nous n'avons plus les moyens de tergiverser. D'où le titre de mon livre *La France peut-elle tenir encore longtemps?*

### **Lancer un plan de rigueur en ce moment, n'est-ce pas prendre le risque de compromettre le redémarrage de l'économie?**

Non, c'est plutôt le contraire, c'est la rigueur dans la gestion publique qui permettra de reconstruire la France, de retrouver la croissance et de faire redémarrer notre économie.

Dans leur comportement, notamment d'épargne, les Français ont d'ailleurs déjà intégré la nécessité de sortir de l'assistance étatique face à la crise et devenir à une situation moins anxiogène, car ils savent que se retrouver un jour en banqueroute constitue un risque autrement plus important! Si cette situation se produisait, on ne pourrait tout simplement plus payer les pensions de retraite, les salaires des fonctionnaires... Contrairement à ce que disent beaucoup d'esprits forts, ce risque n'est pas hypothétique. Du jour au lendemain, nous pouvons être confrontés à une remontée des taux, à une guerre des changes, à une crise géopolitique... Si, face à un choc brutal, nous ne pouvons ni nous appuyer sur des décisions prises ni présenter un plan enfin cohérent, la confiance disparaîtra pour longtemps! Si un jour les responsables de l'agence qui place notre dette à l'étranger n'ont plus d'arguments pour convaincre les investisseurs, ceux-ci partiront pour longtemps. Je raconte ainsi à quel point nous dépendons maintenant aussi de nos créanciers, de la Banque centrale chinoise aux fonds de pension américains en passant par les grands assureurs!

Le gouvernement doit donc nous dire maintenant comment il ira chercher la croissance de 2021 et comment il redressera durablement la situation.

## **La France pourra-t-elle s'en sortir sans augmenter les impôts?**

C'est ce que promet le gouvernement. Mais immanquablement, à l'approche de l'élection présidentielle de 2022, on verra fleurir toutes sortes de propositions pour taxer davantage les Français, en particulier les plus fortunés. En période de crise, la tentation de frapper les plus riches au portefeuille est un atavisme très français. Imposer davantage les transmissions de patrimoine comme l'a suggéré récemment l'économiste Thomas Piketty? Pénaliser la pierre dont le prix a flambé? Rétablir l'ISF? Inventer de nouvelles taxes? Nombre de parlementaires poussent à la roue. Et les tiroirs de Bercy sont pleins d'idées de taxes prêtes à être dégainées. L'une de ces idées consiste à taxer l'épargne dite «dormante». N'oublions pas que la France est déjà championne du monde en matière de prélèvements obligatoires et se distingue souvent par son plus faible taux de croissance, ce qui n'est peut-être pas un hasard.

L'exemple de l'industrie française du médicament, dont nous découvrons aujourd'hui la dépendance stratégique vis-à-vis de l'étranger, est particulièrement éclairant. Depuis 2012, les taxes pesant en France sur le secteur pharmaceutique ont quasi doublé, représentant 8,4 % de leur chiffre d'affaires: à chaque fois qu'il fallait trouver de l'argent pour renflouer l'assurance-maladie, on en inventait une nouvelle. Une véritable vache à lait!

## **Vous évoquez dans votre livre un potentiel «raid» sur l'épargne des Français. Ce risque est-il sérieux?**

On peut le redouter. Depuis un an, les Français ont accumulé des réserves comme jamais: leur bas de laine s'est gonflé de 100 milliards d'euros. Leur taux d'épargne a grimpé à 28 %, soit le plus haut niveau observé en France depuis 1950! Moins l'on sait où l'on va et plus les Français mettent de côté. Piocher dans l'épargne est bien entendu risqué, car très impopulaire, mais c'est un risque que nous courons. Des précédents existent. Alors que la dette italienne frôlait les 120 % de PIB, le gouvernement de Giuliano Amato n'a-t-il pas décidé, en 1992, de mettre en place un prélèvement de 0,6 % sur l'ensemble des dépôts bancaires pour désendetter le pays? La mesure avait permis de récolter environ 15 milliards d'euros! Autre piste: bloquer les fonds détenus par les Français sur les contrats d'assurance-vie (environ 1.800 milliards d'euros). C'est ce que permet depuis 2016 la loi Sapin 2, qui autorise l'État, au-delà d'une limite de 70.000 euros, à suspendre ou restreindre temporairement les retraits ; ou à limiter les rachats ainsi que la distribution des intérêts prévus.

## **Nos services publics ne sont plus à notre service, écrivez-vous. Où sont-ils passés?**

La mise à l'arrêt des administrations pendant le confinement a porté encore un coup de canif à la valeur travail dans nos administrations, déjà minées par les 35 heures et un taux d'absentéisme record. Est-il normal que la France se soit réveillée fin mars avec seulement 1.600 bureaux de poste ouverts sur 17.000? Pendant ce temps, en Allemagne, les guichets de poste étaient en activité! Les postiers français ne sont pas les seuls à avoir déserté leurs obligations d'intérêt général. Si 30 % des agents publics étaient en télétravail durant le premier confinement, environ 40 % des effectifs de la fonction publique d'État étaient payés à 100 % tout en restant chez eux sans travailler. C'est ce qu'on nomme pudiquement «l'autorisation spéciale d'absence» (ASA), un système dont peuvent encore bénéficier aujourd'hui les agents des administrations, dès lors que, par exemple, les classes ou écoles de leurs enfants sont fermées.

## **Comment jugez-vous la manière dont les administrations sanitaires ont géré la pandémie?**

Les pesanteurs et la mauvaise gestion des administrations, leur manque d'agilité, nous ont sauté aux yeux avec cette crise. Ce qui est frappant, c'est le contraste entre les sommes dépensées, parmi les plus hautes en Europe, et les résultats calamiteux. Par exemple, on a découvert pendant cette crise que personne ne se parlait vraiment entre les préfets, les maires, les ministres, les présidents de région, les départements, les ARS (*agences régionales de santé, NDLR*) ... D'où les cafouillages bien connus sur les masques au début de la pandémie, l'engorgement des hôpitaux, la lenteur de la mise en place des tests de dépistage et, aujourd'hui, de la stratégie de vaccination. On voit bien que, face à une situation d'urgence, notre organisation publique pléthorique ne fonctionne pas correctement. Le statut des agents publics hospitaliers ajouté à la suradministration de l'hôpital ont eu pour conséquence l'arrêt beaucoup plus important de notre économie par rapport à nos voisins Allemands en 2020...

## **Comment expliquez-vous les retards pris par la France en matière de politique de vaccination?**

Nous butons sur notre tradition jacobine ultracentralisée: l'Allemagne a déployé des centres mobiles pour faire le tour de ses maisons de retraite. Par ailleurs, une vaccination massive, sur la base du volontariat, a été mise en place en Israël avec des centres ouverts 24 heures sur 24 afin d'atteindre le plus vite possible un niveau d'immunité collective efficient. Nous en sommes très loin.

## **La nécessité de recourir aux services du cabinet américain McKinsey pour mettre en œuvre notre stratégie de vaccination est-elle, à vos yeux, une nouvelle preuve de l'incompétence des services de l'État?**

Quand on comprend que les cabinets de conseil ont été sollicités seulement mi-décembre 2020 pour une campagne de vaccination censée commencer fin décembre, on comprend aussi que là où le bât blesse, c'est plutôt du côté de nos administrations publiques! Nous avons un nombre d'agents au ministère de la Santé (plus de 11.000) supérieur à tous les pays comparables et nous n'arrivons pas à gérer la logistique en interne? Peut-être faudrait-il un peu dégraisser le mammoth plutôt que de taper sur ceux qui sont appelés en pompiers... Ou faire appel à l'armée dont la logistique est le métier?

Je montre dans le livre que notre sur-administration nous coûte 84 milliards d'euros par an. On le voit bien, le privé sauve souvent la mise du public. C'est, par exemple, Doctolib qui permet efficacement à nos concitoyens de prendre des rendez-vous pour se faire vacciner...

*Propos recueillis par Ghislain de Montalembert*

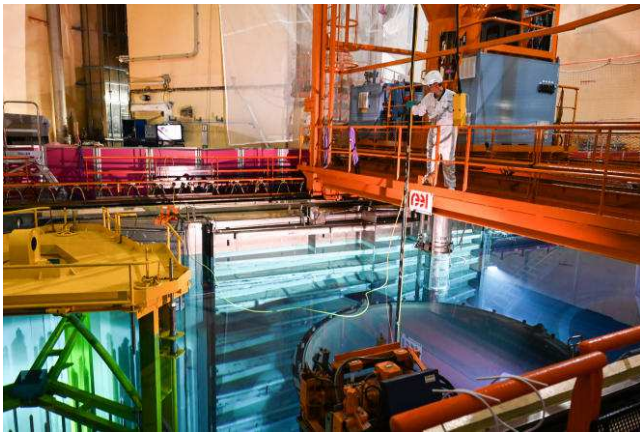
\*\*La Fondation iFRAP est un think tank qui milite, depuis sa création en 1985, pour une meilleure gestion des politiques publiques.

# Nucléaire : « On demande à une personne malade de courir un marathon »

Pour le physicien critique du nucléaire Bernard Laponche, EDF n'a pas les moyens d'assurer la prolongation de la durée de vie des plus vieux réacteurs du parc français.

Propos recueillis par [Nabil Wakim](#) et [Perrine Mouterde](#)

Publié aujourd'hui à 02h27, mis à jour à 07h49



Un homme travaille dans le cœur du réacteur nucléaire du Tricastin, le 27 juin 2019.

La France doit-elle prolonger la durée de vie de ses réacteurs nucléaires les plus anciens ? C'est la volonté du gouvernement et d'EDF, qui a repoussé à 2035 la baisse de la part de l'atome dans la production d'électricité. [L'Autorité de sûreté nucléaire \(ASN\) a lancé en décembre 2020 une consultation pour encadrer cette possible prolongation des réacteurs.](#)

Pour Bernard Laponche, physicien nucléaire, ancien du Commissariat à l'énergie atomique et aux énergies alternatives (CEA) et cofondateur de l'association de scientifiques Global Chance, EDF n'a pas la capacité d'assurer dans les temps ces améliorations nécessaires à la sûreté. Il appelle à une fermeture anticipée de certains réacteurs pour pouvoir continuer à assurer le bon fonctionnement des autres.

EDF assure que l'état du parc actuel est bon et que prolonger la durée de vie des réacteurs existants ne pose pas de problème majeur. Partagez-vous cette analyse ?

Si les trente-deux réacteurs les plus anciens étaient en bon état, on pourrait fixer les conditions de la poursuite de leur fonctionnement et juger ensuite s'il est possible de les mettre en œuvre. Mais ce n'est pas le cas : l'état du parc français est préoccupant. Il suffit de lire le dernier rapport de l'ASN pour le comprendre.

Elle écrit que « *la rigueur d'exploitation des centrales d'EDF est en recul* » et que le nombre d'événements significatifs « *augmente régulièrement depuis plusieurs années* ». On peut citer le problème de la fragilité des diesels de secours face au risque de séismes : l'ASN parle d'une anomalie générique – c'est-à-dire qui peut concerner tous les réacteurs – du mauvais état ou de mauvais montage des ancrages de ces systèmes. Or si le diesel qui assure l'alimentation en électricité ne démarre pas, c'est l'accident grave.

Il y a aussi des phénomènes de corrosion liés à des défauts de maintenance, des tuyauteries qui se dégradent. EDF aurait intérêt à se dire qu'il vaut mieux avoir vingt réacteurs qui fonctionnent bien et ont été bien réparés et à arrêter rapidement les autres, plutôt que de tous les laisser fonctionner au-delà de 40 ans.

Pour l'ancien président de l'Autorité de sûreté nucléaire américaine (NRC), Gregory Jaczko, vouloir absolument moderniser ces réacteurs conçus dans les années 1950 pour qu'ils atteignent un niveau acceptable, c'est mettre du sparadrap sur du sparadrap. C'est comme demander à une personne malade de courir un marathon !

**L'ASN recommande à EDF de tendre vers le niveau de sûreté requis pour le réacteur de troisième génération EPR. Cela vous semble-t-il possible ?**

C'est possible pour certains points. Dans l'EPR, les bâtiments qui contiennent le combustible irradié, les piscines, seront « bunkérisés » pour être protégés en cas d'agression extérieure, comme la chute d'un avion par exemple. L'ASN aurait pu demander de « bunkériser » aussi les bâtiments des réacteurs plus anciens, mais ne l'a pas fait parce que ça coûte trop cher. Je pense que c'est une décision critiquable.

**EDF assure être capable de mener à bien ces travaux, vous n'y croyez pas ?**

Ces travaux sont colossaux. Pour la première visite décennale à Tricastin (Drôme), EDF a mobilisé 5 000 travailleurs pendant six mois, pour un seul réacteur.

Il y a des doutes sur le fait que l'entreprise ait la capacité de faire cela pour toutes les visites décennales, alors qu'il pourrait y en avoir jusqu'à six par an dans les prochaines années. EDF ne pourra pas le faire ou le fera mal.

En conséquence, il va y avoir un décalage de calendrier des visites décennales de 3, 4, 5 ans. Des réacteurs vont fonctionner bien au-delà de 45 ans avant de voir leur durée de vie prolongée au-delà de 40 ans.

**Les responsables politiques ont-ils manqué d'anticipation ?**

Ni EDF, ni l'ASN, ni les décideurs n'ont suffisamment anticipé. Les responsables politiques se défontent sur l'ASN, ils ne veulent pas entendre parler de la question de la sûreté.

La feuille de route énergétique de la France (PPE), qui prévoit l'arrêt de douze réacteurs d'ici à 2035, n'aborde pas cette question et affirme que le principe général sera l'arrêt des réacteurs à l'échéance de leur cinquième visite décennale, soit à 50 ans. Le fait que l'on dépende complètement du nucléaire pour notre approvisionnement électrique pose un problème de fond et fait peser une pression folle sur l'ASN.

Les experts de Global Chance contestent par exemple le fait que les cuves des réacteurs puissent encore fonctionner dix ans. Imaginons que l'on ait raison et qu'il y ait un problème générique concernant tous les réacteurs de première génération, qu'est-ce qu'on fait ?

**L'ASN n'est-elle pas à même de jouer son rôle de garante de la sûreté ?**

Tout le système de sûreté repose sur les déclarations d'EDF. Or deux exemples récents ont mis à mal ce principe : l'expérience des dossiers barrés [*des irrégularités et des fraudes constatées dans la forge du Creusot, en Saône-et-Loire*] et [celle de la cuve de l'EPR](#) [*de Flamanville dans la Manche, dont le couvercle, jugé non conforme, devra être remplacé en 2024*]. EDF signale parfois les problèmes avec du retard ou ne les signale pas du tout. Pour les quatrièmes visites décennales, il faudrait une présence permanente de l'ASN sur les sites. Il lui faut davantage de moyens humains.

La consultation publique sur la prolongation de la durée de vies des réacteurs les plus anciens vient de s'achever. Qu'en attendez-vous ?

Ce processus est très hypocrite. La consultation n'a duré qu'un mois et les prescriptions de l'ASN sont illisibles. Qui a pu avoir le temps de s'y intéresser ?

Le fait qu'il y ait davantage de débat devrait être considéré comme une victoire mais au lieu d'être vues comme un véritable outil de prise de décision, ces consultations servent à se donner bonne conscience. Le plus grave est que même les politiques ne s'y intéressent pas.

Plus largement, vous considérez que le risque d'accident grave n'est pas suffisamment pris au sérieux en France.

A l'époque de la construction des réacteurs les plus anciens, cette notion d'accident grave n'a pas été prise en compte dans les études de sûreté. S'il y avait perte de refroidissement et fusion du cœur, aucune parade n'était prévue, la probabilité que ce type d'accident arrive ayant été considérée comme trop faible.

Ce n'est qu'après Fukushima en 2011 qu'il y a eu une prise de conscience du risque lié aux événements extérieurs. Tous les présidents de l'ASN ont reconnu qu'un accident comme celui du Japon pouvait se produire en France. Mais on a l'impression que ce n'est pas vraiment compris.

# Nebulös, aber mächtig – die EZB ernennt sich zur Retterin Europas

Stand: 21.01.2021 | Lesedauer: 4 Minuten

Von Anja Ettel, Holger Zschäpitz



EZB-Chefin Christine Lagarde: Unter Anlegern ist schon vom "Lagarde-Put" die Rede

Nach der ersten Sitzung dieses Jahres orakelt EZB-Präsidentin Christine Lagarde scheinbar konfus herum. Doch die Botschaft, die sie senden möchte, ist deutlich. Das zeigt ihr ganz eigener, versteckter „Whatever-it-takes-Moment“.

Der ehemalige amerikanische Notenbankchef Alan Greenspan war als Orakel der Fed bekannt. Seine Statements fielen wolkig aus und ließen viel Spielraum für Interpretation. Hätte Greenspan am Donnerstag den Auftritt von Christine Lagarde verfolgt, wäre er sicher stolz gewesen.

Die Präsidentin der Europäischen Zentralbank (EZB) präsentierte sich wie der einstige Maestro ebenfalls orakelhaft und ließ viele Beobachter konfus zurück. Lagarde schaffte es, gleich zu Beginn der Pressekonferenz zehn Minuten auf eine Frage zu antworten, ohne dabei wirklich für Klarheit zu sorgen.

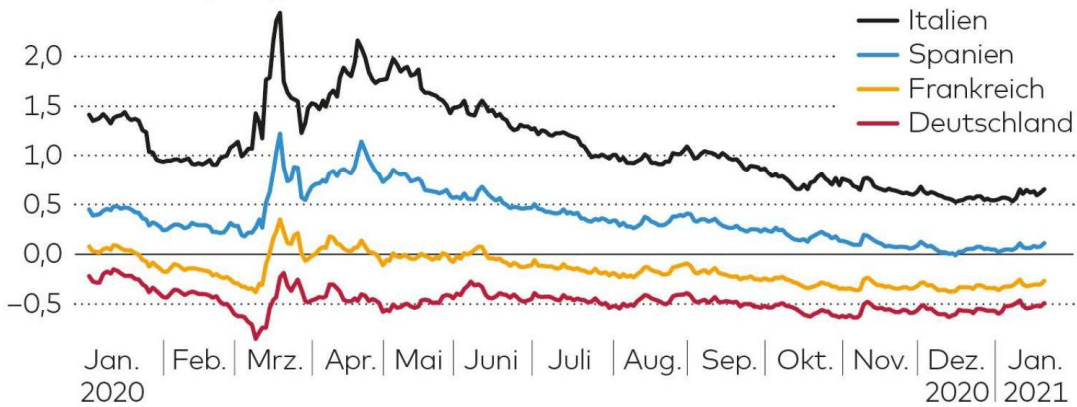
Sie entschuldigte sich sogar für eine gewisse Konfusion, um dann im besten greenspanschen Sinne zu antworten, die EZB-Politik mit dem Pandemiekaufprogramm könne nur funktionieren, wenn sie flexibel sei.

Doch trotz der wolkigen Ansprache hatte Lagarde für alle, die genau zuhörten, eine mächtige Nachricht parat: Die EZB werde alles tun, um für vorteilhafte Finanzierungsbedingungen in der Euro-Zone zu sorgen. Im Klartext: Die Währungshüter werden die Märkte nicht crashen lassen und auch nicht zulassen, dass Investoren gegen einzelne Euro-Länder wetten und deren Renditen nach oben treiben.



## EZB ebnet Renditeunterschiede ein

Renditen zehnjähriger Staatsanleihen in Prozent



welt

Quelle: Bloomberg

Quelle: Infografik

WELT

„Es war eine Art versteckter ‚Whatever-it-takes-Moment‘“, kommentierte Alessio De Longis, Fondsmanager bei Invesco Investment Solutions. Lagarde habe erstmals öffentlich gemacht, dass die EZB bei ihrer Geldpolitik nicht nur die Kreditvergabe der Banken im Blick habe, sondern auch Zinsaufschläge für Unternehmen und Anleiherenditen der Staaten.

Im Zweifelsfall würden die Währungshüter an den Märkten mit Liquiditätsspritzen und Anleihekäufen eingreifen, um das sicherzustellen. „Die EZB hat den Investoren klargemacht, dass es sich nicht lohnt, gegen die Notenbank zu spekulieren“, sagte De Longis.

Zuletzt war aufgefallen, dass die Anleihemärkte kaum auf die politischen Turbulenzen in Italien reagiert hatten. Die Risikoaufschläge der zehnjährigen italienischen Staatsanleihen zu Bundesanleihen waren lediglich leicht gestiegen. In früheren Krisen hatten die Bondmärkte viel allergischer auf Ungemach in Rom reagiert. Doch Lagarde wollte auf eine direkte Nachfrage zu Italien nicht wirklich eingehen.

Viel lieber versuchte sie, mit vielen Worten die neue Strategie vage zu halten. Die EZB Sorge für günstige Finanzierungsbedingungen, aber diese Bedingungen messe sie nicht mit einem einzelnen Indikator. „Wir verfolgen einen ganzheitlichen Ansatz.“ Die Nachrichtenagentur Bloomberg hatte unter Berufung auf informierte Personen berichtet, dass die EZB Zielgrößen für den Abstand der Staatsanleiherenditen der stärksten und der schwächsten Länder habe.

Lagarde räumte ein, dass Staatsanleiherenditen eine wichtige Richtgröße seien, sagte aber zugleich, dass die EZB genauso auf Kreditzinsen und -konditionen von Unternehmen und Privatpersonen achte. „Natürlich spielen Staatsanleiherenditen eine wichtige Rolle als Grundlage bei den Konditionen von Krediten für die Wirtschaft. Momentan sehen wir nicht, dass die Entwicklung irgendeiner speziellen Rendite ein Problem für die Finanzierungsbedingungen des gesamten Euro-Raums darstellt.“

## Nebulöse Aussichten

Fast die gesamte einstündige Pressekonferenz drehte sich um Finanzierungsbedingungen, die die EZB in Zukunft „vorteilhaft“ gestaltet sehen will. Die EZB müsse das Volumen des Pandemieprogramms von 1,8 Billionen Euro nicht unbedingt voll ausschöpfen. Es könne aber genauso sein, dass das Programm weiter angepasst, sprich: erweitert werde.

Dazu passte es auch, dass Lagarde die wirtschaftlichen Aussichten nebulös hielt. Zwar bestünden weiterhin konjunkturelle Risiken für die Euro-Zone, doch die hätten etwas an Schrecken verloren, auch wenn die Pandemie weiter grassiere. Die Lockdowns überall in Europa würden sicher das erste Quartal belasten, doch an der Gesamtjahresprognose müsse noch nicht gerüttelt werden.

„Ich wünschte, ich wäre behutsam optimistisch. Aber ich bin jetzt alt genug, um realistisch zu sein“, sagte Lagarde auf Nachfrage. Tatsächlich ist die Vollkaskostrategie, die die EZB mit ihren Interventionen betreibt, nicht ohne Risiken. Denn auch rechtlich bewegt sich die EZB auf kritischem Territorium. „Dies könnte den Eindruck erwecken, dass die EZB tatsächlich monetäre Staatsfinanzierung betreibt“, sagte Katharina Utermöhl, Ökonomin bei der Allianz, dem Finanzdienst Bloomberg.

Commerzbank-Chefvolkswirt Jörg Krämer nimmt Lagarde nicht ab, dass die EZB bei der Beurteilung der Finanzierungsbedingungen im Euro-Raum einen „ganzheitlichen Ansatz“ verfolge. „Tatsächlich dürfte es der EZB aber vor allem darum gehen, die Renditeaufschläge der Anleihen der besonders hoch verschuldeten Staaten zu begrenzen“, schrieb Krämer in einem Kommentar zur Pressekonferenz Lagardes nach der EZB-Ratssitzung.

Laut Krämer lässt sich beobachten, dass die EZB im Rahmen ihres PEPP-Programms immer dann mehr Staatsanleihen kaufe, wenn die Risikoaufschläge stiegen. „Offenbar sieht es die EZB als ihre Aufgabe an, die Währungsunion zusammenzuhalten, solange die hoch verschuldeten Staaten nicht ihre Hausarbeiten machen und damit latent die Existenz der Währungsunion gefährden“, konstatierte Krämer.

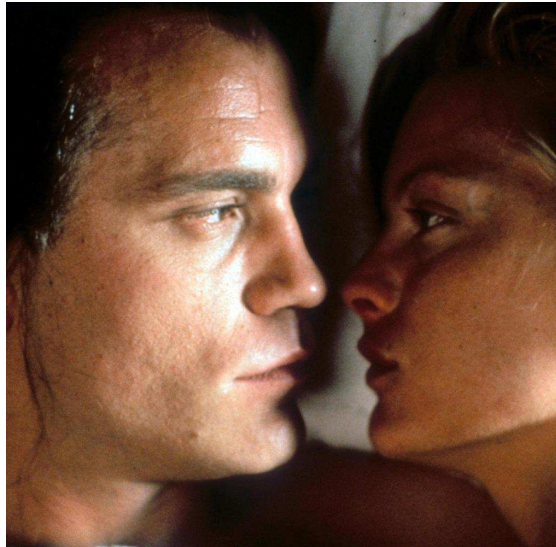
Eine ähnliche Strategie hatte schon der frühere US-Notenbankchef Greenspan mit Blick auf die Aktienmärkte virtuos betrieben. Immer wenn die Börsen krachten, eilte der Mann mit der großen Brille zu Hilfe. An den Märkten ist noch heute von Greenspan-Put, also Greenspan-Versicherung, die Rede. Bei den Anleiherenditen der Euro-Zone könnte nun der Lagarde-Put geboren sein.

# Das Ende der Verführung

Stand: 04:41 Uhr | Lesedauer: 7 Minuten

Von **Richard Kämmerlings**

Literarischer Korrespondent



Wer verführt hier wen? Michelle Pfeiffer und John Malkovich in „Gefährliche Liebschaften“

Quelle: Metro-Goldwyn-Mayer/Getty Images

Don Juan steht unter MeToo-Verdacht: Wenn sich die Geschlechter erotisch auf Augenhöhe begegnen, wird der notorische Verführer zur anachronistischen Figur. Doch würde mit ihm ein Leitmotiv unserer Kultur verlorengehen.

Verführung ist in Verruf geraten. In Zeiten wie den unsrigen, in denen jedes Machtgefälle zwischen den Geschlechtern verschwinden soll, erscheint Verführung als illegitime Manipulation, als Verletzung der Norm größtmöglicher Transparenz und Ehrlichkeit in Beziehungsdingen und so als Relikt überwundener patriarchaler Verhältnisse, in denen die Jagd nach erotischen Erfolgen als Sport und Spiel gelten konnte.

Die MeToo-Debatte, die sich nach der Aufdeckung der Verbrechen Harvey Weinsteins 2017 entwickelte, hat den Sozialtypus des notorischen männlichen Verführers endgültig zum Anachronismus gemacht. Zwischen den Polen des noch legitimen, weil auf Gegenseitigkeit beruhenden Flirts und einer allgegenwärtigen, in vielerlei Formen auftretenden sexuellen Gewalt scheint die klassische Verführung inzwischen ganz nah an den zweiten Pol herangerückt.

In Frankreich sahen sich vor drei Jahren Frauen wie Catherine Deneuve genötigt klarzustellen, dass „hartnäckiges oder ungeschicktes Flirten kein Delikt und eine Galanterie auch keine chauvinistische Aggression“ sei. Doch in der Praxis sind die Grenzen zwischen Verführung und Gewalt eben fließend.

Als kurz vor Weihnachten Proteste von feministischer Seite dazu führten, dass die Verlage Hanser und dtv das Buch „24 Gesetze der Verführung“ von Robert Greene aus ihrem Programm nahmen, warf dies ein Schlaglicht auf den Wandel des gesellschaftlichen Bewusstseins. Greenes Buch, als „The Art of Seduction“ im Original 2001 erschienen, ist tatsächlich eine seltsam affirmative Mischung aus kulturgeschichtlichem Zettelkasten und Ratgeber des Typs „Nietzsche für Manager“, eindeutig ein Kind des neoliberalen (und chauvinistischen) Zeitgeists der 90er-Jahre.

Die Vorwürfe sind nachvollziehbar: „24 Gesetze der Verführung“ will ein Handbuch der Manipulation sein, das aus der Weltliteratur Tipps zur Erzeugung psychischer Abhängigkeit extrahiert, unter anderem enthält es eine Liste mit 18 „Opfertypen“. Auch wenn Greene sich nicht nur an männliche Mochtegern-Verführer richtet, ist es ein Buch für Männer, was sich schon aus seinem Material ergibt. Verführungskunst ist bei Greene eine Superpower auf dem Schlachtfeld des Erotischen, das selbst nur eine „Ausweitung der Kampfzone“ des Kapitalismus ist, wie das gleichnamige Debüt Michel Houellebecqs helllichtig vorführte.

Ob Aussortieren in solchen Fällen wirklich die beste Lösung ist, sei dahingestellt. Für den zukünftigen Umgang mit der Kulturgeschichte verheißt das jedenfalls nichts Gutes. Denn Verführung ist in Literatur, Oper, Theater und Kino ein zentrales Motiv, das buchstäblich am Anfang steht, und zwar zunächst lange unter umgekehrten Gender-Vorzeichen. Bei Adam und Eva geht es los. Seit der biblischen Geschichte vom Sündenfall sind Frauen die Verführerinnen, die den Mann vom rechten Weg abbringen und ins Verderben stürzen. Damit beginnt eine jahrtausendelange Geschichte der Dämonisierung und Abwertung des „schwachen Geschlechts“, das als schwach vor allem wegen seiner besonderen Nachgiebigkeit gegenüber dem Drängen der Begierden gilt.

### **Mythos der fatalen Verführerin**

Die Frau als Verführerin des Mannes ist zugleich selbst Verführte des Teufels, eine Vorstellung, die noch die Hexenjagden der Frühen Neuzeit befeuerte. Auch Sagenfiguren wie die Sirenen oder die Loreley, deren Gesang die Seeleute in den Tod reißt, arbeiten weiter am Mythos der fatalen Verführerin, dem auch die (willens)stärksten Männer hilflos ausgeliefert sind. Die moderne *femme fatale* ist eine Nachfahrin dieses Typs.

In der vorchristlichen Antike war die Verführerrolle noch anders verteilt, der oberste Schürzenjäger war der höchste Gott Zeus beziehungsweise Jupiter selbst, dessen besonderer Annäherungstrick die Verwandlung in Tiere wie Adler oder Schwan war. Aber in der intriganten Sphäre des Olymp hatten auch Göttinnen wie Aphrodite alle Tricks und Kniffe drauf.

In der Adelswelt des 17. Jahrhunderts betritt ein folgenreicher neuer Verführer-Typus die Bühne der Welt: Don Juan wird ausgerechnet von einem Mönch erfunden, in Tirso de Molinas Theaterstück „Der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast“ (um 1613) sind schon alle Grundmotive versammelt, die in den folgenden Jahrhunderten immer wieder variiert werden, von Molière über Mozarts „Don Giovanni“ bis zu Max Frisch und Peter Handke. Die Germanistin Hiltrud Gnüg ist diesen Wandlungen Don Juans in mehreren lesenswerten Büchern nachgegangen.

Der Erfolg dieses Verführers ist, im konkreten wie im literaturhistorischen Sinne, von einer besonderen Konstellation abhängig. Einerseits setzt er eine extrem moralische Gesellschaft voraus – wie etwa das Spanien der katholischen Gegenreformation –, andererseits ist er Inbegriff des mit der Renaissance auftretenden „großen“ Individuums, das gegen die soziale und religiöse Ordnung aufbegehrt.



Gretchen als Verführungsoffer: Murnaus "Faust" von 1926 mit Camilla Horn und Gösta Ekman

Insofern ist Don Juan ein Bruder von Faust, der anderen übermächtigen literarischen Figur der Neuzeit und ebenfalls ein Verführer vor dem Herrn – Gretchen kann ein Lied davon singen. Nicht ohne Grund haben beide Super-Männer vor allem als Bühnengestalten Weltkarriere gemacht: Ihre Verführungskünste richten sich immer auch auf das Publikum, das sie moralisch (vielleicht) verurteilt, aber ästhetisch fasziniert ist. Eine für gelungene Verführung typische Ambivalenz.

## Ehre als zentraler Wert

Don Juan agiert traditionell in einer Gesellschaft, in der Ehre als zentraler Wert gilt, die Ehre der Frau, aber auch die des „gehörnten“ Mannes. Widerstände und Gefahren erhöhen den Reiz; um die Folgen schert sich Don Juan nicht. Ein Höhepunkt dieses Verführertypus ist in der Figur des Valmont in Choderlos de Laclos' „Gefährliche Liebschaften“ (1782) erreicht, wo Verführung zum amoralischen Zeitvertreib eines dekadenten Adels verkommen ist.



Mozarts Don Giovanni, der nach Auskunft seines Dieners tausendunddrei Eroberungen gemacht hat, ist dagegen ein

Genussmensch, dem es allein auf die erotische Augenblickserfüllung ankommt. Der Philosoph Sören Kierkegaard sah in Don Giovanni die Inkarnation „sinnlich-erotischer Genialität“ und sprach ihm sogar das Verführerische im engeren Sinn ab, da dies Plan und Reflexion voraussetze. „Er begehrt; und seine Begierde wirkt verführerisch – insofern verführt er. Er genießt die Befriedigung seiner Begierde; sobald er genossen hat, sucht er einen neuen Gegenstand und so weiter in infinitum.“

Doch egal, ob raffinierte Methode oder naives Begehren – unter den Kategorien gewaltfreier Kommunikation und einem eng ausgelegten Codex des „No means No“ bleibt dem Don-Juanesken auch in der Moderne wenig Spielraum. Die Verführung war freilich auch früher schon ein Verstoß gegen Sitte und Moral, der sanktioniert werden muss mit der Forderung zum Duell oder notfalls durch höhere Mächte. Nicht nur aus dramaturgischen Gründen wartet am Ende der steinerne Gast, der rächende Geist seines Opfers. Sozial unverträglich war Don Juan immer schon, so gesehen ist er höchst zeitgemäß geblieben.

Schon in der Epoche des Viktorianismus wurde gefragt, ob ein Don Juan überhaupt noch denkbar sei. George Bernard Shaw schrieb 1903 mit „Man and Superman“ seine eigene Variante des Don-Juan-Stoffes und diagnostizierte im Vorwort, die Gesellschaft sei „eine einzige ungeheure Bourgeoisie geworden; kein

Edelmann wagt es heute, etwas zu sagen, was seinem Gemüsekrämer anstößig erschiene.“ Shaws Essay, der sich wie eine aktuelle Polemik gegen „politische Korrektheit“ liest, führt dann Konsequenzen für den Verführertyp aus.

### **Der moderne Don Juan**

Die Frauen, so Shaw, seien „ganz im gleichen Maße gefährlich geworden. Das weibliche Geschlecht ist aggressiv und mächtig; wenn Frauen Unrecht geschieht, gruppieren sie sich nicht mehr pathetisch, um ‚Protegga il giusto cielo‘ zu singen; sie greifen zu furchtbaren gesetzlichen und sozialen Waffen und üben Vergeltung. Durch eine einzige Unvorsichtigkeit werden politische Parteien zugrunde gerichtet und öffentliche Karrieren zerstört.“ Shaws moderner Don Juan, ein sozialistischer Theoretiker namens John Tanner, versucht dann auch alles, um den Frauen aus dem Weg zu gehen, von denen er seine Freiheit bedroht sieht.

Dieser Abgesang angesichts einer hypermoralischen viktorianischen Gesellschaft ist nicht das letzte Wort geblieben, schon gar nicht im vergleichsweise sittenlosen 20. Jahrhundert. Das Kino fügte dem Arsenal seiner Verführungskünste die Großaufnahme hinzu. So bleibt der unwiderstehliche Verführer nicht nur bis heute als Mythos lebendig, sondern feiert sogar, siehe Greene, sein Comeback als Verkörperung männlicher Omnipotenzträume.

Auch wenn die überfällige Problematisierung männlicher Machtausübung den Verführer heute wieder in die Schranken weist, sollte man keine Wette darauf abschließen, dass ihn schon endgültig der steinerne Gast geholt hat. Gegen den gesellschaftlichen Mainstream stand Don Juan immer; gerade dies machte einen Großteil seiner Attraktivität aus. Und schon Shaw sah eine „Donna Juana“ in seine Rolle eintreten und erkannte, „dass der Mann nicht mehr Sieger im Zweikampf der Geschlechter bleibt. Ob er das jemals wirklich gewesen ist, darf bezweifelt werden.“

## „In grünen Zonen kehrt die Normalität zurück“ – doch man darf sie nicht verlassen

Stand: 20.01.2021 | Lesedauer: 4 Minuten

Von **Anne Kunz**

Wirtschaftsredakteurin

Ifo-Präsident Fuest fordert einen raschen Wechsel der Corona-Politik. Gemeinsam mit anderen Forschern hat er ein Papier veröffentlicht, das beschreibt, wie die Infektionszahlen deutlich gesenkt werden könnten. Die Vorschläge der „No-Covid-Strategie“ sind radikal.

Der Chef des Münchner Ifo-Instituts, Clemens Fuest, ist einer der wichtigsten Ökonomen des Landes. Sein Urteil hat Gewicht – für Politik und Wirtschaft. Umso beängstigender dürfte für viele seine Einschätzung der bisherigen Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie sein.

„Wir müssen mehr tun. Das, was bisher unternommen wurde, geht zwar in die richtige Richtung, aber ich habe große Zweifel, ob es reicht.“ Aktuell seien die Infektionszahlen zwar stabil – aber sie müssten sinken. „Stabile Infektionszahlen auf diesem Niveau erlauben kein Ende des Lockdowns.“

Laut Fuest könnte sich aufgrund von Mutationen die Situation in den kommenden Monaten sogar noch mal deutlich verschlimmern. Es drohten weitere Lockdowns, sogar Schließungen von Industriebetrieben wären dann denkbar. „Das muss unbedingt verhindert werden“, so Fuest. Sonst rutsche Deutschland in eine schlimme Rezession.



"Den Menschen muss endlich eine zeitliche Perspektive aufgezeigt werden", sagt Ifo-Präsident Clemens Fuest



Helfen soll eine ganz neue Strategie. Fuest hat gemeinsam mit zwölf anderen Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen ein Papier veröffentlicht, in dem sie beschreiben, wie man die Infektionen auf null senken und so weitere Lockdowns verhindern könnte. Die Wissenschaftler sprechen von einer No-Covid-Strategie.

„Eiertanz beenden“

No-Covid ist als eine Art marktwirtschaftliche Antwort auf die Zero-Covid-Initiative zu verstehen, die Ärzte, Pflegekräfte, Künstler, Lehrer und Klimaaktivisten gegründet haben. Sie wollen mit einem „solidarischen europäischen Shutdown“ die Pandemie beenden. Im Kontrast dazu steht die Haltung des Kölner Wirtschaftswissenschaftlers Michael Hüther und des Bonner Virologen Hendrik Streeck. Die beiden Wissenschaftler lehnen harte Eingriffe ab und fordern, dass wir uns auf eine neue Normalität einstellen müssen.

Die No-Covid-Strategie besteht aus drei Elementen: ein schnelles Absenken der Infektionszahlen auf null, die Gründung von sogenannten Grünen Zonen und ein „rigoroses Ausbruchmanagement bei sporadischem Auftreten neuer Fälle“.

Es gebe strikte Kontakt- und Mobilitätsbeschränkungen sowie strikte Quarantäne-Regeln. In den übrigen Zonen bleiben die strikten Kontaktbeschränkungen bestehen, Firmen, die strenge Hygienevorschriften erfüllen und soweit möglich Homeoffice anbieten, können aber weiter offen bleiben.

Konkret bedeutet dies, dass Gegenden, in denen die Inzidenz auf zehn gefallen ist, zur Grünen Zone erklärt werden. Danach soll die Inzidenz sogar weiter auf null fallen. „In diesen grünen Zonen kehrt die Normalität zurück. Es können Kindergärten, Schulen und Friseure geöffnet werden. Einzige Einschränkung: Sie dürfen die Grünen Zonen nicht verlassen.“

Als Vorbild nennen die Forscher Länder wie Taiwan, Neuseeland oder Australien. Die Vier-Millionen-Großstadt Melbourne habe für die Reduktion von zehn auf null nur drei bis vier Wochen benötigt. „Das Ziel für alle ist es, eine Grüne Zone zu bleiben“, heißt es in dem Papier.

„Wir müssen das Ziel No-Covid klar vor Augen haben und einen gesellschaftlichen Konsens herstellen, dass wir als Gesellschaft nicht mit dem Virus leben wollen und können, sondern es besiegen wollen. In jeder Gemeinde, in ganz Deutschland, in Europa und weltweit.“ Die Forscher fordern eine deutschlandweite Kommunikations- und Motivationskampagne, um diese neue Zielsetzung zu vermitteln.

Da die Kontrollen schnell an ihre Grenzen geraten, setzen die Forscher auf das Gewissen der Bürger. Grenzschießungen seien dann auch nicht zwingend notwendig.

„Die Menschen brauchen eine Strategie, die klar kommuniziert wird und ihnen endlich eine zeitliche Perspektive aufzeigt, wie es weitergeht. Die bisherige Krisenpolitik ist intransparent und schwer nachvollziehbar. Wirtschaft und Gesellschaft brauchen mehr Planungssicherheit“, sagt Fuest.

„Der Vorschlag klingt sehr radikal. Aber er ist es nicht. Lieferketten würden aufrechterhalten bleiben und damit die Wirtschaft geschont“, so Fuest. Man brauche allerdings deutlich mehr Homeoffice und FFP2-Masken auch am Arbeitsplatz, fordert der Ifo-Präsident.

Ausnahmen für Berufspendler aus anderen Zonen wären denkbar. In seinen Augen ginge es nicht darum, die Infektionen sehr schnell auf null zu senken. Aber sie müssten deutlich sinken. „Und dafür brauchen wir eine neue Strategie. Nur dann schaffen wir es durch die kommenden Monate.“

Indes hat auch Marcel Fratzscher, Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin (DIW), eine Verschärfung der Maßnahmen gefordert. „Die zweite Corona-Welle muss schnellstmöglich gebrochen werden, auch um langfristig enorme wirtschaftliche Schäden abzuwenden. Dies könnte die letzte Chance sein, einen noch tieferen Wirtschaftseinbruch zu vermeiden, denn viele Unternehmen sind in ihrer Existenz bedroht“, sagte Fratzscher.

Ein harter Lockdown sei zwar unmittelbar ein tiefgreifender Einschnitt für Unternehmen und Selbstständige. Die Wahrscheinlichkeit sei aber hoch, dass der fehlende Mut der Politik, frühzeitig und entschieden zu handeln, dazu führt, dass ein Rückgang der Zahl der Infizierten und damit eine Lockerung der Restriktionen noch weiter in die Ferne rückt. „Zu zögerliche Schritte, die womöglich in eine dritte Infektionswelle münden könnten, würden für noch mehr Verunsicherung bei Unternehmen, Selbstständigen und VerbraucherInnen sorgen“, sagte Fratzscher. Dies hätte verheerende Folgen für die wirtschaftliche Entwicklung.

POPULÄR GEWORDENER BEGRIFF:

# Was ist eigentlich „politischer Islam“?

- VON CHRISTIAN MEIER
- -AKTUALISIERT AM 22.01.2021-16:57



In den Diskussionen über politische Aktivitäten von Muslimen hat sich ein vage definiertes Konzept etabliert. Kritiker halten den Begriff „politischer Islam“ für untauglich, weil er einen Generalverdacht schüre. Eine Analyse.

Es ist etwa zwei Jahrzehnte her, dass der Begriff des „Dschihadismus“ in Deutschland erstmals breitere Verwendung fand. Zuvor hatte man von „Mudschahedin“ gesprochen. Während diese als archaisch-noble Widerstandskämpfer galten, verkörperte der Dschihadist nach den Anschlägen vom 11. September 2001 das antiwestliche, terroristische Gewaltpotential des Islams; Al-Qaida-Führer Usama Bin Ladin gab ihm sein Antlitz.

Einige Jahre später trat der „Salafismus“ als weitere Bedrohung für Demokratie und westlichen Lebensstil ins Licht der Öffentlichkeit. Die Gefahr erschien umso größer, als offenbar wurde, dass Anhänger dieser fundamentalistischen Strömung auch im Westen leben – und dass sie hier systematisch missionieren. Und dass es mitunter ein Zusammenspiel mit dschihadistischen Bewegungen wie dem „Islamischen Staat“ gibt.

Jahrelang war die Zahl der Salafisten ein großes Thema in den Verfassungsschutzberichten und in der Berichterstattung. Heute ist das Interesse deutlich abgeflaut. Das liegt nicht etwa daran, dass es keine Dschihadisten und Salafisten mehr gäbe – sondern womöglich daran, dass die lautesten Warnrufe seit einiger Zeit einem anderen Feld gelten: dem „politischen Islam“.

## Streben nach einer religiösen Diktatur?

„Politischer Islam“ sei eine „Herrschaftsideologie“, schrieb etwa der liberale Münsteraner Islamtheologe Mouhanad Khorchide. Der Publizist Hamed Abdel-Samad verkündete im November gar seinen Ausstieg aus der Deutschen Islam-Konferenz aus Protest gegen die dortige „Hofierung“ des „politischen Islams“. Dieser arbeite mit einer „Salamitaktik“, um eine religiöse Diktatur wie in der Türkei zu schaffen. Er benutze die politische Teilhabe als „Deckmantel“, um „Gegengesellschaften“ aufzubauen, schrieb Abdel-Samad, der Medien und Kirchen vorwarf, sie würden den Begriff „verharmlosen“.

Sicher ist auf jeden Fall, dass die Wortverbindung „politischer Islam“ zu einem Kampfbegriff geworden ist. Dazu eignet sie sich möglicherweise gerade aufgrund ihrer Vagheit und Offenheit als Sammelbezeichnung für politische Aktivitäten von Muslimen. Das macht sie jedoch zugleich zu einer Projektionsfläche für Feindbilder und muslimfeindliche Ängste – also potentiell zu einem Instrument des Populismus. Fraglich bleibt, ob dies all denjenigen bewusst ist, die den Begriff verwenden. Was ist überhaupt „politischer Islam“? Was unterscheidet ihn vom „Islamismus“, der lange Zeit der gängigste Begriff war, um islamische Machtansprüche in politischen Gemeinwesen zu bezeichnen?



Protest gegen „Hofierung“ des „politischen Islams“ in der Islam-Konferenz: der deutsch-ägyptische Schriftsteller und Politologe Hamed Abdel-Samad :Bild: dpa

Neu ist der Begriff nicht. Schon im vergangenen Jahrhundert wurde er im deutschen Sprachraum verwendet – wie auch im Englischen und im Arabischen, wo „al Islam al siyasi“ seit mehreren Jahrzehnten geläufig ist. Allerdings wurde der Ausdruck hierzulande besonders popularisiert, sowohl in der Literatur als auch im Journalismus. Eine Auswertung der vier überregionalen Tageszeitungen F.A.Z., „Süddeutsche Zeitung“, „Tageszeitung“ und „Welt“ ergibt, dass die Wortverbindung „politischer Islam“ im Verlaufe des vergangenen Jahrzehnts immer häufiger gebraucht wurde. Und zwar nicht nur in absoluten Zahlen, sondern auch im Vergleich zu der Häufigkeit, mit der der Begriff „Islamismus“ verwendet wird (der aber immer noch deutlich gängiger ist).

## Die CSU machte den Anfang

Aufschlussreich ist, welche Entwicklung der Begriff inhaltlich genommen hat. Während er früher weitgehend synonym mit „Islamismus“ eingesetzt wurde, hat – mutmaßlich seit etwa einem halben Jahrzehnt und vielleicht im Zusammenhang mit der Flüchtlingskrise – eine Bedeutungsverschiebung eingesetzt. „Politischer Islam“ wird inzwischen meist deutlich fokussierter verwendet: als Phänomen, das maßgeblich Deutschland und Europa betrifft. Und das oft mit den Aktivitäten institutionell organisierter Muslime in diesen Ländern zusammenhängt – der sogenannten Islamverbände. Die Stoßrichtung ist dabei – wenig überraschend angesichts der Polarisierung jeder Art von Debatte über den [Islam](#) – stark kritisch bis alarmistisch. Diese Linie lässt sich mindestens bis in den November 2016 zurückverfolgen, als die CSU auf ihrem Parteitag den Leitantrag „Politischer Islam“ verabschiedete, der mit dem Satz begann: „Der Politische Islam ist die größte Herausforderung unserer Zeit.“

Kritik an der Verwendung des Begriffs ist nicht ausgeblieben. Sie zielt vor allem auf die mangelnde oder mangelhafte Definition dessen, was „politischer Islam“ sein soll. Stattdessen würden [Muslime](#) unter einen „Generalverdacht“ gestellt, heißt es etwa. Politiker würden sich den unklaren Begriff und seine Nähe zu „Islam“ an sich zunutze machen und auf diese Weise „im rechten Wähler-Teich fischen“. Diesen Vorwurf erhob der österreichische Politik- und Islamwissenschaftler Rami Ali gegenüber der Regierungspartei ÖVP, die im Sommer 2020 eine „Dokumentationsstelle Politischer Islam“ gegründet hatte. Im Herbst, nach dem Terroranschlag in Wien, verkündete Bundeskanzler Sebastian Kurz die Einführung eines Straftatbestands „politischer Islam“. Im Gesetzestext, der im Dezember vorgelegt wurde, war aber neutral von „religiös-motivierten extremistischen Verbindungen“ die Rede. Die ÖVP hat freilich klargemacht, dass sie weiter gegen „politischen Islam“ vorgehen will.

In Deutschland gab unterdessen der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Thomas Sternberg, zu Protokoll, dass er den Begriff kritisch sieht: „Er hat Verhetzungspotential, weil damit Politik mit Gewalt verwechselt wird.“ Sogar der Islamtheologe Abdel-Hakim Ourghi, dem man keine Milde gegenüber konservativen Muslimen vorwerfen kann, schrieb kürzlich, „politischer Islam“ sei zu einem „Kunstbegriff für Islamhasser“ geworden.

Nun wird die Bedeutung von Begriffen oft durch die Zeitumstände bestimmt und kann sich wandeln. „Antisemitismus“ etwa erfasst dem ursprünglichen Wortsinn nach nicht alle heutigen Formen von Judenfeindschaft; Ähnliches gilt für das umstrittene Wort „Islamophobie“. Dennoch würde kaum jemand bestreiten, dass es die Phänomene gibt, die damit jeweils landläufig bezeichnet werden. Oder doch nicht? Soll das Konzept der Islamophobie überhaupt nur legitime Kritik am Islam verstummen lassen, wie manche meinen? Und werden Kritiker der israelischen Politik mittels eines Antisemitismusvorwurfs mundtot gemacht? Präzision bei der Definition solcher Begriffe ist unerlässlich, damit ihre Aussagekraft beurteilt werden kann.

Die Islamwissenschaftlerin Gudrun Krämer hält den Begriff „politischer Islam“ grundsätzlich für „hilfreich und berechtigt“. Nämlich dann, wenn man deutlich machen wolle, dass nicht vom „Islam an sich“ im Sinn einer religiös-kulturellen Orientierung die Rede ist, sondern „der Islam als politische Kraft verstanden wird und in die Politik eingebracht werden soll“. Zugleich fordert sie eine genaue Unterscheidung der Phänomene. „Radikal“ etwa werde mit Blick auf islamische Organisationen häufig unsauber verwendet, sagt Krämer der F.A.Z. Ebenso wendet sie sich gegen die Gleichsetzung der Begriffe „islamischer Fundamentalismus“, „Islamismus“ und „politischer Islam“. Den Unterschied bringt die Berliner Professorin auf die Formel: „Fundamentalismus – wie lese ich den Koran? Islamismus – wie gestalte ich mein Leben? Politischer Islam – wie verhalte ich mich politisch?“ Dass das zu kompliziert sein könnte, lässt Krämer nicht gelten: „Wenn wir die deutsche Politik beschreiben, bemühen wir uns ja auch um Präzision und Differenzierung. Wir bezeichnen beispielsweise nicht jeden Grünen-Politiker als radikal.“

### **Analogien zum „politischen Katholizismus“**

Geht man von Krämers Definition aus, ergibt sich ein Verständnis von „politischem Islam“, das weitreichend ist – aber keineswegs notwendigerweise so problematisch, wie viele es nahelegen. Beispielsweise wäre das Einbringen islamischer Positionen in Debatten über Umweltschutz oder Abtreibungsrecht eine Ausprägung „politischen Islams“. Das ist schwerlich eine „Herrschaftsideologie“ – aber durchaus Ausdruck dessen, dass nach Ansicht vieler Muslime der Islam eine von Gott gegebene Ordnung der Welt darstellt, was die Politik einschließt. Ein solches Verständnis des Begriffs wäre auch insofern hilfreich, als es Analogien zu Phänomenen in anderen Religionen aufzeigen würde. Beispielsweise zum „politischen Katholizismus“, aus dem sich auch CDU und CSU entwickelt haben.

Viele Autoren bestimmen „politischen Islam“ indessen, wenn überhaupt, ausschließlich auf der Grundlage der problematischsten Aspekte islamischer politischer Betätigung. So schrieb die Ethnologin Susanne Schröter 2019 in ihrem Buch „Politischer Islam. Stresstest für Deutschland“, der Begriff zielt auf die „totalitäre Umgestaltung des Politischen“ und die „Unterwerfung von Gesellschaft, Kultur, Politik und Recht unter islamistische Normen“.

Die Unionspolitiker Winfried Bausback und Carsten Linnemann definierten in dem im selben Jahr erschienenen Sammelband „Der politische Islam gehört nicht zu Deutschland. Wie wir unsere freie Gesellschaft verteidigen“, der „politische Islam“ umfasse „die radikalen Ausprägungen, die den westlichen Lebensstil zum Feindbild erheben und unsere freiheitlich-demokratische Rechtsordnung zu unterlaufen suchen“. Im Grunde geht es also um verfassungsfeindliche Bestrebungen, wofür die Wahl des Ausdrucks „politischer Islam“ irritierend harmlos erscheint. Burkhard Freier, Leiter des Verfassungsschutzes in Nordrhein-Westfalen, lehnt den Begriff ab.

Nicht zufällig werden in den Erläuterungen Wörter wie „umgestalten“ oder „unterlaufen“ benutzt. Das verweist auf ein weiteres Schlagwort, das oft im selben Kontext oder sogar synonym für „politischer Islam“ gebraucht wird: „legalistischer Islamismus“. Gemeint sind die – legalen – Aktivitäten von Organisationen mit islamistischer Stoßrichtung. Auch hier schwingt der Vorwurf des angestrebten Systemumsturzes mit. Er werde, so die Mutmaßung, hinter gesetzeskonformem Auftreten verborgen – daher „legalistisch“. Der Vorwurf lautet, manche Islamverbände errichteten eine „Fassade“; man müsse sie „enttarnen“.

## **Muss man die Islamverbände „enttarnen“?**

Die Islamwissenschaftlerin Krämer sagt, man könne eine missbräuchliche Ausnutzung des Rechtsrahmens natürlich nicht in jedem Fall ausschließen. Sie beharrt aber darauf, es sei prinzipiell „nichts Illegitimes dabei, den Islam auch in politische Themen einzubringen“ – solange nicht Gewalt eingesetzt oder Gesetze verletzt werden. Die deutsche Gesellschaft sei stark genug, dagegenuhalten, wenn Muslime konservative Vorstellungen durchsetzen wollten, beispielsweise beim Schulunterricht für Mädchen.

Der italienische Islamismusforscher Lorenzo Vidino, der dem Beirat der österreichischen „Dokumentationsstelle“ angehört, sagt dagegen, er halte den „legalistischen Islamismus“ sogar für gefährlicher als Dschihadismus oder Salafismus – „weil er ein Projekt der langfristigen gesellschaftlichen Umgestaltung verfolgt“. Die betreffenden islamistischen Gruppen seien „hochgradig organisiert und sehr gut finanziert“, sagt Vidino der F.A.Z., und sie sendeten eine „spaltende“ Botschaft an die Muslime: „Wir sind anders, wir gehören nicht wirklich in diese Gesellschaft, wir haben andere Werte.“ Dadurch und durch ein ebenfalls bedientes „Opfernarrativ“ bereiteten sie der Rekrutierung durch militante Gruppen den Boden.

An den gegensätzlichen Einschätzungen dessen, was unter „politischem Islam“ zu verstehen ist, wird deutlich, welche Gefahr in seiner Verwendung als pauschale Bezeichnung für demokratiefeindliche Bestrebungen auf islamischer Grundlage steckt. Der Begriff kann ein sehr breites Spektrum von Phänomenen von einem gewalttätigen Extremismus bis zu legalem politischen Engagement im Rahmen der Demokratie bezeichnen, die nichts als den Bezug auf den Islam gemeinsam haben. Wird seine Bedeutung eingengt auf staatsgefährdende Aktivitäten, wird damit – womöglich unbeabsichtigt – ein Narrativ bedient, das mindestens fragwürdig, wenn nicht bewusst spaltend ist.

**Le Figaro (site web)**

vendredi 22 janvier 2021 - 10:14 UTC +01:00 1404 mots

Actualité ; Sciences &amp; Environnement

## Covid-19 : un reconfinement est-il inévitable ?

### LA VÉRIFICATION - Le couvre-feu avancé à 18h suffira-t-il à éviter l'engorgement des hôpitaux avant que le variant anglais ne fasse flamber l'épidémie ?

LA QUESTION. Ni l'exécutif, ni les scientifiques ne s'en cachent : un nouveau confinement n'est pas à exclure en France. Il serait même impossible d'y couper, selon certains spécialistes. «*On n'échappera pas à un reconfinement (...) Je dis au gouvernement, faites-le maintenant, faites-le moins longtemps, mais faites-le* », a plaidé jeudi 21 janvier sur France Info le professeur Renaud Piarroux, épidémiologiste et chef du service de parasitologie à l'hôpital de la Pitié Salpêtrière (Paris).

À force de se l'entendre dire, la population s'est faite à l'idée. D'après un sondage récemment publié dans le quotidien *Les Échos*, les trois quarts des personnes interrogées estiment qu'«*un nouveau confinement aura lieu prochainement* ». Un reconfinement est-il vraiment inéluctable ?

VÉRIFIONS. Pour schématiser, la décision de confiner ou non la population repose principalement sur un élément : la capacité des hôpitaux à prendre en charge tous les malades. Au printemps dernier, les projections étaient très claires : sans confinement, le système de santé aurait été complètement saturé.

Pour l'heure, la situation ne semble pas si dramatique, comparée à celle dans laquelle se trouvent certains de nos voisins. Le Royaume-Uni, par exemple, a déploré 1820 décès le 20 janvier, un bilan près de 6 fois supérieur à celui qu'a connu la France le même jour. Par ailleurs, le taux d'occupation des services de réanimation par des malades du Covid est de 56% dans l'hexagone, ce qui laisse penser qu'il y a encore de la marge...

#### Vers une saturation fin février

En réalité, ces chiffres sont loin d'être rassurants. Un coup d'œil à la dynamique de l'épidémie montre en effet que celle-ci est en progression, même si la hausse est pour le moment moins forte que celle que nous avons connue au début de l'hiver. Une tendance qui n'augure rien de bon, d'après Mircea Sofonea, maître de conférences en épidémiologie et évolution des maladies infectieuses à l'université de Montpellier. «*Nous sommes actuellement sur une dynamique qui ne va pas affecter de façon imminente les hôpitaux, mais qui va contraindre l'exécutif à prendre des restrictions pour éviter une saturation fin février* », explique-t-il au *Figaro*.

Selon les modélisations réalisées par le chercheur et son équipe, avec le rythme actuel, 4000 malades pourraient être hospitalisés en services de soins critiques à la mi-février et plus de 5000 au début du mois de mars. Et encore, il s'agit là d'un scénario «optimiste», qui ne prend pas en compte un éventuel changement de dynamique lié à l'arrivée de nouveaux variants, plus contagieux.

Rappelons que 5000, c'est le nombre de lits dont dispose le pays en temps normal, et que ces lits sont occupés en permanence à 80% (voire plus dans certains établissements !) par les patients habituels. Atteindre ce seuil obligerait les hôpitaux à annuler toutes les opérations nécessitant des soins de réanimation. D'après le chercheur, le temps presse : «*Il faut agir au plus tard dans deux semaines pour éviter cela. Nous ne pouvons pas nous permettre de tester des mesures indéfiniment car l'épidémie continue de se propager de façon exponentielle* », affirme-t-il.

#### Le couvre-feu, une mesure insuffisante ?

Ce n'est pourtant pas comme si aucune mesure n'avait été prise. Cette perspective d'un reconfinement est-elle l'aveu d'échec du couvre-feu national à 18 heures ? «*Nous n'avons pas encore suffisamment de recul pour dire quel est précisément l'impact de*

*cette mesure* », indique Mircea Sofonea. Pour rappel, il faut laisser passer au moins deux semaines pour pouvoir analyser l'impact d'une mesure, le temps que les individus à risque s'infectent, que leur état de santé se dégrade et qu'ils soient hospitalisés.

Quoi qu'il en soit, cette mesure devrait s'avérer insuffisante selon le chercheur. « *On voit mal comment ce couvre-feu pourrait avoir un effet plus important que celui qu'on a pu estimer au cours du premier couvre-feu de mi-octobre dans 8 métropoles* », indique-t-il. « *Nous nous dirigeons malgré cela vers un nombre de reproduction (nombre de personnes que contamine en moyenne un malade, NDLR) compris entre 1,1 et 1,2. Cela va probablement contribuer à freiner l'épidémie, mais ce n'est pas une mesure de nature à la contrôler.* »

Le couvre-feu à 18 heures figurait toutefois parmi les mesures proposées par le Conseil scientifique dans son avis du 12 janvier, sans pour autant avoir sa préférence. Le Conseil s'était en effet prononcé en faveur de mesures plus strictes : soit un scénario mélangeant couvre-feu à 18 heures et confinement dans les régions les plus à risque, soit un confinement national « *aménagé du même type que celui mis en place fin octobre* ». En choisissant le couvre-feu à 18 heures pour tout le territoire, le gouvernement a donc utilisé sa dernière cartouche, sans garantie de succès.

## **La menace des variants**

D'autant que de nouveaux éléments indésirables pourraient encore aggraver ces prédictions déjà peu réjouissantes : la montée en puissance dans divers endroits du globe (Royaume-Uni, Brésil, Afrique du Sud notamment) de variants plus transmissibles. Désormais, les scientifiques s'accordent à dire que le variant britannique - responsable d'une deuxième vague encore plus forte que la première au Royaume-Uni - pourrait devenir la souche virale majoritaire en France dans le courant du mois de mars.

Une menace qui fait dire aux scientifiques que le plus tôt sera le mieux pour un nouveau confinement. « *Au moment où le variant va prendre le dessus, il va imprimer son tempo* », expliquait le 21 janvier sur France Info le Pr Renaud Piarroux. « *On va avoir une remontée de l'épidémie beaucoup plus forte que ce que l'on a actuellement. Soit on attend que les hôpitaux soient surchargés pour confiner, et ce confinement va durer jusqu'à ce que les hôpitaux puissent à nouveau respirer. C'est très long car il y a une énorme inertie, on parle en mois. Soit on le fait tout de suite pour avoir une diminution du nombre de cas et ainsi mieux passer la fin de l'hiver* ».

## **Freiner tôt et fort**

Autrement dit, mieux vaut freiner tôt et fort que d'attendre d'être nez à nez avec l'obstacle pour mettre un pied sur le frein. « *Il vaut mieux avoir un confinement intense mais court dont on connaît l'efficacité que des mesures plus modérées, qui traînent en longueur et dont on a du mal à sortir, comme cela s'est passé en novembre* », estime Mircea Sofonea, faisant référence au confinement « *light* » qui n'avait pas apporté les effets attendus (le fameux objectif des 5000 nouvelles contaminations par jour, jamais atteint). « *Cela permettrait aussi de retrouver une situation plus gérable pour la détection des chaînes de transmission.* »

S'il s'avère dans quelques jours que le couvre-feu n'est pas suffisamment efficace, la question sera donc de savoir à quoi ressemblera ce nouveau confinement. Aura-t-il l'allure de celui de mars, avec fermeture des écoles ? Ou bien prendra-t-il une forme allégée, version novembre ? Sera-t-il national ou local ?

Sera-t-il demandé aux personnes âgées et à celles à risque de se confiner en attendant d'être vaccinées, tout en imposant des mesures un peu moins strictes au reste de la population, comme l'a en partie évoqué le Conseil scientifique dans son dernier avis ? « *Ce n'était pas envisageable il y a un an car nous n'avions pas de vaccins à l'époque* », a détaillé sur RMC le 21 janvier le Pr Odile Launay, infectiologue et membre du comité scientifique sur les vaccins Covid-19, partisane de ce scénario. « *Cela permettrait de maintenir une certaine vie économique, et aux plus jeunes de pouvoir envisager de reprendre une vie presque normale (...)* »

Les vaccins, justement, ne seront malheureusement pas d'une grande aide dans les tout prochains mois. « *La vaccination prend du temps, il faut que les deux doses aient été injectées, que l'immunité se mette en place* », explique Mircea Sofonea. « *Il y a encore quelques mois à attendre avant que la couverture vaccinale nous protège contre la saturation des hôpitaux. Jusqu'à l'été 2021, la gestion de l'épidémie ne passera pas par les vaccins, même si ces derniers pourraient progressivement nous permettre d'alléger certaines mesures.* »



# Das Kirchen-Bashing gehört zum guten Ton der Aufgeklärten: wo diese jedoch irren und selbst Vorurteilen aufsitzen

Die katholische Kirche gilt ihren Kritikern und manchen Intellektuellen als Hort des Bösen, von Hexenverbrennung bis Pädophilie. Das ist gleich in mehrerer Hinsicht falsch. Die heftigsten Kritiker entpuppen sich dabei nicht selten als Ignoranten.

Martin Rhonheimer24 Kommentare22.01.2021, 05.30 Uhr

Der Genfer Reformator Jean Calvin liess im Jahre 1553 seinen früheren Freund Michel Servet wegen der Leugnung des Dogmas, wonach Gott in drei Personen existiere, in Genf auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Auf dem 1903 am Ort der Hinrichtung errichteten «Sühnemal» wird Calvin von seinen Nachfahren mit den Worten entschuldigt, ihr «grosser Reformator» sei lediglich für einen Fehler zu verurteilen, «welcher der seines Jahrhunderts war».

Und der Reformator Luther rief im Bauernkrieg zum Gemetzel gegen die Bauern auf, und mit wüstesten Tiraden stiftete er zu Vertreibung und Mord an den Juden an. Wird jedoch Kritik an den historischen Schandflecken «der Kirche» laut, hört man davon nichts, denn gemeint ist dabei immer die katholische Kirche.

Die Hexenprozesse fanden typischerweise nicht im (katholischen) Mittelalter, sondern in der Neuzeit statt, die letzten im 18. Jahrhundert in protestantischen Gebieten – und doch sind Hexenprozesse angeblich typisch mittelalterlich, und schuld daran ist die (katholische) Kirche. Sie ist seit Jahrhunderten im Bewusstsein falsch- oder halbgebildeter Zeitgenossen die Instanz, von der man sich distanzieren muss, um auf der Seite des Guten, der Freiheit, von Toleranz und Respektabilität zu stehen.

## Jeder Vergleich ist erlaubt

Es begann in der Aufklärung mit den Greuelgeschichten eines Edward Gibbon über die Christen – Fake-News vom Feinsten – und den von Voltaire erfundenen horrenden – und bis heute kolportierten – Opferzahlen der (spanischen) Inquisition. Heute darf man, wie es ein angesehener amerikanischer Journalist tat, «die Kirche» wegen ihrer Lehre über die Homosexualität mit den Taliban vergleichen. Oder man darf gar, wie jüngst in dieser Zeitung geschehen, die Verkündigung des Dogmas aus dem Jahre 1950 (!), wonach Maria «leibhaftig» in den Himmel aufgenommen worden sei, mit Stalins Terror in eins setzen, der nicht ideologiekonforme Wissenschaftler in die Gulags schickte – denn, so die Begründung, wer nicht an ein päpstliches Dogma glaube, der komme ja nach kirchlicher Lehre automatisch in die Hölle.

Das stimmt natürlich nicht, und die kirchliche Formulierung von Dogmen ist auch kein wissenschaftsfeindliches Mittel der Machtausübung. Vielmehr ist sie ein abschliessender und verbindlicher Akt der Selbstvergewisserung der Kirche bezüglich ihres eigenen Glaubens, der auf einem nachweislich bis in die Ursprünge der Kirche zurückgehenden Glaubenskonsens beruht und den zu teilen zumindest heutzutage niemand mit irdischen Machtmitteln gezwungen wird.

Verbreiteten Narrativen gemäss ist «die Kirche» seit je nicht nur machthungrig, unterdrückerisch und wissenschaftsfeindlich, sie ist auch frauenfeindlich, der Klerus ist wegen seiner Pädophilie für Jugendliche und Kinder eine Gefahr, die (katholische) Kirche verdammt (ausser neuerdings Papst Franziskus) die Homosexuellen, die Kirche steht auf der Seite der Mächtigen, sie ist (abgesehen von der Schweiz) undemokratisch und so fort.

Freilich: Da ist überall etwas dran, aber betrifft es nur die katholische Kirche? Die Kirche ist von Menschen gebildet, Fehlverhalten ist häufig. Kritik daran, Kritik an Versagen, ja bis hin zu Verbrechen von Kirchenleuten, Kritik an Entwicklungen und Strukturen, die dem Geist des Evangeliums widersprechen, ist berechtigt – ja nötig und heilsam. So hat schon zu apostolischen Zeiten Paulus – wie er selbst berichtet – Petrus, der immerhin den Primat innehatte, öffentlich widersprochen und sein Fehlverhalten getadelt. Gerade aus liberaler Sicht ist nichts wichtiger als Diskussion, das schonungslose Aufdecken von Fehlverhalten und falschem Denken. Nur so sind Aufklärung, Wahrheitsgewinn, unverstellter Blick auf die Fakten und Fortschritt möglich.

### **Die Selbstgerechtigkeit der Korrekten**

Doch die katholische Kirche scheint wie Freiwild stets zum Abschuss freigegeben. Faktentreue spielt keine Rolle. Der amerikanische Historiker Philip Jenkins, selbst aus der katholischen Kirche aus- und in die anglikanische Episkopalkirche eingetreten, nennt in seinem Buch «The New Anti-Catholicism» den Antikatholizismus das letzte gesellschaftlich akzeptierte Vorurteil. Kirchen-Bashing ist immer erlaubt, kommt gut an, auch wenn die Fakten nicht stimmen, wer hier einmal über die Stränge schlägt, hat ja in einem tieferen Sinne dennoch recht.

Richtig schreibt Jenkins, es sei nicht antikatholisch, darauf hinzuweisen, dass diese oder jene Position der Kirche falsch, dass dieser oder jener Bischof oder Kardinal ein Monster oder eine Gefahr für die Öffentlichkeit sei. Das Problem ist, abgesehen von absurden Vorverurteilungen, dass man damit nicht einzelne Personen, sondern die Kirche selbst treffen will und eine sachliche Diskussion verhindert. Alles steht nur noch im Dienst einer auf die Aktualität bezogenen politischen Agenda.

Oft kommen solche Angriffe aus dem Innern der Kirche selbst wie in der traurigen Causa Pell. Schliesslich hob in letzter Instanz der australische High Court das Urteil gegen den Kardinal mit dem Argument auf, sowohl die Geschworenen wie auch das Appellationsgericht von Victoria hätten gegen alle Vernunft die von glaubwürdigen Zeugen erbrachte Evidenz für die Unschuld des Angeklagten missachtet und damit faktisch die Beweislast umgekehrt. Die Absurdität der Anklage wegen pädophiler Handlungen in der Sakristei unmittelbar nach einer Sonntagsmesse hätte von Anfang an Medien und Öffentlichkeit auffallen müssen. Warum hat es von liberal-aufgeklärter Seite keinen Einspruch gegeben?

Moralismus, wie er heute gang und gäbe ist und zunehmend als Gefahr für eine offene Diskussionskultur erkannt wird, ist letztlich Selbstgerechtigkeit. Man weiss sich auf der Seite des Guten. Nur so erklärt sich das zumeist aus reiner Ignoranz oft faktenwidrige Bashing der (katholischen) Kirche.

### **Die Errungenschaften der Kirche**

Historisch Gebildeten ist bekannt, dass das von ihr im Mittelalter gegen das germanische Stammesrecht durchgesetzte Eherecht den für die Frauen entscheidenden Emanzipationsschritt

bedeutete, dass im Mittelalter eine Frau nach dem Tod ihres Mannes Familienoberhaupt werden konnte und Äbtissinnen, wie jene von Fraumünster (vor der Reformation), Macht und Einfluss hatten. Im politisch korrekten Gerede hingegen sind es immer nur die Relikte überkommener patriarchalischer Strukturen, die «der Kirche» angelastet werden.

Historisch Gebildete wissen auch von den Verdiensten der katholischen Kirche um die Entstehung der europäischen Universität und Wissenschaft. Doch wem ist schon bekannt, dass man im Mittelalter an der medizinischen Fakultät der Universität Bologna mit der Sezierung von menschlichen Leichnamen zu didaktischen Zwecken begann und dort Mondino dei Luzzi 1316 sein Lehrbuch «Anathomia» schrieb, das bis ins 16. Jahrhundert benutzt wurde?

Und die Evolutionslehre Darwins? Die katholische Kirche hat sie nicht verboten, auch wenn sie ihr gegenüber skeptisch war – Kardinal John Henry Newman hingegen meinte 1868, Darwin sei wohl der Vorsehung Gottes auf die Spur gekommen. Verboten hingegen wurden 1879 im protestantischen Preussen die Werke von Darwin und Haeckel, etwas später (bis 1908) der Biologieunterricht in der Oberstufe des Gymnasiums insgesamt.

Der grosse Gegner von Kopernikus war nicht die (katholische) Kirche, sondern es waren Luther und anfangs auch Melanchthon. Der lutherische Pastor Osiander verfasste zu Kopernikus' Hauptwerk ein Vorwort mit der Versicherung, Kopernikus meine es nicht wörtlich. Beim Wort nahm ihn hingegen Galilei, dessen Freund und Bewunderer der Papst war. Erst als Galilei – zudem mit offensichtlich falschen Argumenten für die Bewegung der Erde – auch den Papst öffentlich lächerlich machte, zog dieser verärgert seine schützende Hand zurück. Galilei war nie im Gefängnis, wurde nie gefoltert und arbeitete am Ende in seiner Heimatstadt unter dem Schutz des Erzbischofs von Siena an seinem wissenschaftlichen Werk weiter – und entdeckte die Fallgesetze, seine eigentliche wissenschaftliche Leistung.

Die Geschichte ist nicht schwarz-weiss, sondern mit vielen Grautönen durchsetzt. Die Akteure sind Menschen. Es gibt nur in seltenen Fällen «die Bösen», in noch weniger Fällen «die Guten». Selbst die Fehler der Heiligen sind unübersehbar. Der protestantische Pfarrer und Autor Walter Nigg hat in seinen Büchern neben vielen katholischen Heiligen auch einige Protestanten beschrieben, die er als Heilige sah. Er, wie viele andere Nichtkatholiken, hatte einen klareren Blick für die Zwischentöne – und historische Bildung. Vor allem aber: keine Vorurteile, keine Ressentiments, die zu überwinden die Aufklärung ja angetreten ist.

Leider sind viele, die sich für aufgeklärt halten, auch heute von Vorurteilen und Ressentiments beherrscht. Das ist zwar menschlich und oft auch biografisch verständlich. Wichtig ist aber gerade für aufgeklärte Geister, Vorurteil und Ressentiment nicht nur bei anderen, sondern immer auch bei sich selbst zu suchen.

**Martin Rhonheimer** war von 1990 bis 2020 Professor für Ethik und politische Philosophie an der Päpstlichen Universität Santa Croce in Rom. Er ist Gründungspräsident des Austrian Institute of Economics and Social Philosophy in Wien, wo er gegenwärtig lebt.

<https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/warum-sich-arbeiterkinder-immer-noch-nicht-an-die-uni-trauen-17147605.html?premium>

ARBEITERKINDER AN DER UNI:

## „Ich habe mich dumm gefühlt“

- VON KATRIN HUMMEL
- -AKTUALISIERT AM 22.01.2021-11:22



Noch immer wagen sich viel zu wenige Arbeiterkinder an die Uni. Das liegt nicht nur an den Umständen, sondern auch an ihnen selbst.

Jutta Stahl kann sich noch gut an jene wissenschaftliche Konferenz zum Thema „Neurowissenschaftliche Methodik“ erinnern, die ihr vor Augen führte, dass sie anders war. Wie auf solchen Konferenzen üblich, durfte sie ihre Forschungsergebnisse an einer Stellwand präsentieren. „Da standen wir also in einer Reihe, die anderen Wissenschaftler, die auch an irgendwelchen Doktorarbeiten arbeiteten und eigene Stellwände hatten, und dazwischen ich“, erinnert sie sich. Doch während viele der anderen Doktoranden sich ganz selbstbewusst aufgebaut hätten und vorbeisclendernde Professorinnen und Professoren ansprachen, habe sie selbst sich hinter ihrer Stellwand versteckt. „Ich fürchtete mich vor den Kollegen, die mit mir diskutieren wollten. Ich dachte, ich forsche nicht gut genug.“

Auch Miriam Schwarz hat einschlägige Erfahrungen in dieser Richtung gemacht. Als sie nach ihrer Promotion im Fach Molekularwissenschaften und einem Forschungsaufenthalt in **Stanford** eine Weiterbildung zur Patentanwältin in einer Londoner Kanzlei machte, traf sie dort auf einen jungen Juristen, der in München die gleiche Weiterbildung wie sie machte und nun für drei Monate in London hospitieren wollte. „Er kam rein und hatte eine ganz andere Präsenz als ich: Wie er gesprochen hat und wie er gestikuliert hat, das hat mich eingeschüchtert, ich habe mich dumm gefühlt und dachte, er sei besser als ich“, erzählt sie und klingt immer noch ein bisschen fassungslos. Dann sei sie aber eines Mittags mit ihm essen gegangen und habe erfahren, dass sein Vater eine Anwaltskanzlei hatte, „und da habe ich plötzlich verstanden, dass er aufgewachsen war mit dieser Art zu gestikulieren und zu sprechen“.

Zwei Frauen, zwei ähnliche Geschichten. Miriam Schwarz lebt heute mit Mann und Kindern in Taiwan und arbeitet an einem Kinderbuch zum Thema Nanotechnologie. Jutta Stahl ist Professorin für Psychologie an der Uni Köln. Ihre damaligen Minderwertigkeitskomplexe führt sie auf ihre Kindheit zurück, genauer, auf ihr Aufwachsen in einem nichtakademischen Elternhaus. Ihr Vater war Elektriker, ihre Mutter Schneiderin. „Ich hatte früher Schiss vor Akademikern“, sagt sie, „ich hielt die für belesener, klüger und gebildeter als mich selbst. Ich dachte, die würden alle klassische Musik hören und die Bildung schon mit der Muttermilch inhalieren. Mich selbst hielt ich dagegen für einen Bauerntempel“, sagt sie.

## „Bürgerliche Gepflogenheiten häufig nicht gelernt“

Dass es vielen Bildungsaufsteigern, deren Eltern einfache Arbeiter sind, so geht, ist wissenschaftlich vielfach bewiesen worden. Sozialpsychologen haben sogar ein eigenes Wort für das damit verbundene Gefühl: Impostoreffekt, also Hochstaplereffekt. „Viele Bildungsaufsteiger zweifeln daran, dass sie zu diesem akademischen Milieu dazugehören. Die sehen sich dort einfach nicht, selbst wenn sie schon dort angekommen sind“, sagt Christina Möller, Vertretungsprofessorin für Soziologie an der Fachhochschule Dortmund. Vor allem unterschiedliche soziale Gepflogenheiten zwischen Arbeiter- und Akademikerkindern seien der Grund, zudem eine unterschiedliche Ausdrucksweise, ein anderer Wortschatz und dann gewisse klassenspezifische Verhaltensmuster. „Bürgerliche Gepflogenheiten haben Menschen aus dem Arbeitermilieu häufig nicht gelernt.“



Miriam Schwarz, promovierte Molekularwissenschaftlerin, hat gelernt, mit ihrer Unsicherheit umzugehen. :Bild: privat

Dass das Problem strukturell ist und nicht bloß individuell, zeigt sich auch, wenn man sich anschaut, wer in der Schule und an den Unis Erfolg hat: Akademikerkinder, Akademikerkinder und noch mal Akademikerkinder. „Die Herkunft spielt eine große Rolle, wenn es darum geht, ob jemand einen höheren Bildungsabschluss erreicht – oder eben nicht“, sagt der Soziologe Steffen Jaksztat vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung. „Im Bildungsverlauf hängt der Erfolg an fast allen Bildungsstufen mit dem sozialen Status zusammen.“

Die Weichen werden schon in der Grundschule gestellt: Von 100 Grundschulkindern aus Nichtakademikerfamilien nehmen laut dem im Hochschulbildungsreport 2020 veröffentlichten „Bildungstrichter“ nur 21 ein Studium auf, bei den Akademikerkindern sind es 74. Und genauso geht es auch weiter: Von 100 Grundschulkindern mit einem nichtakademischen Familienhintergrund schließt nur eines eine Promotion ab, bei den Akademikerkindern sind es zehn. Fast schon logisch erscheint es da, dass zwischen 2001 und 2010 nur einer von zehn berufenen deutschen Professoren Eltern hatte, die aus der Arbeiterklasse stammen – wie Christina Möller nachweisen konnte.

## Manche Arbeiterkinder verschenken ihr Potential

Das alles liegt aber weniger an Leistungsunterschieden als daran, dass manche Arbeiterkinder ihr Potential verschenken, wie aus dem Hochschulbildungsreport des Stifterverbands und der Unternehmensberatung McKinsey hervorgeht. Oft haben sie auch zu wenig Geld. Die Wissenschaftler berichten von einer „unbewussten und möglicherweise ungewollten Selbstselektivität“, verbunden mit finanziellen Problemen.

Solche Probleme tauchen aber längst nicht nur bei Karrieren im akademischen Milieu auf. Laut einer Studie der Soziologen [Michael Hartmann](#) und Johannes Kopp wirkt sich die soziale Herkunft auch entscheidend auf die Chancen aus, Führungspositionen in der Wirtschaft zu erreichen: Für Akademiker mit Dokortitel, die aus dem gehobenen Bürgertum oder dem Großbürgertum stammen, sind sie um 50 bis 100 Prozent höher als für Akademiker mit Dokortitel aus der Arbeiterklasse oder der Mittelschicht. Mit entsprechenden Folgen für die Selbstwahrnehmung derjenigen Arbeiterkinder, die es trotzdem schaffen.

So erzählt Jan H., 57, nach einer Lehre und anschließendem Studium als Physiker in der Industrie tätig und heute extrem gut verdienend: „Als ich meine erste so richtig gut bezahlte Stelle angetreten habe, hatte ich eigentlich permanent ein schlechtes Gewissen. Ich dachte: So viel Geld kann ich gar nicht wert sein.“

H.s Vater war Bergmann, seine Mutter Krankenschwester, und seine gesamte Kindheit und Jugend war H. davon ausgegangen, dass ein angemessenes Einkommen an das gekoppelt wäre, was man mit der Arbeit der eigenen Hände erwirtschaften kann. „Dass ich nun wegen meines Wissens bezahlt wurde und nicht mehr wegen meiner handwerklichen Fähigkeiten, konnte ich intellektuell und emotional nicht wirklich begreifen.“ H. fühlte sich wie ein Hochstapler, und mit dem daraus resultierenden Stress erklärt er sich, dass er einen Hörsturz bekam. Ganz anders sei das hingegen bei einem Freund, der aus altem Bauernadel stamme: „Bei ihm dachte schon früher auf den Familientreffen jeder: Wir sind die Krönung der gesamten Region, wir sind die erfolgreichsten Bauern. Mit diesem Selbstbewusstsein geht er bis heute in viele Situationen seines Berufslebens.“

„Arbeiterkinder haben einfach keine Vorbilder in ihren Familien. Sie müssen mehr kämpfen, auch mit sich selbst“, erklärt Christina Möller. Manche hätten sogar eine richtiggehende soziale Scham und verschwiegen ihre Armut.

Andere treffen aus lauter Unsicherheit Entscheidungen, die die meisten Akademikerkinder vermutlich nicht getroffen hätten. So hatte Miriam Schwarz, als sie nach dem Chemiestudium überlegte, wo sie promovieren sollte, zunächst Großes im Sinn: Sie dachte an Stanford in den Vereinigten Staaten, das Imperial College in London – „die“ Uni für ihr Fachgebiet, die gedruckte Elektronik, auf der Welt. „Ich bin aber in einem nichtakademischen Umfeld aufgewachsen und hatte dann schlussendlich nicht den Mut, mich dorthin zu bewerben.“ Außerhalb der Vorstellungskraft ihrer Eltern war es sowieso. Machte sie den Versuch, ihrer Mutter, einer technischen Zeichnerin, zu erklären, was sie vorhatte, sagte die immer nur diesen einen Satz: „Du hast immer Ideen ...“



An der Universität stellte sie dann fest, dass ihr alles fehlte: „Das ganze Gehabe, das akademische Vokabular, der Lifestyle“: die Journalistin Olivera Stajic :Bild: Mafalda Rakos

So fing Schwarz zwar an, eine Bewerbungsmappe für das Imperial College vorzubereiten. Aber dann fühlte sie sich überfordert. „Die Vorstellung, von Erlangen, wo ich studiert hatte, nach London zu ziehen, machte mir Angst. Dieser Schritt aus dem kleinen Dorf bei Erlangen, in dem ich aufgewachsen war, in eine unbekannte Welt – eine Wohnung in London zu suchen, die neue Sprache, das Geld ...“, sagt sie. Letztendlich aber, über allem, habe das Gefühl gestanden, „nicht gut genug zu sein“. So ging sie den leichteren Weg und nahm das Promotionsangebot einer deutschen Privatuniversität an. „Ich hatte nicht das nötige Selbstbewusstsein damals, ich habe mir was Internationales einfach noch nicht zugetraut.“ Als Fehler sieht sie es heute an, nie nach Hilfe gefragt zu haben. Beispielsweise, als es darum ging, ein Stipendium für ihren Studienaufenthalt in Stanford zu bekommen. Prompt bekam sie auch keins und konnte aus Kostengründen nur zwei Wochen dort forschen statt ein ganzes Jahr – und hat sich vielleicht deswegen nicht für eine wissenschaftliche Karriere begeistern können.

Dass dies keine bloße Vermutung ist, sondern der berufliche Werdegang auch nach der Promotion noch abhängig ist vom Elternhaus, konnten die Soziologin Monika Jungbauer-Gans und die Politikwissenschaftlerin Christiane Gross nachweisen. Laut einer Studie der beiden Professorinnen hat die soziale Herkunft je nach Fachgebiet großen Einfluss darauf, wer eine wissenschaftliche Karriere macht und auf einen Lehrstuhl berufen wird: Sie haben die Elternhäuser habilitierter Juristen, Mathematiker und Soziologen miteinander verglichen und nachgewiesen, dass die Bildung der Eltern bei den Juristen eine große Rolle spielt, wenn es um einen Ruf geht, in der Mathematik eine gewisse, in der Soziologie gar keine. Im Ergebnis finden sich deshalb unter den Professorinnen und Professoren im Fachbereich Soziale Arbeit anteilig mehr Bildungsaufsteiger als bei den Juristen und Mathematikern.



Und noch ein Detail zum Bildungsverlauf: Von 100 Grundschulkindern mit einem nichtakademischen Familienhintergrund schließt nur eines eine Promotion ab, bei den Akademikerkindern sind es zehn. :Bild: dpa

Dass dies schon mal anders war, zeigt ein Blick zurück zur sogenannten Bildungsexpansion in den 1950er und 1960er Jahren. „Damals wurden viele Professoren auch aus den unteren Schichten berufen, weil damals viele Universitäten und Fachhochschulen neu gegründet wurden“, sagt Christina Möller. Heute seien die Aufstiegsmöglichkeiten wieder viel geringer, die unteren Schichten hätten weniger Chancen auf hohe Statuspositionen. „Es gibt einen leichten Trend der Schließung.“

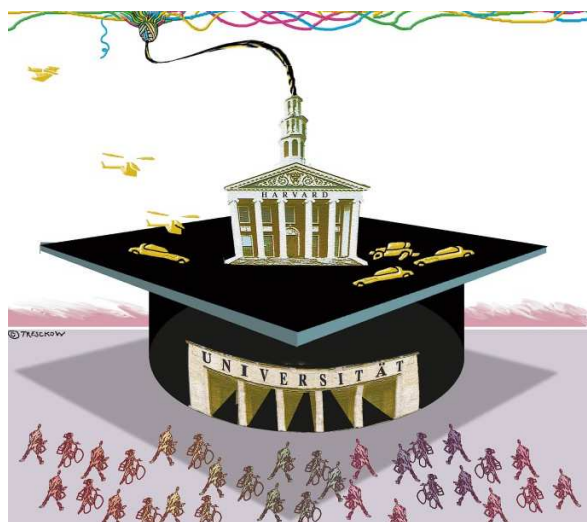
Um dem entgegenzuwirken, hat es sich der 2013 gegründete Verein „Erste Generation Promotion“ (EGP) zum Ziel gesetzt, Doktoranden zu vernetzen und zu beraten. Und weil viele Studierende aus nichtakademischen Elternhäusern, die eigentlich für eine Promotion geeignet wären, sich selbst einfach aussortieren würden, habe man die Beratung auch auf Masterstudenten ausgeweitet, sagt Ann-Kristin Kolwes vom EGP.

Vielleicht hätte ja auch Olivera Stajić von der Arbeit des Vereins profitieren können, wenn es ihn zur Zeit ihres Examens schon gegeben hätte. Stajićs Eltern waren Gastarbeiter, sie kam mit dreizehn aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Wien und wurde sofort auf die Hauptschule geschickt. An der Universität stellte sie dann fest, dass ihr alles fehlte: „Das ganze Gehabe, das akademische Vokabular, der Lifestyle“,

erzählt sie. Nach dem Studium der Geschichte und Publizistik begann sie eine Promotion, brach sie aber ab: „Weil ich Geld verdienen musste und weil ich dachte, das ist wirklich eine Nummer zu groß für mich. Es hat mich überfordert. Weil ich zu müde war vom Studieren und Arbeiten gleichzeitig.“

Damit Studierende wie Stajić in so einer Situation jemanden um Rat fragen können, ist Jutta Stahl, jene Professorin für Psychologie, die sich seinerzeit hinter ihrer Stellwand versteckt hat, heute nebenbei als Mentorin für den EGP-Verein tätig: Sie betreut Arbeiterkinder, die promovieren, und sie denkt dabei oft: Ja, das war bei mir genauso. Zum Beispiel fragen die Doktoranden sie: „Wie geht man auf Konferenzen auf wichtige Professoren zu?“

Sie erzählt dann gerne von jenem Abend während ihrer eigenen Promotionszeit, an dem ihr Fachbereich einen renommierten Professor zu Gast hatte, neben dem sie zufällig abends beim Essen saß. „Ich kam mir voll dämlich vor, weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich habe mich die ganze Zeit gefragt: Gibt es da irgendwelche Regeln, die ich beachten muss?“ Dass man solche Situationen in den Griff kriegen kann – sie selbst lernte durch Ausprobieren und Beobachten –, das versucht sie den nachwachsenden Doktoranden zu vermitteln.



Die Weichen für den Bildungsaufstieg werden schon in der Grundschule gestellt: Von 100 Grundschulkindern aus Nichtakademikerfamilien nehmen nur 21 ein Studium auf. :Bild: Peter von Tresckow

Natürlich kennt Stahl auch Doktoranden, die eine phantastische Selbstsicherheit mitbringen. Die vermittelt ihr typischerweise allerdings nicht der EGP: „Da ist dann der Vater Richter oder die Mutter Lehrerin.“ Und obwohl sie der festen Überzeugung ist, dass ihr Weg an die akademische Spitze leichter gewesen wäre, wenn sie all das, was sie heute weiß, schon als junge Studentin gewusst hätte, sagt sie: „Heute empfinde ich es als Benefit, dass ich einen solchen Weg gegangen bin und dadurch jetzt verschiedene Blickwinkel auf die Welt habe.“

Olivera Stajić kommt, obwohl sie am Ende nicht promoviert hat, zum gleichen Schluss. Seit sie als Journalistin arbeitet, merkt sie, „dass nicht alle, die promoviert haben, auch besonders schlau sind“. Zum Beispiel, wenn diese Leute über soziale Probleme schreiben. „Die haben oft nicht das Gefühl, dass da draußen andere Menschen sind als sie selbst, die andere Bedürfnisse haben.“

Miriam Schwarz, die promovierte Molekularwissenschaftlerin, die derzeit ein Kinderbuch schreibt, sagt rückblickend: „Das war mein früheres Ich. Mittlerweile hadere ich nicht mehr so viel mit mir und habe gelernt, mit meiner Unsicherheit umzugehen. Darauf bin ich noch stolzer als auf meinen Dokortitel.“ Nach ihrer Rückkehr nach Europa will sie wieder als Wissenschaftlerin an einer Universität arbeiten.



## Aux origines religieuses du capitalisme

FIGAROVOX/GRAND ENTRETIEN - Les concepts économiques contemporains plongent leurs racines dans des débats théologiques anciens, analyse Édouard Jourdain. Pour le philosophe auteur de *«Théologie du capital»*, le capitalisme plonge ses racines dans la religion, mais c'est aussi la religion qui permet d'en limiter la portée.

Par Pierre Valentin

Publié hier à 20:17, mis à jour hier à 20:17



Jésus chassant les marchands hors du temple. Pour Édouard Jourdain, « le religieux contient (dans les deux sens) du terme le capitalisme: il le conjure tout en le portant en lui. » Licence Creative Commons

Édouard Jourdain est philosophe et politiste. Il est enseignant-chercheur associé au CESPRA (EHESS). Il est l'auteur de plusieurs ouvrages remarquables, dont *Proudhon contemporain* (CNRS, 2018). Il a publié cette semaine *Théologie du Capital* (PUF).

**FIGAROVOX. - Vous dites vouloir «montrer comment les différentes catégories de l'économie politique prennent leurs sources dans des catégories religieuses ou théologiques». En quoi nos concepts économiques contemporains seraient-ils en réalité théologiques?**

**Édouard JOURDAIN. -** En règle générale on assiste à deux conceptions en termes d'analyse historique du capitalisme. Soit le capitalisme est naturalisé: il a existé de tout temps et donc il est indépassable, soit il arrive brusquement lors de la naissance de la modernité d'on ne sait où. C'est contre ces deux mythes que j'envisage une autre lecture de l'émergence du capitalisme.

Pour cela il faut remonter - c'est mon hypothèse - aux origines religieuses des catégories de l'économie politique comme la monnaie, la propriété, le marché, etc. Et l'on se rend compte d'un mouvement paradoxal: l'économie est à ses origines encadré dans le religieux, et d'une certaine manière confondue avec lui. Très tôt par exemple dans l'Antiquité voire dans certaines sociétés premières la propriété va être frappée d'une dimension sacrée mais pas au sens où nous l'entendons aujourd'hui: le religieux va venir délimiter drastiquement le droit de propriété.

Ce n'est que peu à peu, notamment avec la conception divine du christianisme, que la propriété va être libérée de ses gonds pour l'être complètement avec la naissance de la modernité et ainsi devenir intouchable.

En cela le religieux *contient* (dans les deux sens) du terme le capitalisme: il le conjure tout en le portant en lui.

Le paradoxe propre au religieux a consisté à la conjurer bien qu'il la porte en elle

En réalité pour bien comprendre ce phénomène de conjuration et de sécularisation, il est nécessaire de comprendre de l'objet dont on parle: en l'occurrence le capitalisme. On a pu caractériser ce système par le régime de la propriété privée, par l'existence de classes sociales, par le marché, par la centralité du capital financier, etc. Toutes ces caractéristiques sont vraies mais elles ne donnent ni la clé de son succès ni les éléments de son intelligibilité globale.

Mon hypothèse est qu'on comprend ce qu'est le capitalisme en le référant à ce qu'Aristote appelle la chrématistique, qui consiste en ce qu'*«il n'y a aucune limite à la richesse et à la propriété.»* (Aristote, Politique, I, 9). C'est lorsque la chrématistique vient transcender toutes les catégories de l'économie politique que l'on peut parler de capitalisme comme système, venant alors détruire tout ordre sacré et toute limite venant s'opposer à sa puissance et sa force d'expansion. Le paradoxe propre au religieux a consisté à la conjurer bien qu'il la porte en elle.

**Adam Smith est dépeint dans votre livre comme un théologien - vous rappelez qu'il a enseigné cette matière à Glasgow - qui croit en la Providence sous la forme de la «*main invisible*» du marché. Mais sa vision n'est-elle pas d'abord héritière des Lumières et de Darwin?**

En réalité je pense que la dimension darwinienne de Smith n'est pas première mais seconde. En d'autres termes il rend compatible les connaissances scientifiques de son époque avec quelque chose qui les précède et qui les transcende: la Providence.

C'est à partir de sa conception théologique de la Providence que l'on peut comprendre sa conception du marché. Elle se distingue d'ailleurs en cela d'un darwinisme social vulgaire et sans pitié ou ne règne que la loi de la jungle, pour faire court. Il peut bien y avoir des inégalités et de la misère, mais les plus infortunés savent que la Providence, qui agit par l'intermédiaire de la main invisible du marché, pourvoit à la félicité de tous

Adam Smith, dans sa *Théorie des sentiments moraux*, dit ainsi d'eux que leur consolation vient *«d'une croyance ferme et d'une soumission révérencieuse à l'égard de cette Sagesse bienveillante qui dirige tous les évènements de la vie humaine et qui, nous pouvons en être sûrs, n'aurait jamais souffert que ces infortunes se produisent si elles n'avaient pas été indispensablement nécessaires pour le bien du tout.»*

**Le christianisme apparaît dans votre essai à certains endroits comme une cause majeure de l'apparition du capitalisme, ou du moins comme une «*religion paradoxale*» sur ce sujet. Ne faut-il pas y voir plus précisément, suivant Max Weber, une conséquence de l'éthique protestante?**

Le problème de cette thèse est tout d'abord que l'on a fait dire à Max Weber beaucoup de choses qu'il n'a pas dites. Il ne parle pas de relation de cause à effet entre religion protestante et capitalisme mais de corrélation, et plus précisément il ne parle pas de capitalisme mais d'esprit du capitalisme.

Son analyse consiste à avancer que le protestantisme a accompagné le capitalisme dans sa dynamique, notamment en raison de la doctrine de la prédestination, les croyants voyant dans leur réussite individuelle un signe de leur élection par Dieu.

Les jours chômés n'ont peut être pas tant une fonction religieuse qu'anthropologique et politique

Là encore, si l'on reste dans l'esprit, peut-être en effet que le protestantisme a participé à une dynamique, mais en réalité on retrouve déjà des éléments structurant du capitalisme en Italie, pays catholique, bien avant le développement de l'Allemagne et de l'Angleterre.

**Pour vous, il faudrait «conjuré» le travail, ce qui passerait notamment par la «multiplication des dimanches». Mais c'est précisément le christianisme qui a instauré dès la Genèse un jour de repos inviolable qui échappe à la rationalité, au travail et donc au marché...**

Parfaitement, en l'occurrence dans ce cas il s'agit d'abord du judaïsme, dont la tradition sera reprise par le christianisme, mais nous retrouvons ce type de sanctuarisation de jours libérés du travail dans les religions qui ont vu dans le travail si ce n'est une sorte de malédiction, tout du moins une activité qui pouvait potentiellement coloniser l'ensemble de la vie des hommes. Si elles instituent le jour chômé ou férié, c'est pour se consacrer au culte mais aussi parce qu'elles avaient conscience qu'une société pour exister doit préserver un temps qui soit consacré à l'entretien des liens sociaux, dans la sphère familiale, associative, amicale et même politique.

Tout l'enjeu consiste ensuite pour les sociétés sécularisées à préserver cet héritage: les jours chômés n'ont peut être pas tant une fonction religieuse qu'anthropologique et politique (bien que toutes ces dimensions soient confondues à l'origine). L'anarchiste Proudhon l'avait bien compris en publiant son premier livre intitulé *De la célébration du dimanche!*

**«Concevoir une sphère du marché qui cohabite avec les autres (religion, politique, famille, école, travail) n'est plus concevable» selon vous car le marché moderne déborde inévitablement de son lit. Le libéralisme économique mènerait-il inmanquablement au consumérisme?**

On retrouve chez beaucoup de critiques de la société de marché l'idée qu'il faut recloisonner ce que le marché a décloisonné en contaminant l'ensemble des rapports sociaux et des institutions par ses principes (par exemple la concurrence). C'est la grande thèse de Michael Walzer par exemple qui parle de *Sphères de justice* : chaque domaine de la société a sa spécificité et donc ses règles de justice, le marché ayant la sienne propre qui ne doit pas coloniser les autres.

Les limites (...) ont échoué à contenir le capitalisme qui est un système capable de briser toutes les limites

Dans le principe cette thèse est sympathique mais dans les faits elle ne tient pas, et en réalité elle se réduit à une philosophie politique qui n'a pas intégré la généalogie et donc la teneur des différentes catégories de l'économie politique. La question des limites est fondamentale et en cela le religieux a encore anthropologiquement des choses à nous apprendre, mais cela ne suffit pas et c'est en partie en cela qu'elles ont échoué à contenir le capitalisme qui est un système capable de briser toutes les limites. C'est donc l'ensemble des catégories de l'économie qu'il faut reconsidérer.

**Vous soulignez à quel point la monnaie a toujours été, d'une manière ou d'une autre, liée au sacré. Comment est-ce que ce phénomène a pu survivre au désenchantement du monde par la rationalité moderne?**

L'argent est le seul dieu sur lequel les modernes s'accordent. Traumatisés par les guerres de religion, qui mettaient en conflits différentes manières de penser le monde, il fallait trouver un étalon de valeur qui ait l'apparence de la neutralité pour pacifier la société. Au XVIIe siècle apparaît ainsi le grand mythe des échanges marchands qui apportent la paix.

Or pour paraphraser René Girard on remarque toujours une propension de la société à diviniser ou sacrifier ce qui apporte la paix. Ce fut le cas aussi pour l'argent même si en réalité son pouvoir de pacification est tout aussi proportionnel à sa propension de nourrir les conflits. Il n'en demeure pas moins qu'il y a dans l'argent une sorte d'aura sacrée associée à une certaine mystique du pouvoir. Autre dimension sacrée - qui signifie la sortie du domaine profane - de l'argent: son autonomisation. Personne n'est aujourd'hui en mesure de contrôler le trading à haute fréquence ou les lignes de code des cryptomonnaies.

**Si les Anciens et les Modernes insistent tout deux sur l'importance de la propriété, vous nous dites que leurs perceptions de celle-ci sont radicalement en désaccord. Pourquoi?**

Comme le montre bien Fustel de Coulanges dans son célèbre ouvrage *La Cité antique*, l'idée de propriété privée avait des fondements religieux chez les Anciens, et plus particulièrement chez les Grecs et les Romains. «*Ce ne furent pas les lois qui garantirent d'abord le droit de propriété, ce fut la religion.*»

Cette propriété n'était cependant pas sacrée au sens où nous l'entendons aujourd'hui. Elle reposait avant tout sur les dieux des foyers domestiques. Chaque famille avait son dieu s'installant dans sa demeure, prenant ainsi possession du sol. D'une certaine manière, la propriété des Anciens était inaliénable.

La propriété est sacrée en ce qu'elle protège et perpétue un lignage, une communauté sur un lieu délimité qui se réduit à un lieu d'usage

Dans nombre de sociétés, par exemple à Sparte, il était formellement interdit de vendre ses terres. Lorsqu'une telle vente devient possible, c'est encore grâce à la religion dans la mesure où il devient nécessaire d'opérer un sacrifice aux dieux. Pour les mêmes raisons, l'expropriation pour dettes n'est pas concevable pour les Anciens. Le corps de l'homme répond de la dette, c'est pourquoi il peut devenir esclave. Mais sa propriété ne peut être aliénée, car elle appartient à sa famille.

La propriété est sacrée en ce qu'elle protège et perpétue un lignage, une communauté sur un lieu délimité qui se réduit à un lieu d'usage. Il n'existe donc pas de droit de propriété absolu et individuel au sens où nous l'entendons comme modernes libéraux. Aujourd'hui dans la Déclaration française des droits de l'homme et du citoyen, la propriété est considérée à l'article 2 comme l'un des «*droits naturels et imprescriptibles de l'homme.*»

À l'article 17, elle est considérée comme un «*droit inviolable et sacré.*» Ce ne sont plus la finalité ni la raison, subordonnées à un ordre divin, qui prévalent, mais désormais le droit absolu qu'ont les individus sur les choses selon leur bon vouloir. Et bien souvent ce pouvoir sans limite sur les choses permet à quelques-uns d'exercer leur pouvoir sur les hommes.

La loi est là pour poser des limites bien sûr, mais comme le soulignait Edgar Pisani dans *Utopie foncière*: «*la propriété privée est le fondement ; il faut des raisons fondamentales pour y porter atteinte. L'intérêt général doit se justifier. La propriété n'a pas à le faire. Elle existe et trouve en elle-même les arguments de son existence et de sa durée.*»

**Vous rappelez que «la population esclave en Amérique est de 300 000 en 1700», puis de «plus de six millions au milieu du XIXe siècle». En quoi faut-il, comme vous, y voir une conséquence du libéralisme?**

En effet contrairement à une idée reçue, l'esclavage ne disparaît pas avec le libéralisme, au contraire. S'il a subi une éclipse durant le Moyen-Âge chrétien, c'est au XVIIIe siècle qu'il réapparaît. Ses premiers opposants sont des monarchistes partisans de l'Ancien régime religieux, comme Bodin, Montaigne ou Las Cases, alors que ses plus fervents promoteurs comptent parmi les pères du libéralisme, comme Locke, Grotius et Washington.

Les libéraux sont coincés devant le paradoxe suivant : est-ce bien raisonnable d'abolir la propriété privée qu'est l'esclave alors que nous l'avons consacrée comme le plus absolu des droits ?

Plusieurs éléments permettent de comprendre cet essor de l'esclavage lié au libéralisme: on peut y voir les conséquences d'une forme d'impérialisme économique mais ce n'est pas tout. En réalité les libéraux sont coincés devant le paradoxe suivant: est-ce bien raisonnable d'abolir la propriété privée qu'est l'esclave alors que nous l'avons consacrée comme le plus absolu des droits?

Francis Lieber répondait à cette question par la liberté entendue au sens libéral du terme: «*Si les gens ressentent le besoin d'avoir des esclaves, en avoir est leur affaire.*»

## CORONAVIRUS ET PANDÉMIE DE COVID-19

# Ce que l'on sait de l'efficacité des vaccins et des anticorps sur les variants du Covid-19

**Plusieurs études semblent indiquer que certains variants commencent à échapper aux anticorps formés contre le virus d'origine.**

Par [David Larousserie](#), [Nathaniel Herzberg](#) et [Mathilde Boussion](#) (Johannesburg, correspondance)

Publié le 23/1

Un danger peut en cacher un autre. Pour les scientifiques, les nouveaux variants du Covid-19 nous menacent d'abord en raison de leur plus grande contagiosité et du risque épidémique global qu'ils font peser sur nos têtes. Mais la crainte monte de les voir franchir les barrières érigées peu à peu contre eux : l'immunité des patients déjà infectés et les vaccins en cours d'injection.

Des expériences clés pour savoir ce qu'il en est vraiment sont en cours, aux résultats très attendus. Elles consistent à cultiver la souche d'un des variants puis à mesurer sur des cellules l'efficacité de diverses concentrations de sérum de convalescents ou de personnes vaccinées. Mais elles demandent des conditions de sécurité particulières et sont assez lentes à conduire, d'autant qu'il faut tester plusieurs types de sérums, dépendant de l'âge des patients, de la durée de leur infection ou vaccination...

En attendant, des équipes ont déjà rendu publics des résultats recourant à des artefacts, des systèmes qui n'expriment que certaines protéines du virus – en particulier la spicule, qui s'accroche aux cellules humaines – voire seulement certaines parties.

Ainsi, le 7 janvier, une équipe de Pfizer expliquait que les anticorps de personnes vaccinées par son produit restaient efficaces contre une mutation particulière du virus – celle modifiant le 501<sup>e</sup> acide aminé – présente chez le variant anglais, connue pour augmenter la liaison du virus à son hôte. Le 19 janvier, des chercheurs de Pfizer et BioNTech le confirmaient dans une prépublication portant [cette fois sur un pseudovirus reprenant toutes les mutations de la spicule du variant anglais](#). A l'inverse, trois jours auparavant, [l'équipe de Jesse Bloom](#), à Seattle, aux Etats-Unis, pointait le fait qu'une autre mutation, sur le 484<sup>e</sup> acide aminé, présente chez les variants brésiliens et sud-africains, mais pas sur le britannique, réduisait l'effet des anticorps.

« On a besoin de données cliniques »

Pour l'heure, c'est l'immunité des patients déjà infectés qui soulève le plus d'inquiétude. [Une équipe brésilienne](#) a rapporté un premier cas de réinfection d'un patient touché par la première vague et tombé malade à cause du nouveau variant local. De quoi mieux expliquer l'absence manifeste d'immunité de groupe dans des zones comptant plus de 70 % de personnes ayant été atteintes par le virus et censées disposer d'anticorps.

Une étude sud-africaine, [publiée le 19 janvier, en preprint](#), dresse un tableau plus sombre encore. Quarante-quatre sérums de convalescents de la première vague ont été testés contre une spicule artificielle imitant au mieux celle du nouveau variant circulant dans le pays avec neuf mutations dans deux régions différentes de la protéine. La moitié de ces cocktails n'ont pas reconnu la spicule. « *C'est indicatif d'un problème à prendre au sérieux, mais ce sont des tests de laboratoire et on a besoin de données cliniques pour les*

*confirmer* », a précisé Penny Moore, la principale autrice, lors d'un webinaire le 18 janvier. « *Il est important de clarifier la perte d'activité de ces anticorps et de savoir si les niveaux restent ou non au-dessus de ceux nécessaires contre l'infection ou la réinfection* », précise au Monde sa collègue Lynn Morris. Les chercheurs notent d'ailleurs que la moitié des sérums continuant d'être efficaces sont ceux de patients ayant eu un Covid-19 sévère et des hospitalisations.

Comme si cela ne suffisait pas, [une deuxième étude](#), également sud-africaine et publiée en preprint, confirme ce résultat. Cette fois, les chercheurs n'ont étudié que six échantillons sanguins d'anciens malades, mais ils les ont confrontés aux vrais virus mutants. Et le résultat est clair : pour parvenir à neutraliser le pathogène, il leur a fallu six à 200 fois plus d'anticorps. « *Cela suggère que les mutations du nouveau variant ont fait perdre au virus une grande partie de sensibilité aux anticorps d'origine* », conclut le coordonnateur de l'étude, Alex Sigal, de l'Africa Health Research Institute de Durban.

## Effets collectifs non prévisibles

*« Il apparaît de plus en plus clairement que les variants portant certaines mutations comme la E484K sont moins bien neutralisés in vitro par des sérums de personnes ayant été infectées par les variants du virus ayant circulé jusqu'ici, réagit Etienne Simon-Lorière, de l'Institut Pasteur. Mais ce n'est pas 100 % des cas, et l'ampleur de la réduction est variable. Les sérums de personnes vaccinées ont généralement des titres neutralisant plus élevés que les personnes naturellement exposées, et seule une petite réduction est notée in vitro dans ce cas. »*

Beaucoup de ces travaux se concentrent sur une seule protéine, la spicule, et même sur une seule région, celle qui s'attache à l'hôte. Pourtant, d'autres gènes mutent, sans que pour l'instant leur fonction soit bien connue, comme cette suppression partielle de la protéine exprimée par le gène Orf8 chez le variant anglais. De même la région terminale de la spicule, présente souvent des mutations, comme la disparition des 69<sup>e</sup> et 70<sup>e</sup> acides aminés, toujours sur ce variant, qui renforcerait la liaison. [Une équipe britannique](#) a observé l'apparition de la même mutation sur un patient immunodéprimé et traité avec du plasma de convalescent. Une autre région, située entre les deux, paraît aussi importante car c'est là que la protéine est cassée pour permettre sa pénétration dans les cellules. Or le variant anglais présente justement une modification dans cette zone, sur le 681<sup>e</sup> acide aminé, qui pourrait faciliter ce clivage et donc l'infection. Mais ni le sud-africain, ni le brésilien n'en sont pourvus.

Toute la difficulté tient cependant à l'apparition en paquet de mutations dans les variants. Elle laisse penser qu'il pourrait y avoir des effets collectifs, non prévisibles par la seule étude d'une mutation unique, fût-elle sur la spicule.

*« Les expériences actuelles ne tiennent pas compte de l'effet des mutations sur les autres protéines. Pour le moment, le rôle de ces autres protéines dans l'infectivité n'est pas démontré, mais c'est un nouveau virus, et donc c'est une possibilité – ce phénomène existe chez d'autres virus », souligne Julien Lupo, du CHU de Grenoble.*

« On modifiera le vaccin »

La question est essentielle, car pour vaincre les anticorps, le variant dispose de deux armes : la force et la ruse. La première consiste à augmenter sa puissance de pénétration dans les cellules humaines. Même accrochés à la protéine, les anticorps risquent de ne pas faire le poids. La seconde vise à leurrer les défenses immunitaires, à changer suffisamment son apparence pour passer incognito. Il peut même jouer sur les deux tableaux.

C'est pourquoi les concepteurs de vaccins multiplient les cibles, plusieurs dizaines parfois. De quoi renforcer la détection, mais aussi l'accroche. Pfizer et Moderna ont assuré que leur cocktail resterait efficace. Devant l'émoi suscité par son étude, Jesse Bloom a précisé, dans une déclaration sur Twitter, qu'il demeurerait convaincu que ces vaccins, à l'efficacité spectaculaire, resteraient performants encore de longs mois.

Autre argument avancé : les dernières études analysent les anticorps. Mais la réponse immunitaire engendrée par les vaccins est aussi cellulaire. Rien n'indique encore que les variants la fragiliseraient.

Aussi, la plupart des chercheurs, à l'unisson des autorités sanitaires, martèlent le message : le vrai danger de ces variants reste le risque d'explosion des contaminations. La réponse doit donc être double, renforcer les mesures de protection et accélérer la vaccination. Au risque de doper la production de nouveaux variants et d'en sélectionner un vraiment résistant ? « *C'est inéluctable*, indique Etienne Simon-Lorière. *On fera alors comme avec la grippe, on modifiera le vaccin.* » Les tenants de l'ARN messenger ont indiqué qu'il leur faudrait juste deux mois pour s'adapter. Certains s'y prépareraient déjà.

## A new vision

# Racism tests France's colour-blind model

**A new generation argues that France needs to think differently about race**

## Europe

[Jan 16th 2021 edition](#)

When growing up in La Courneuve, on the unfashionable fringes of Paris, Rokhaya Diallo says she “didn’t feel black”. The daughter of parents from Senegal and the Gambia, she recalls that “being black was just not an issue, because there were so many of us.” It was only as a young adult in Paris, when people began to ask where she came from, that Ms Diallo realised “that they didn’t mean La Courneuve. It was really a matter of the colour of my skin.”

Today, Ms Diallo belongs to a generation of French writers and activists who are asserting their identity as black in a way that challenges France’s sense of itself as colour-blind. This is prompting a complex and heated debate about how, and whether, to think about race. It is particularly sensitive in France because its universalist model assumes that all citizens have equal rights as individuals, not groups. Partly as a rejection of identification methods used under the wartime Vichy regime, it is illegal in France to collect data on ethnic, racial or religious origin. Officialdom neither counts nor recognises racial minorities. Identity is assumed to be simply French.

Yet the reality of racial discrimination has for years meant that France fails to match up to this ideal. Studies that use proxy measures for race, such as parents’ national origin, show that French people with links to the Maghreb or sub-Saharan Africa find it harder to rent housing or get jobs. They are also disproportionately absent from French television studios, boardrooms and government. In the 1980s, which saw the growth of groups such as  *SOS Racisme*, anti-racism movements often ended up more concerned about social equality than racial identity. Now a new generation is pressing a different sort of racial awakening. This has pushed President Emmanuel Macron to respond—but also to question the way the problem is discussed.

Last month Mr Macron stirred indignation in some quarters of the police force when he acknowledged that people “with non-white skin colour” are more likely to be stopped by the police in France. He also conceded that “being a white man can be an experience of privilege.” Commonplace in America, the use of such terms is highly unusual in France. Mr Macron has now promised to launch a “citizens’ consultation” on discrimination. In February he will also set up a permanent anti-discrimination platform—online and via telephone and chat—to register and respond to complaints. The idea is to raise awareness of discrimination, and supply tools to fight it.

If Mr Macron has decided to do more about racial discrimination, though, this does not mean that he shares the way that some activists in France seek to steer the debate. A row currently pits “universalists”, who prefer to combat discrimination by reinforcing the existing colour-blind model, against those who argue that deep structures of racism can be erased only by “racialising” French society. “France has a theoretical universalist philosophy which is hermetic to the experience of a large number of French people,” says Ms Diallo. “We refuse to talk about race, so we don’t have the words to discuss it. This is denial: a refusal to put words on things that we don’t want to recognise.”

Much of this push comes from students and those familiar with the American campus debate. Often even the vocabulary is missing in French. Being black at Sciences Po, a group at a Paris university, for instance, calls for classes on “*la critical race theory*”, as well as “intersectionality” and “decolonial studies”. When you hear talk in France about “white supremacy” or “systemic racism”, says Thomas Chatterton Williams, an



American writer on race based in Paris, “these are American ways of thinking, which derive from a society built on slavery and oppression.”

Up to a point, Mr Macron is sympathetic. When campaigning in 2017, he upset conservative French circles by calling colonisation a “crime against humanity”. He agrees that more should be done to teach the full picture of French history, and last year asked Benjamin Stora, a historian, to re-examine the archives on France’s colonial history in Algeria. Mr Macron draws the line, however, not only at the idea of sidelining controversial figures in history. He also rejects the “ethnicisation” of French society in ways that could be divisive—particularly regarding extreme forms of Islamism—and undermine universalism. “We’re not a country like the United States that has lived through segregation,” he told Brut, an online platform.

The challenge for France is whether it can accommodate more explicit racial identities within its existing model, in ways that neither crush genuinely felt differences nor abandon the colour-blind ideal. James Baldwin, an American writer, once commented that in France “I was freed of...the crutches of race.” Mr Williams echoes that thought today. “I’m a mixed-race black man,” he says, “but in France my identity is primarily my nationality. I’m not the first American to feel liberated by stepping out of the black-white binary.”

Some, such as Sibeth Ndiaye, Mr Macron’s former government spokesperson, suggest that France should at least debate the question of collecting statistics based on ethnic background. It is harder to measure diversity, let alone prove discrimination, when there is no official recognition of racial groups. The legal case for discrimination currently rests on a plaintiff belonging to a “real or supposed” race and on the perception of racism. For universalism to prosper, wrote Ms Ndiaye in *Le Monde* last year, “we shouldn’t hesitate to name things, to say that skin colour isn’t neutral.”

Part of the difficulty of the debate, says Hakim El Karoui of the Institut Montaigne, a think-tank, is that inflexible defenders of the French model consider that the mere “recognition of difference is a way of contesting that model”. It may be that French universalism is more elastic than its rigid guardians believe. “Until the mid-20th century”, says Pap Ndiaye, a French historian and author of “La Condition Noire”, “we spoke very freely about race, even within the universalist idea.” It was only after the second world war and decolonisation that talking about race became illegitimate.

Mr Macron’s vision of universalism may be more nuanced than his critics allow. He has often talked about France’s plural identities. Recently he said: “We should be able to be fully French and to cultivate another belonging.” The challenge will be to get this balance right, while ensuring that those who do not feel fully recognised in France can genuinely prosper in it.

# Dette européenne : « Comme un marronnier, la tentation du défaut de paiement volontaire revient régulièrement »

## TRIBUNE

**Pierre Gruson**

Le professeur de finance Pierre Gruson dénonce, dans une tribune au « Monde », l'illusion d'une annulation pure et simple de la dette, mais préconise l'émission de titres à long terme et à coupon zéro.

Publié le 22 janvier 2021 à 12h28 - Mis à jour le 22 janvier 2021 à 15h01 Temps de Lecture 4 min.

**Tribune.** « *Vous voulez que je fasse de la dette ?* », avait répondu François Fillon, en mars 2017, à des soignants épuisés qui l'interpellaient sur leurs conditions de travail. La crise du Covid-19 a balayé bien des dogmes qui prévalaient depuis que les dettes publiques des pays développés ont explosé. Ce phénomène avait débuté à la suite des deux chocs pétroliers de 1973 et 1979. L'endettement s'est encore aggravé lors de la crise financière de 2008. L'ombre de cette dette pèsera longtemps sur les prochaines générations. Elle siphonne une partie des ressources fiscales pour le paiement des intérêts. Une part de plus en plus importante des nouveaux emprunts est affectée au remboursement des précédents.

Lorsque les ratios dette/PIB ont flirté avec le seuil symbolique de 100 %, on pensait avoir franchi une ligne rouge. L'histoire nous procure quelques épisodes bien plus marquants. Au sortir des guerres napoléoniennes, la dette de l'Angleterre approchait les 200 %. Mais le retour à la paix et la révolution industrielle confirmaient son aspect conjoncturel, voire accidentel. A l'heure actuelle, nous devons accepter l'idée de voir ce ratio s'installer durablement à des valeurs stratosphériques. Alors, comme un marronnier, la tentation du défaut de paiement volontaire revient régulièrement, chez les politiques, mais aussi chez les économistes. Nous rêvons tous à la liberté retrouvée de financer le monde d'après-Covid-19. Il est pourtant des contraintes qu'on ne peut ignorer.

## Quasi-certitude de faillites

Les créanciers des Etats ne sont pas d'anonymes petits épargnants qu'on pourrait envisager de spolier sans conséquences. La dette publique française est détenue à 24 % par des institutionnels français. Ne pas rembourser, c'est la quasi-certitude de mettre en faillite des banques, des compagnies d'assurances et d'assurances-vie, des fonds de retraites. Pas sûr qu'on y gagne. Faire racheter la dette par la Banque centrale ? C'est déjà le cas, depuis la crise de 2008. Enfin, plus de la moitié de la dette est détenue par des non-résidents (52 %). Ces investisseurs institutionnels ne manqueraient pas de nous traîner en justice, avec le risque de ne plus pouvoir emprunter sur les marchés financiers. Une part importante de notre dette est dans les comptes d'autres banques centrales. A l'image de la Banque de France, chaque banque centrale détient en effet des devises pour assurer les besoins commerciaux et financiers de ses ressortissants. Ces avoirs en devises sont investis dans les titres les plus sûrs, les obligations d'Etat d'autres pays. Mais une décision unilatérale entraînerait immédiatement la réciprocité du défaut de paiement, et le commerce international se gripperait.

Toutefois, l'annulation acceptée d'une partie de ces dettes réciproques entre banques centrales est possible. Elle soulagerait les ratios de 10 à 20 points de pourcentage. Cette perspective devient de moins en moins taboue à mesure que nous préparons la sortie de crise sanitaire. Dans le cas particulier des titres d'Etat européens détenus par la Banque centrale européenne (BCE), un « cantonnement » ou un gel de ces dettes peut sembler plus accessible. Mais une telle décision suppose un accord unanime des Vingt-Sept et ne porte que sur une fraction très marginale de la dette.

Il semble difficile de décréter le non-paiement de la dette tant que nous ne sommes pas à l'équilibre budgétaire. Comment emprunter à nouveau le jour d'après et vouloir faire croire aux investisseurs que cela n'arrivera plus, que c'est même pour leur bien ? Une situation financière assainie devrait les rassurer ! Mais les épargnants ont la mémoire très longue. Les Russes et les Argentins en ont fait l'amère expérience. A tout le moins, nous courons le risque de payer des intérêts plus forts pour rémunérer une probabilité de défaut de paiement.

## Situation précaire

La loi de finances initiale 2021, adoptée le 17 décembre, prévoit que l'Etat français emprunte 260 milliards d'euros à long terme, dont 118 pour le seul remboursement des emprunts qui arriveront à échéance. De leur côté, les intérêts annuels représenteront environ 40 milliards. Quant au déficit budgétaire 2021, il est estimé à 173 milliards. Cette situation très précaire n'est pas une exclusivité française. Loin de nous rassurer, cette remarque nous rappelle que les Etats sont aussi en concurrence pour drainer les capitaux internationaux disponibles. La qualité de la signature des Etats de la zone euro nous protège. Les taux restent en territoire négatif, y compris à long terme. Voilà pourquoi les responsables européens balayent toute proposition d'annulation de la dette d'un pays membre.

Si l'impact d'une annulation de la dette publique semble pire que sa difficile soutenabilité, il ne faut pas négliger les mesures d'aménagement. Il faut imaginer des mesures de politique budgétaire non conventionnelles, à l'image de ce qui a été fait avec la politique monétaire pour digérer la crise financière. Ainsi, émettre des emprunts de long terme à cinquante ans et à coupon zéro représente une piste intéressante, qui soulage la trésorerie de l'Etat de près de 100 milliards d'euros sur dix ans.

Le Trésor propose de telles obligations avec succès depuis plusieurs mois. En novembre 2020, ces titres représentaient plus de 250 milliards d'euros, soit 14 % de la dette publique à moyen et long termes. Les investisseurs les réclament : le 7 janvier, la demande pour une émission d'obligations à 0 %, à échéance 2030 et offrant un rendement négatif de - 0,33 %, a été près de deux fois supérieure à l'offre. Pourquoi ne pas renforcer cette pratique, c'est-à-dire émettre une part croissante de ces nouveaux titres, voire les substituer aux titres existants ? Quoi qu'il en coûtera !

**Pierre Gruson est professeur de finance à Kedge Business School Bordeaux.**

[https://www.lemonde.fr/les-decodeurs/article/2021/01/11/variant-du-covid-19-pourquoi-un-virus-tres-contagieux-est-plus-dangereux-qu-un-virus-tres-letal\\_6065875\\_4355770.html](https://www.lemonde.fr/les-decodeurs/article/2021/01/11/variant-du-covid-19-pourquoi-un-virus-tres-contagieux-est-plus-dangereux-qu-un-virus-tres-letal_6065875_4355770.html)

# Variant du Covid-19 : pourquoi un virus très contagieux est plus dangereux qu'un virus très létal

Le nouveau variant du SARS-CoV-2 circulant au Royaume-Uni, que l'on estime plus contagieux, pourrait provoquer plus de décès là où il se propage.

Par [Gary Dagorn](#)

Publié le 11 janvier 2021 à 13h11 - Mis à jour le 16 janvier 2021 à 07h04

Observé pour la première fois en septembre 2020 dans la région du Kent, dans le sud-est de l'Angleterre, le variant VoC 202012/01 (*Variant of Concern, year 2020, month 12, variant 01*) du coronavirus est probablement à l'origine d'une flambée de cas au Royaume-Uni et plus récemment en Irlande, en raison d'une contagiosité accrue.

Si la preuve définitive d'une plus grande transmissibilité de ce nouveau variant n'a pas encore été faite, de nombreux indices convergent vers cette hypothèse. [Les travaux préliminaires conduits par une équipe de la London School of Hygiene and Tropical Medicine](#) ont conclu que cette déclinaison du virus était environ de 50 % à 74 % plus contagieuse (valeur médiane : 56 %) que la majorité des SARS-CoV-2 en circulation depuis le début de la pandémie. Une mutation repérée sur la protéine de spicule du virus (N501Y) augmenterait nettement l'affinité, donc la liaison chimique, entre le virus et les cellules humaines qu'il peut pénétrer, ce qui favoriserait l'infection.

## La contagiosité, facteur-clé de la dangerosité du virus

Une des premières inquiétudes était de savoir si ce nouveau variant était plus létal que les autres, c'est-à-dire s'il provoquait des cas plus sévères de Covid-19 et un plus grand nombre de morts pour une quantité égale de personnes infectées.

Spontanément, les craintes se concentrent sur le risque que le variant soit très mortel. Mais paradoxalement, un virus plus contagieux peut faire nettement plus de dégâts qu'un virus plus mortel.

Imaginons une hypothétique mutation du SARS-CoV-2 qui aurait un taux de létalité supérieur de 50 % à celui observé pour le SARS-CoV-2 « initial ». Le nombre de décès, à circulation virale égale, serait logiquement lui aussi augmenté de 50 %. Mais cette augmentation serait constante dans le temps.

En revanche, une contagiosité plus élevée aura des effets plus graves, car il ne s'agit pas d'une augmentation unique, mais multiple. Chaque personne infectée va contaminer à son tour davantage de personnes. Si l'on estime, par exemple, que le temps de génération (soit le fait d'infecter une personne après avoir été exposé au virus) est en moyenne de six jours, en trente jours, une augmentation de 50 % de la contagiosité va s'appliquer au moins cinq fois ( $30/6 = 5$ ) : avec cinq « générations » de contamination, donc cinq fois une hausse de 50 %, la croissance est exponentielle.

Pour illustrer ce raisonnement, [l'épidémiologiste britannique Adam Kucharski a pris sur Twitter l'exemple](#) d'une situation initiale de 10 000 cas de Covid-19 :

- en appliquant un taux de létalité de 0,8 % et un taux de reproduction du virus de 1,1, le coronavirus « habituel » causerait, après trente jours de propagation libre, 129 morts ;
- en augmentant le taux de mortalité de 50 %, le nombre de morts serait de 193 après la même période ;
- en augmentant la contagiosité de 50 %, le nombre de cas croîtrait nettement plus vite, et provoquerait... 978 morts.

Le graphique ci-dessous, dont les calculs ont été réalisés à partir des paramètres connus en France, illustre la différence de dangerosité entre le variant britannique (avec des estimations de sa contagiosité) et un variant théoriquement plus mortel.

### Un coronavirus plus contagieux est nettement plus dangereux

Morts du Covid-19 selon trois coronavirus différents : le virus « initial », une déclinaison qui serait 50 % plus mortelle, et le variant VoC 202012/1 en circulation au Royaume-Uni.

Si la forte contagiosité de ce nouveau variant se confirme, il sera très probablement plus difficile à maîtriser que le virus du printemps 2020, et moins sensible aux mesures de restriction publiques prises depuis un peu moins d'un an.

La situation au Royaume-Uni et en Irlande témoigne, dès à présent, d'une accélération impressionnante de la circulation du nouveau variant. En Irlande, où la part du variant VoC 202012/01 est passée de 8,6 % à 24,9 % des prélèvements séquencés entre le 20 décembre et le 3 janvier, le nombre de cas par million d'habitants a été multiplié par dix en l'espace de seulement deux semaines et demie.

## Infections v injections

# The marathon of covid-19 vaccination

Even as governments sprint to get inoculate programmes going, they need to keep an eye on what comes next

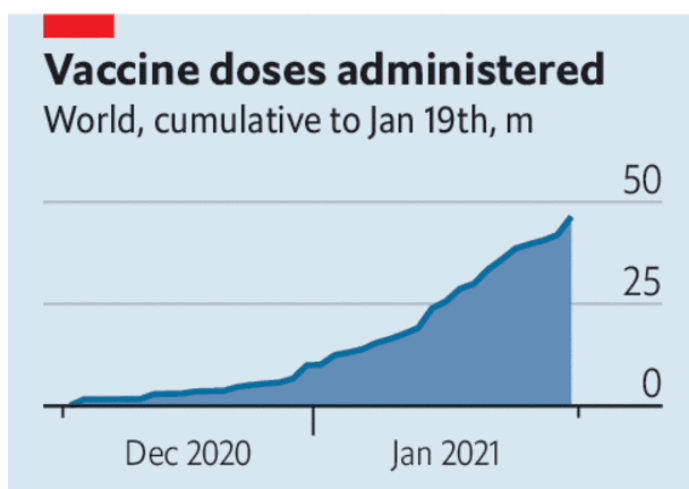
**Leaders** [Jan 23rd 2021 edition](#)

It has been described as a race between infections and injections. If so, infections are still winning. About 5m new cases of covid-19 a week are being recorded around the world. As we went to press, some 51 countries had begun to administer vaccines, according to Our World in Data, a website; over the previous week 17m people had been vaccinated, but the global total of doses was still below 50m. Only five countries had given the first dose to more than 5% of its population.

The inoculation effort is generating frustration in countries like France, which got off to a slow start, and rejoicing in Britain, which has so far done well (see [article](#)). Both the despair and the joy are premature. Plenty will happen in the months before most countries create enough immunity to suppress the spread of the virus. In the interim, much will depend on how successfully their governments manage lockdowns.

At the moment most of their energy is going into sorting out the logistics of vaccine distribution, which they can directly control. However, as Britain may be discovering, vaccine supply is what matters most. The good news is that more doses will become available, as manufacture scales up and new vaccines win regulatory approval. One from Johnson & Johnson, expected to report trial results late this month, could inoculate 1bn people during 2021.

While countries wait for supplies, the central role in keeping the virus at bay will be played by non-pharmaceutical interventions (npi), including masks and lockdowns. Modelling from Britain suggests vaccination's benefits will take time to show up in intensive-care wards. These are full of people in their 50s and 60s because those older than this are often too frail for ventilators and other interventions. When intensive-care wards are full, mortality is a quarter higher than expected. If highly infectious new variants of the virus take hold, npi regimes may even need to be tightened, as Germany's was this week.



The Economist

Lockdowns impose a burden on freedom and a heavy financial cost. Pressure will therefore mount for vaccinated people to be able to move around freely, even if at first they will be too few in number to make

much difference to the economy. If governments ignore calls for “vaccine passports” to permit this, the vaccinated are likely to change their behaviour regardless. Some businesses may introduce informal systems.

For vaccine passports to make practical sense, epidemiologists need to understand how well vaccination stops people spreading the disease—because it would be harmful if those who were safe infected others yet to receive a jab. Early work from Israel, which has inoculated a greater share of its population than any other country, suggests that the Pfizer-BioNTech vaccine does indeed slow transmission a bit, but more research is needed to inform an effective passport regime (see [article](#)).

Vaccine passports also raise ethical questions. When so much rides on having one, the question of who gets a jab when will matter even more than it does today. If groups are arbitrarily pushed back in the queue, programmes will become mired in controversy. Vaccination must be free to rich and poor alike, and allocated by efficacy and clinical need. That can be hard to reconcile with the requirement not to waste scarce supplies, which argues for convenience.

There are complications, too. If vaccinated people can roam, those with acquired immunity will clamour for the same freedom: they are no more infectious, after all. Yet antibody tests are unreliable. It is not clear how long such immunity lasts or, in individuals, when they actually caught the disease and the clock started ticking. Some fear the implications for privacy if the state can check on citizens’ health. In principle, vaccine passports are a good idea. In practice, governments face a host of questions—some of which can be answered only through more epidemiological research. They need to start work on it today.

## Palace intrigue

# The world must not accept the jailing of Alexei Navalny

It takes courage to expose the corruption of Vladimir Putin's regime

[Leaders](#) [Jan 23rd 2021 edition](#)



In a democracy the battle for power involves elections, media skirmishes and the occasional metaphorical stab in the back. In Russia it is literally a matter of life and death. To oppose President Vladimir Putin requires not only charisma and clear vision but also physical stamina and courage. Alexei Navalny possesses these qualities in abundance.

The Kremlin has tried hard to neutralise him. Prosecutors have levelled a series of trumped-up criminal charges against him. State propagandists have amplified them, and added imaginary calumnies to the mix. Last year Russia's security services slipped him a nerve agent in a botched attempt to murder him. Mr Putin no doubt hoped that after all this Mr Navalny would be scared into permanent exile. Instead, on January 17th, five months after falling into a coma and being evacuated to Germany on a stretcher, Mr Navalny boarded a low-cost airline called Pobeda (Victory) and flew back to Moscow.

He was grabbed at the border, spirited off to a police station and put on trial there at one minute's notice. The charge was violating parole—while lying in a German hospital, he had been unable to check into a police station in Russia. He was found guilty, of course, and sentenced to 30 days' imprisonment. He awaits a second trial scheduled for February 2nd that could see him locked up for three and a half years and possibly much longer.

Yet still he torments his tormentor. On January 19th he released a two-hour film about Mr Putin's billion-dollar secret palace on the Black Sea, set on an estate 39 times larger than Monaco, with an underground ice-hockey rink, a casino and a red-velvet hookah lounge and dance pole. This was bought with "the biggest bribe in history", Mr Navalny's team claimed. (The Kremlin denies that the palace belongs to Mr Putin.) In less than a day the video had clocked up 20m views on YouTube.

Mr Navalny's conviction has plunged Russia to a new nadir of lawlessness. In the room where he was tried, there was even a picture on the wall of the head of Stalin's secret police. The violence unleashed by the Kremlin on its opponents is a threat not only to Mr Navalny, but also to ordinary Russians. A kleptocracy



and repressive regime cannot go into reverse and requires new fodder to keep itself in power. What happens next depends largely on how the population and the elite respond. A nationwide protest called by Mr Navalny on January 23rd, ahead of his new trial, will be a critical test.

A lawless Russia is a threat to the outside world, too. Repression at home is rarely isolated from aggression abroad, as Mr Putin has repeatedly shown. His arrest of Mr Navalny, who was treated as Angela Merkel's personal guest while he was in Germany, is a slap in the face for the German chancellor and the West. It also presents a challenge to the incoming administration of President Joe Biden who, unlike his predecessor, sees Mr Putin's Russia as one of the biggest threats to American security.

Mr Biden's incoming national security adviser, Jake Sullivan, set the right tone by issuing a sharply worded demand for Mr Navalny's release within hours of his arrest. But words are not enough. Mr Biden should lead a coalition to grapple with Russia's corruption and its Western enablers (see [article](#)). It should impose personal sanctions not only on Mr Putin's cronies and those responsible for poisoning and jailing Mr Navalny, but also on the much larger number of corrupt officials and politicians who have laundered or spent their ill-gotten wealth in the West in the past two decades of Mr Putin's rule.

Mr Navalny is risking his freedom and his life to stand up to a brutal, crooked regime. Mr Putin may command an army, the security services and a nuclear arsenal. But he is still afraid of the truth. Mr Navalny's courage has captured the world's imagination and put the Kremlin on the defensive. He deserves support. What becomes of him matters not only to Russia—a vast, talented country captured by rapacious ex-spooks—but to the world

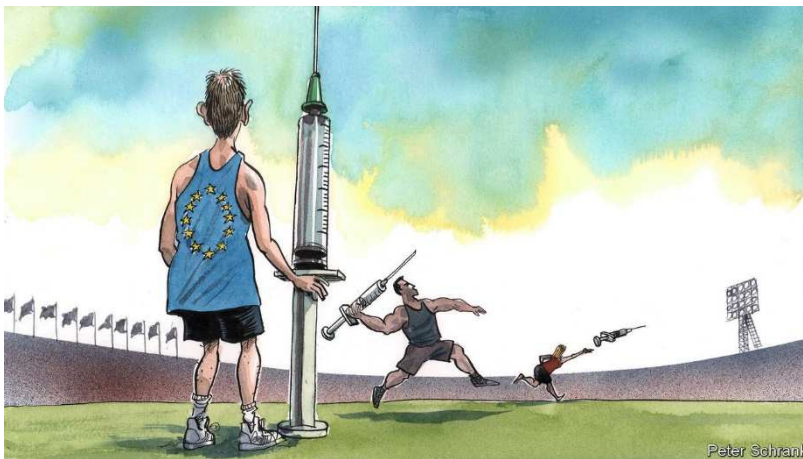
<https://www.economist.com/europe/2021/01/23/the-eu-should-stop-ignoring-the-vaccine-race-to-try-and-win-it>

## Charlemagne

# The EU should stop ignoring the vaccine race to try and win it

The faster people are jabbed, the fewer will die

[Europe](#) [Jan 23rd 2021 edition](#)



“Copium” is the most useful recent addition to the political lexicon. The portmanteau of “cope” and “opium” is a metaphorical opiate that dulls the pain of defeat, according to Urban Dictionary, a useful guide to slang. In Europe a slow vaccine roll-out across the eu has left its leaders huffing gallons of the stuff. So far the eu, a club of mostly small rich countries, has vaccinated 1.4% of its population. By contrast Israel, a small rich country, has vaccinated a third of its population. Even Britain, whose health service is a punchline on the continent, has jabbed 7%. With nearly 5% of people vaccinated America, the uncaring antithesis to the eu’s self-image, has done better than anyone in the bloc.

The copium comes in many forms. According to one ingenious argument, the eu vaccination scheme is not any slower than other rich Western countries, it simply set off later. Others suggest that regulators in the likes of Israel, America and Britain played loose with safety standards. The most pernicious argument, however, is that rolling out the vaccine is not a competition at all.

After all, competition sits awkwardly with the eu. It was set up to stop destructive contests between governments. Mashing together the coal and steel resources of western Europe was designed to make war—the worst form of competition—impossible. Strict rules stop countries from propping up failing national champions and the outright bungs that are common among American states trying to attract new businesses. The logic of eu rules is to create a firm floor to stop countries from undermining each other.

It was in this spirit that the eu built its vaccination strategy. Rather than allow individual countries to outbid each other, vaccines would be bought collectively by the European Commission and then shared out equally, according to population. Otherwise, the contrast between Bavarian teenagers in nightclubs and Bulgarian grannies in body bags would have made the spring fight over medical equipment—when eu governments were reduced to grabbing from each other—look like a lover’s tiff. Countries going it alone again would have produced winners, but also losers, most likely in the eu’s poorer member states. Sometimes competition can be a bad thing.

But a lack of competitive drive hurt the eu elsewhere. Regulatory slowness was painted as a virtue rather than vice. Part of the reason European regulators did not rush through approval was due to overblown concerns about Europe's band of vaccine sceptics. Now several eu leaders led by Austria's chancellor, Sebastian Kurz, are heaping pressure on the agency to hurry up and approve other vaccines. This has left the eu with the worst of both worlds, with a thorough process delaying arrival yet still being undermined by political interference.

Leaders are peculiarly relaxed that countries outside the eu are beating them at getting jabs into arms. Israel, runs one argument, is a special case. Squint at the statistics, however, and Israel becomes an archetypal eu member state. At 9m, its population is bang on the median for an eu country, as is its income per head. Yet many officials assume that Israel's roll-out cannot be matched by countries of similar population and similar wealth. Israel may be better placed than, say, Austria, to fight a land war but there is no reason its health care cannot be matched. "There is this tendency to compare yourself with the worst," complains one diplomat. In eu capitals there is no shame in losing to Israel as long as politicians can say they beat Belgium or Bulgaria.

For a bloc with global pretensions, this attitude is depressing. Countries that have done well with covid-19 are most aware that the world is a competitive place. Israel is surrounded by countries that want to destroy it. Taiwan, Japan and South Korea have similarly tricky relationships with powerful neighbours. By contrast, governments in the eu outsource their existential worries. It is the eu's job to devise collective solutions to how the continent deals with, say, China. Just as criticism about procurement of vaccines can be offloaded—at times unfairly—onto Brussels, so can any holes in the collective approach to Beijing.

Reluctance to compete goes deeper than the response to covid-19. Areas that are still competitive within the eu, such as corporation tax, are being squeezed towards standardisation. Ireland lures businesses with the promise of a 12.5% tax rate, less than half the German and French rates. For now, the commission is only examining ways of wiping out the most egregious uses of tax law (those companies paying far less than 12.5%). In the long term, though, this is just the beginning of an anti-competitive squeeze.

Calls for corporate "European champions" are growing, based on the dubious logic that if businesses have less competition at home, they can be stronger abroad. Chinese and American firms bulk up by growing inside large, competitive single markets. Yet in the eu, when it comes to services—about three-quarters of the eu's economy—the single market barely exists. Where the competitive streak of European governments does come out is in their attempts to grab the levers of power, says Hans Kundnani of Chatham House, a think-tank in London. Once in command, they tilt the field in favour of their own industries and economies. European governments are most competitive when it comes to the prospect of reducing competition.

## A continent of cope

If the eu is to find its competitive spirit, then a vaccination race is the perfect place. The European Commission has set a goal of jabbing 70% of its adults by summer. There is time to catch up (especially as the pandemic has provided regular, brutal reversions to the mean, when high-flying outliers are brought to ground.) There is more at stake than health. If a group including some of the world's most successful societies cannot vaccinate their populations swiftly, then any pretensions that the eu is a potential superpower look ridiculous. Put down the copium and put up a fight.

**Le Figaro (site web)**

lundi 25 janvier 2021 - 16:19 UTC +01:00 7129 mots

Histoire

# De Gaulle-Staline, les liaisons dangereuses

De Jaeghere, Michel

**ENTRETIEN - Soucieux d'asseoir une légitimité encore fragile, De Gaulle s'appuya pendant la Seconde Guerre mondiale sur une alliance avec Staline dont le prix fut élevé. Henri-Christian Giraud publie une édition enrichie et renouvelée de son livre choc.**

C'est l'un des secrets les mieux gardés de l'histoire du gaullisme. À l'aube de sa légende, De Gaulle appuya sa fragile légitimité sur une alliance secrète qui se révéla, pour lui, décisive, mais n'alla pas sans lourdes contreparties: avec Joseph Staline. Elle le conduisit à torpiller, en 1944, l'exploitation de la victoire de l'armée française en Italie et le projet britannique d'une percée par les Balkans qui auraient permis d'éviter le retour de la guerre sur le sol français et auraient empêché l'URSS de s'imposer en Europe de l'Est.

Elle se traduit aussi par l'installation du parti communiste, discrédité par sa conduite pendant la drôle de guerre et sa collaboration de vingt-deux mois avec l'Allemagne nazie, au cœur du jeu politique et de l'appareil d'Etat. Ancien directeur de la rédaction du *Figaro Magazine*, Henri-Christian Giraud est aussi un spécialiste de l'histoire contemporaine. Nourri aux meilleures sources diplomatiques et paru pour la première fois en 1988, son *De Gaulle et les communistes* avait fait l'effet d'une bombe. Réédité à l'occasion d'une année De Gaulle ponctuée par trop d'hagiographies répétitives, il a fait l'objet d'une refonte qui lui a permis de bénéficier de l'apport des archives rendues accessibles par le dégel de l'URSS. Il conjugue la précision de ses références à un sens du récit qui en fait le plus palpitant des thrillers.

**LE FIGARO. - Associer De Gaulle et les communistes, et laisser entendre une possible complicité entre les deux, à l'heure où De Gaulle est devenu la grande figure de la droite, c'est le paradoxe absolu, presque un crime de lèse-majesté...**

**Henri-Christian GIRAUD. -** J'ai bien conscience de m'attaquer à un tabou, mais c'est ainsi. Ce livre révèle l'un des secrets les mieux gardés du général De Gaulle: son alliance avec Staline durant la Seconde Guerre mondiale et l'appui sans faille, mais non sans contrepartie, que le dictateur communiste a accordé à la France libre tout au long du conflit. Alliance qui a noué une relation privilégiée entre De Gaulle et le Parti communiste français à partir de novembre 1942 et qui a rebattu les cartes sur des questions aussi décisives que l'ouverture du second front en Normandie, le découpage des frontières polonaises, l'ampleur de l'épuration et les orientations du gouvernement français d'après-guerre. Cette alliance est restée ignorée aussi bien de Churchill que de Roosevelt, Pétain ou Giraud, mais aussi de l'entourage proche de l'homme du 18 Juin qui s'était fait une règle de «*progresser par les couverts*». Ou, plus crûment, mais toujours selon sa formule, de «*s'avancer derrière un voile épais de tromperie*».

**Les révélations de la première édition de votre livre, en 1988, n'ont été ni contestées... ni prises en compte par l'historiographie. Comment l'expliquez-vous?**

Mon livre avait été précédé par la publication à Moscou en 1983 de deux forts volumes d'archives qui rendaient déjà compte abondamment des liens qui unissaient la France libre et le Kremlin. Eux aussi avaient été ignorés par l'historiographie de la Seconde Guerre mondiale en général et par l'historiographie gaulliste en particulier. Contre des preuves patentes, on avait continué à s'en tenir pieusement à ce que De Gaulle en dit dans ses *Mémoires*, c'est-à-dire le strict minimum enrobé de métaphores.

Rien en tout cas, qui laisse deviner une imbrication décisive à bien des égards tant sur le plan politique que stratégique. La masse documentaire que j'ai rassemblée a, un temps, bousculé un paysage soigneusement balisé et m'a valu l'attention soutenue d'Annie Kriegel, la grande historienne du phénomène communiste, mais aussi de Jacques Bariéty, d'Henri Amouroux, d'André Passeron, et de bien d'autres. Suffisamment en tout cas pour alimenter un colloque qui s'est tenu en octobre 1990, à Nanterre, sous la

direction de Stéphane Courtois et de Marc Lazar sur le thème «Cinquante ans d'une passion française: De Gaulle et les communistes».

Les actes du colloque, auquel j'ai eu l'honneur et la chance de participer aux côtés d'une dizaine de personnalités et d'historiens de renom, ont d'ailleurs fait l'objet sous le même titre d'une publication chez Balland en 1991, préfacée par René Rémond. Consécration suprême, mon livre a même fait l'objet d'une mention dans *Les Lieux de mémoire* de Pierre Nora. Mais il est vrai que la production actuelle sur De Gaulle et le gaullisme a préféré revenir à la vérité officielle, comme s'il ne s'était rien passé. Elle ne tente pas même de me contredire: elle préfère ignorer ce que j'ai établi.

### **Pourquoi?**

Sans doute que la déification du «*plus illustre des Français*» ne supporte pas qu'on puisse accoler les noms de De Gaulle et de Staline.

**Cela ne vous a manifestement pas rebuté si on en juge par cette nouvelle édition, enrichie et remaniée, qui compte désormais plus de mille pages et qui, de plus, est appelée à avoir une suite.**

C'est que, depuis 1988, sont sorties de nouvelles archives. Notamment une *Histoire des services de renseignements extérieurs de la Russie* en six volumes sous la direction d'Evgueni Primakov. Or le volume 4, publié en 1999 et consacré à la période 1941-1945, comporte un chapitre 25 intitulé «De Gaulle ou Giraud?» qui ne pouvait pas me laisser indifférent.

### **Qu'a-t-il donc d'intrigant?**

Il indique que Staline a hésité entre les deux généraux: lequel soutenir? Giraud parce que, comme dit Molotov, le commissaire du peuple aux Affaires étrangères, c'était une «*force antihitlérienne de 300.000 hommes*» (l'armée d'Afrique, constituée par Weygand, en liaison avec Pétain en 1940-1941, que Giraud avait prise en main, développée et rééquipée avec l'aide des Américains à partir de novembre 1942) ou De Gaulle parce qu'il avait pris l'initiative d'établir très tôt, dès novembre 1940, des liens avec le Kremlin qui avaient abouti le 26 septembre 1941 à la reconnaissance de la France libre par Moscou sur la base de choix politiques et stratégiques communs.

### **Dès novembre 1940? Mais l'URSS était alors en guerre au côté de l'Allemagne nazie!**

C'est Gaston Palewski, l'ancien directeur de cabinet de De Gaulle à Londres, qui a révélé peu avant sa mort l'existence de cette «*relation officieuse*» passant par lui-même et par Ivan Maïski, l'ambassadeur soviétique à Londres. Relation nouée à l'initiative du chef de la France libre, et qui avait reçu d'entrée le meilleur accueil de la part de Maïski puisque Palewski écrit: «*Il me reçut en témoignant beaucoup d'intérêt vis-à-vis de notre mouvement (...). J'ai eu l'impression avec lui de parler avec un allié potentiel. Or c'était le moment où l'Allemagne semblait invincible. Et pourtant Maïski tenait à entretenir avec nous une relation officieuse.*»

Or, comme vous le remarquez, novembre 1940, ce n'est pas en réalité seulement le moment où l'Allemagne nazie semble invincible; c'est aussi l'époque où l'URSS est liée à elle par le pacte germano-soviétique! Mais assuré qu'il est de voir un jour, «*par la nature des choses et des périls*», l'URSS se retourner contre l'Allemagne, De Gaulle s'est donc lancé dès ce moment dans l'aventure d'un duo avec le Kremlin. Conscient toutefois de ce que pouvait avoir de choquant sa décision de nouer une telle relation en pleine lune de miel germano-soviétique et après les félicitations de Molotov à Hitler pour sa victoire sur la France, il prend soin de la cacher à son entourage, y compris à son conseiller diplomatique, René Cassin, puisque ce dernier écrit, dans ses Mémoires, qu'il connaissait Maïski depuis la SDN, mais qu'il n'était pas alors question pour la France libre d'échanger avec l'ambassade soviétique à Londres des visites «*moralement inadmissibles*».

Palewski s'est contenté de révéler l'existence de cette relation sans en dire davantage. Quant à De Gaulle, il n'en dit mot. L'absence totale d'informations sur son contenu ne permet qu'une interprétation minimale: il s'agit, pour le chef de la France libre, de prendre date. Mais la suite donne à penser que ce début a été particulièrement fructueux...

### **Qu'apportent donc ces nouvelles archives qui nécessitent selon vous une refonte de votre livre?**

Elles confirment que, comme une fusée, la diplomatie gaullo-soviétique avait plusieurs étages. Il y eut d'abord cette «*relation officieuse*» de novembre 1940 à juin 1941, puis l'ouverture de relations officielles par les services de la France libre à partir de juin 1941, enfin une relation secrète, commencée en juillet suivant, celle-là relevant du seul De Gaulle, et qui s'est traduite

par l'entrée en scène d'un personnage totalement occulté et qui jouera cependant un rôle important dans l'histoire du gaullisme de guerre et même d'immédiat après-guerre: un certain Ivan Avalov, colonel du NKVD.

### **Commençons par le deuxième étage de la fusée. En quoi consiste-t-il?**

Le 24 juin 1941, au lendemain de l'attaque de l'URSS par l'Allemagne, de Damas où il se trouve en inspection après le terrible conflit franco-français qui a permis aux Britanniques de prendre pratiquement le contrôle de la Syrie, De Gaulle charge par télégramme René Cassin et Maurice Dejean, directeur des Affaires politiques de la France libre, d'engager, malgré «*les vices et les crimes* (sic)» du régime communiste, des relations officielles avec l'URSS visant à l'échange de délégués militaires.

Il leur demande également de mettre le Foreign Office au courant de leur démarche. Ce qui, comme on le verra, a principalement pour but de lui servir de paravent derrière lequel avancer ses pions vers Moscou dans la prolongation de sa «relation officieuse». En toute ignorance de celle-ci, la direction londonienne obéit à ses instructions mais, pour justifier auprès des divers comités gaullistes son opération de charme envers les Soviétiques, elle se trouve néanmoins contrainte de se livrer à quelques acrobaties intellectuelles destinées à donner à la patrie du bolchevisme dans sa version stalinienne un visage plus avenant.

Ainsi, une circulaire du 1er juillet 1941 n'hésite pas à affirmer que l' «*URSS a donné des preuves multiples de ses dispositions pacifiques*», dont le fait qu'elle a «*consenti à toute une série d'abandons pour conserver l'amitié allemande*» alors que le temps de l'alliance germano-soviétique s'était au contraire caractérisé par une série d'annexions territoriales brutales par Moscou: mainmise sur les trois Etats baltes, sur le tiers de la Pologne et une partie de la Finlande, sur la Bessarabie et la Bucovine du Nord.

Estimant, écrira-t-il plus tard, que la présence de l'URSS dans le camp des Alliés apporte à la France libre, au regard des Anglo-Saxons, un «*élément d'équilibre*» dont il compte bien se servir, De Gaulle décide d'aller plus loin encore en direction de Staline.

Il est important de restituer le contexte géopolitique. En cet été 1941, les Etats-Unis ne sont pas encore en guerre. Staline conduit la sienne au mieux des intérêts idéologiques et géopolitiques de son pays. Il fait donc pression sur les Britanniques pour obtenir l'ouverture d'un second front à l'ouest, qui soulagerait d'autant ses propres armées. Or Churchill y résiste: alors que le Kremlin souhaite que ce second front s'ouvre le plus à l'ouest possible, dans le nord de la France exactement (c'est ce que demande en juillet 1941 le général Golikov, patron du GRU, le renseignement de l'Armée rouge), le Premier ministre britannique entend plutôt porter le fer dans la région des Balkans, le «*ventre mou de l'Europe*», selon sa propre expression, afin de limiter autant que faire se peut une éventuelle avancée de l'Armée rouge à travers le continent.

Toute la politique du Britannique s'appuie sur ce principe simple: faire en sorte que le second front constitue, dans un premier temps, un soulagement pour l'URSS (que la Grande-Bretagne a intérêt à voir tenir le plus longtemps possible, sous peine d'avoir de nouveau à affronter, seule, l'Allemagne), mais, dans un temps ultérieur, faire en sorte que ce second front constitue aussi un obstacle à l'impérialisme stalinien tel que le *Vojd* (le Guide) l'a défini dans sa note publiée par la *Pravda* du 14 février 1938. Une note qui, comme le précise l'historienne Françoise Thom, laissait présager le volet offensif de la politique soviétique à venir puisqu'il s'agit ni plus ni moins de «*communiser l'"environnement capitaliste" de l'URSS aussi loin que possible*».

Or, c'est dans ce bras de fer gigantesque qui s'engage entre Staline et Churchill, les deux alliés-adversaires, que De Gaulle voit pour lui l'occasion d'agir.

### **Comment?**

Encore au Levant, le 25 juillet 1941, et à l'insu de son entourage et a fortiori des Anglais, le chef de la France libre charge Géraud Jouve, délégué de la France libre dans les Balkans, de faire passer dans le plus grand secret à Serge Vinogradov, ambassadeur soviétique à Ankara, le message suivant: «*Le général De Gaulle m'a entretenu de son désir de nouer des relations directes avec le gouvernement soviétique. Il estime que, dans la conduite de la guerre, pour le présent et pour l'avenir, cela peut être utile.*»

L'expression «*relations directes*» est propre à solliciter l'attention du révolutionnaire qu'est Staline, et le fait que celles-ci doublent secrètement les relations qu'ont engagées officiellement, à Londres, Cassin et Dejean avec Maïski montre qu'il s'agit bien de diplomatie parallèle. Et en effet: «*Cette communication étant faite, rapporte Jouve, le général De Gaulle m'avait recommandé, au cas où elle serait favorablement accueillie, de présenter quelques commentaires, dont j'avais d'ailleurs pris note sous sa dictée et auxquels il semblait particulièrement tenir.*» Ces commentaires les voici:

«*Le général De Gaulle estime que la France et la Russie, qui ont entretenu des relations amicales à travers les siècles et qui ont davantage le sens des réalités européennes, peuvent collaborer utilement au cours de la paix.*»

*Le général De Gaulle est convaincu que la victoire est assurée et que la participation à la guerre de l'Union soviétique hâtera le terme de la guerre. Il est évident que la Russie et la France, puissances continentales, n'ont pas forcément les mêmes buts et visées de guerre que les puissances anglo-saxonnes, essentiellement maritimes.*

*Entre la France libre et la Russie, la question des régimes politiques ne doit pas se poser. Au surplus, qui ne voit que cette guerre est une véritable révolution...»*

Tirant argument de ce que les intérêts des puissances continentales (France et Union soviétique) sont différents de ceux des puissances maritimes (Grande-Bretagne et Etats-Unis) et du fait que, en tant que puissances européennes, les premières savent mieux que les thalassocraties ce qui convient à l'Europe, De Gaulle propose ainsi à Staline, en ce mois de juillet 1941, un «*front commun*» de leurs deux pays face aux projets des Anglo-Saxons après la guerre. Pari singulièrement audacieux: si la Russie est évidemment continentale, l'URSS l'est à sa façon - depuis ses débuts, la ligne générale de la politique étrangère soviétique est celle qui mène à la révolution prolétarienne mondiale.

Contrairement à Churchill qui, à cette époque, n'envisage qu'une alliance de circonstance avec l'URSS, limitant son soutien à Staline à une aide économique et militaire et refusant - malgré les pressions soviétiques répétées - toute entente politique qui reviendrait à passer l'éponge sur la trahison du pacte germano-soviétique et à légitimer toutes les conquêtes soviétiques qui ont suivi, c'est-à-dire reconnaître pour l'avenir à l'URSS le droit à un certain nombre de sphères d'influence en Europe, De Gaulle, lui, propose à Staline, à travers cette «*relation d'alliance*», un accord politique. Proposition qu'il assortit d'un double postulat: 1) celui, d'abord, qu' «*entre la France libre et la Russie la question des régimes ne doit pas se poser*», ce qui peut équivaloir pour Staline à l'engagement de fermer les yeux sur le caractère naturellement expansionniste et subversif du communisme stalinien ; 2) celui, enfin, de considérer la guerre comme une «*véritable révolution*».

En employant intentionnellement ce mot propre à tinter agréablement aux oreilles de Staline, De Gaulle semble indiquer au maître du Kremlin qu'il sait - voire qu'il comprend - que les annexions par la force sont, pour ce dernier, le moyen de faire progresser le communisme, comme l'idée en a été popularisée en France le 12 avril 1939, salle Pleyel, par un dirigeant du PCF, Georges Cogniot. Idée brutalement concrétisée par la politique d'annexion stalinienne à partir d'août 1939. En cas de réaction positive de Moscou, De Gaulle a «*expressément*» recommandé à Jouve de tenir secrète aux Britanniques cette démarche et de lui apporter lui-même la réponse à Beyrouth.

### **Comment réagit le tout-puissant Staline face à la demande d'un général isolé et démuni?**

Il laisse venir. Or, sans attendre, De Gaulle le relance le 2 août mais, cette fois, par la filière officielle en lui faisant demander: «*Quel engagement la Russie souhaiterait-elle recevoir de notre part en échange de la reconnaissance de la France libre par le Kremlin?*» Faisant suite à la démarche d'Ankara - dont Cassin et Dejean ignorent évidemment tout, comme ils ignoraient déjà la «*relation officielle*» -, la question trouve un écho au Kremlin car elle laisse entrevoir de la part d'un «ennemi de classe» disposant de peu d'atouts une certaine disponibilité en matière de gages. D'autant que pour se donner une chance supplémentaire, De Gaulle salue publiquement, le 5 août, la «*magnifique résistance des armées et du peuple russes*».

Cette fois, Staline réagit. En posant une première condition: le 18 août, il fait savoir par Maïski que De Gaulle doit apporter «*ses encouragements aux travailleurs français pour maintenir leur résistance et leur patriotisme*». En clair, apporter un soutien public aux communistes français. Ceux-ci étant sommés dans le même temps par le Komintern de déclencher une «*guerre de partisans derrière les lignes ennemies*», cela revient à impliquer De Gaulle dans la logique de l'insurrection nationale qui vise à enclencher un cycle provocations-répression, et à lui imposer le PCF comme principal interlocuteur en France, donc à poser les prémices d'une alliance entre la France libre et un partenaire largement discrédité par sa conduite passée (le PCF a été dissous pour défaitisme et sabotage par Daladier en septembre 1939 et il a collaboré avec l'occupant allemand durant vingt-deux mois!).

Cette alliance gaullo-communiste finalement établie par le protocole secret du 28 novembre 1942 entre Grenier et Rémy, puis par l'envoi à Londres en janvier 1943 du même Fernand Grenier, se traduira en 1943 par le choix de la «*ligne Jean Moulin*» contre la «*ligne Brossolette*».

### **C'est-à-dire?**

Le grand résistant Pierre Brossolette entendait que la résistance soit dirigée par l'union de personnalités politiques de la Résistance choisies en dehors des partis honnis pour leur responsabilité dans la défaite. Jean Moulin s'est fait au contraire l'agent de la création d'un Conseil national de la Résistance (CNR) qui favorisait le retour des anciens partis, dont le parti communiste réintégré, par ce biais, dans la communauté nationale.

Nous n'en sommes pas là en 1941. Mais Staline, satisfait de la bonne volonté gaulliste, reconnaît la France libre le 26 septembre sans toutefois mentionner la restauration de l'«intégrité» de la France.

### **Les Anglo-Saxons se doutent-ils de quelque chose?**

Peut-être, car De Gaulle cherche aussitôt à les convaincre, par une lettre du 29 septembre 1941 à l'ambassadeur britannique à Washington et à René Pleven, délégué de la France libre aux Etats-Unis, que l'accord intervenu entre lui et Staline n'entraîne, de la part de la France libre, «*aucune autre obligation que celle qui résulte des textes publics, à savoir: continuation de la lutte jusqu'à la victoire finale par tous les moyens à notre disposition*». L'étroitesse des liens entre la France libre et le Kremlin devient pourtant très vite telle qu'en septembre 1942 - fait proprement ahurissant! - Staline laissera à De Gaulle le soin de rédiger lui-même le texte de la reconnaissance diplomatique de la France combattante par Moscou.

Entre-temps, les gaullistes auront demandé au Kremlin de les aider à établir le contact avec le PCF, et Moscou aura mis comme condition que la France libre se «démocratise»... De son côté, De Gaulle aura déclaré que la France combattante «*est l'alliée désignée de la Russie nouvelle*» (allusion à l'ode à *La Russie nouvelle* du très prosoviétique Edouard Herriot en 1922), il aura lié la libération nationale à l'insurrection nationale et souhaité publiquement que le peuple français s' «*assemble pour une révolution*» ; il aura même envisagé de s'installer en URSS!

On comprend dès lors que si l'accord officiel du 26 septembre 1941 ne comprenait aucune autre «obligation» que celle de la lutte commune, en revanche, l'entente secrète De Gaulle-Staline en avait généré quelques autres. Elles vont amener De Gaulle à faire cavalier seul en ce qui concerne la question polonaise et celle du lieu d'ouverture du second front. Les deux questions sont d'ailleurs liées.

### **Outre la condition politique posée par Staline concernant le PCF, votre livre évoque en effet une autre condition, d'ordre stratégique celle-là!**

Le jour même de la reconnaissance de la France libre par le Kremlin, Maïski insiste sur la volonté de Staline d'obtenir l'ouverture d'un second front en France même, et De Gaulle se montre aussitôt favorable à ce projet. Au cours de cette même entrevue, il dénonce «*en termes virulents*» l'incompétence militaire britannique. Est-ce une manière de se démarquer à l'avance du projet churchillien d'un second front dans «*le ventre mou de l'Europe*»? C'est possible, car, le lendemain, dans le télégramme de remerciement qu'il adresse à Staline, le chef de la France libre écrit que «*l'URSS apporte aux peuples aujourd'hui opprimés la certitude de la libération*». Malgré les précédents baltes, polonais et finlandais, De Gaulle montre ainsi qu'à ses yeux l'Armée rouge ne saurait être que «libératrice».

Mais les Soviétiques ne se contentent pas de mots ni de déclarations d'intention. Le 27 janvier 1942, quelques jours après que De Gaulle a déclaré publiquement que la «*France combattante est l'alliée désignée de la Russie nouvelle*», Maïski lui fait savoir que l'intérêt que Moscou lui porte sera désormais proportionnel aux efforts qu'il déploiera pour convaincre les Anglo-Saxons d'ouvrir le second front à l'ouest. Nouvelle pression soviétique le 16 février 1942, cette fois sous la forme d'une note de Bogomolov en forme d'ultimatum: «*1) En ce moment, dans la coalition, la Russie est seule à faire la guerre. Elle doit être aidée par ses alliés. Seuls ceux qui l'aideront auront le droit de prendre place parmi les vainqueurs ; 2) La Grande-Bretagne doit créer un nouveau front au printemps à l'ouest de l'Europe. La France doit l'aider. En 1812, c'est grâce aux guérillas espagnoles que les Russes ont battu Napoléon ; 3) Dans la campagne décisive de 1942, la France doit jouer le rôle joué par l'Espagne en 1812. La Yougoslavie déjà lui donne l'exemple. Si elle ne le fait pas, elle sera rayée de la carte des grandes puissances.*»

Evoquant ces «instructions» du Kremlin, Palewski écrit dans ses *Mémoires* qu'elles étaient «*sans nuances*»: «*Il s'agissait de faire tuer le plus d'Allemands possible. Le Parti communiste français avait cette mission. Nous devions, quant à nous [les gaullistes], assumer cette tâche d'excitateurs vis-à-vis du pays tout entier.*» «*Poussés par les Russes*», ainsi que l'écrit sobrement le général Billotte, les dirigeants de la France libre s'efforcent donc, au début de 1942, de convaincre les Anglo-Saxons de la capacité de la Résistance française, «*dûment approvisionnée et armée*», à perturber la contre-manœuvre allemande qui tenterait de s'opposer aux premières forces alliées de débarquement, et cela dès 1943.

Billotte écrit: «*Marshall fut immédiatement séduit par ces propositions, que De Gaulle lui présenta avec toute la force de sa conviction, et, pendant quelque temps, il nous apparut que la libération de la France pourrait commencer en 1943, tant nous savions que Roosevelt suivait toujours les avis militaires de Marshall et tant nous savions que Churchill devrait s'incliner.*» Mais, précisément, Churchill refuse de s'incliner et soutient l'idée d'un débarquement en Afrique du Nord, base d'une future offensive balkanique, hantise de Staline qui entend bien mettre la main sur l'Europe centrale et orientale. Voire plus...



## C'est là que l'on aborde le troisième étage de la relation gaullo-soviétique?

Précisément. C'est à cette période que prend place une rencontre qui s'inscrit dans le cadre des fameuses «*relations directes*» : fin août 1942, De Gaulle étant alors de passage à Beyrouth pour contrer les appétits anglais en Syrie et au Liban, Staline dépêche auprès de lui le «résident» du NKVD à Téhéran: le colonel Ivan Avalov, de son vrai nom Ivan Agayants. Polyglotte, outre le persan, le turc, l'espagnol et l'anglais, il parle français couramment et les deux hommes s'entretiennent donc sans témoins.

Deux mots sur Avalov: en 1930, à 19 ans, à la suite de ses deux frères aînés, il a intégré la police politique, la Guépéou, au plus fort moment de la collectivisation forcée. Ce qui témoigne d'un fanatisme communiste à toute épreuve. Parcours sans faute: de 1937 à 1940, il a été l'adjoint du «résident» du NKVD à Paris, puis il a été nommé «résident» du NKVD à Téhéran en novembre 1941. Il y restera jusqu'en 1944. Produit type de la forge stalinienne, Avalov est sans conteste un exemple de ce que les «organes» ont produit de plus performant.

Il prouva son excellence par la suite: en tant qu'interlocuteur de De Gaulle à Alger en août-septembre 1943, en tant que superviseur chargé de la sécurité des trois grands lors de la conférence de Téhéran en novembre-décembre 1943, en tant que «résident» du KGB à l'ambassade de Paris à partir de septembre 1945 jusqu'en 1950, en tant que conseiller de Chelepine en 1950 pour la réforme du KGB, et enfin, sous son vrai nom d'Agayants et son grade de général, en tant que fondateur et premier dirigeant du fameux département de la Désinformation du KGB où il se signalera personnellement par un certain nombre de «mesures actives» dont la production de faux manuscrits, le montage de l'opération du «silence de Pie XII» et de la campagne «croix gammée» en Allemagne de l'Ouest visant en 1959 à faire croire à la résurrection d'un danger nazi pour, entre autres, torpiller le rapprochement franco-allemand et, accessoirement, diffamer Franz Josef Strauss, ministre de la Défense. Mort en 1968, le général Agayants repose au cimetière de Novodievitchi.

Les archives françaises ignorent totalement cette rencontre de Beyrouth, car De Gaulle n'en a évidemment jamais fait état. Quant aux archives soviétiques concernant le rapport d'Avalov à Molotov, «*elles ne sont pas encore déclassifiées (sic)*». Najestkine, l'historien du fameux chapitre «De Gaulle ou Giraud?», affirme cependant qu'Avalov «*parvint à établir des relations de confiance et de compréhension mutuelle*» avec De Gaulle. Ce qui ne va pas de soi compte tenu de ce que l'on sait du caractère naturellement distant et méfiant du Français.

### Quelle conclusion en tirez-vous?

Il s'est passé à ce moment-là quelque chose d'important qui relève encore du secret d'Etat. Connaissant Staline, on peut penser qu'en introduisant le «*redoutable Avalov*» (dixit John Barron, spécialiste du KGB) dans le circuit gaullo-soviétique, il vise à le consolider autant que faire se peut en vue de la bataille qui s'annonce entre alliés à propos de l'affaire du second front, qui fut une guerre dans la guerre. Et ce n'est sans doute pas une coïncidence si, au même moment, Jean Moulin est en rapport avec Harry Robinson du GRU à Paris et Billotte avec Novikov du NKVD à Londres.

Avec le débarquement en Afrique du Nord le 8 novembre 1942, c'est la stratégie de Churchill qui semble l'avoir emporté, puisqu'il va permettre la mobilisation de l'armée d'Afrique, la libération de la Tunisie et de la Corse et la campagne d'Italie, première étape d'une percée alliée dans les Balkans. Apprenant le débarquement, De Gaulle a d'ailleurs eu ce mot, rapporté à la fois par Billotte et Passy: «*J'espère que les gens de Vichy vont les foutre à la mer!*» Un réflexe de défense intransigeante de l'indépendance nationale, dit-on.

Il est cependant à mettre en balance avec sa propre tentative de débarquement avec les Britanniques à Dakar en 1940, ou en 1941 lors de la guerre fratricide de Syrie... Un mois plus tard, le 4 décembre, De Gaulle clôt d'ailleurs son entretien avec Maïski par ces mots sans équivoque: «*J'espère que les Russes seront à Berlin avant les Américains.*» Sous-entendu: Moscou peut compter sur moi pour continuer à lutter en faveur de l'ouverture du second front en France. Pour la petite histoire, Jean-Baptiste Duroselle, qui a archivé ce document et en rend compte dans son livre *L'Abîme*, confie son étonnement devant cette «*curieuse conclusion de la conversation*». Mais il n'avait pas encore connaissance des archives soviétiques, qui seront publiées plus tard.

Quoi qu'il en soit, cet espoir gaulliste de voir «*les Russes à Berlin avant les Américains*» s'oppose directement à la stratégie churchillienne, et aussi à celle du général Giraud, telle que ce dernier l'expose lors de la conférence d'Anfa le 17 janvier 1943: «*Primo, libérer l'Afrique. C'est en bonne voie. Ce doit être terminé au printemps de cette année ; ensuite, sans perdre une seconde, occuper les trois grandes îles: Sicile, Sardaigne et Corse. Préparer là une base sérieuse, aérienne surtout, pour l'attaque de l'Europe. Dès qu'on sera prêt, débarquer sur la côte italienne, entre Livourne et Gênes, s'emparer de la vallée du Pô, nettoyer le reste de la péninsule italienne et préparer le débouché en Europe sur l'axe Udine-Vienne, appuyé par une aviation*

*basée sur toute l'Italie. D'un seul coup, on atteint ainsi l'Allemagne en pleine vallée du Danube. On isole les Balkans à droite, la France à gauche, et on devance les Russes à Vienne, ce qui n'est pas négligeable.»* Vienne, clé de Berlin.

Le clan des partisans de l'offensive danubienne se renforce donc et Moscou en conçoit de l'inquiétude. D'autant que le choix du débarquement allié en Italie confirme l'attaque générale de la forteresse Europe par le sud. D'autant, aussi, que, sur le terrain, en Italie même, les forces franco-britanniques vont totaliser vingt-cinq divisions sur vingt-sept et que le tandem Giraud-Churchill envisage, parallèlement, un débarquement sur la côte dalmate, en liaison avec la résistance yougoslave non communiste du général Mihailovic, avec qui Giraud a établi le contact dès le 11 novembre 1942. Dès lors, pour Moscou, il s'agit de briser la coalition de ceux qui pensent que *«les péninsules italienne et balkanique forment un tout militairement et politiquement»* (Churchill), et que, comme le répète le Premier ministre britannique, *«c'est pour des raisons politiques que les Soviétiques ne veulent pas d'une action stratégique des Alliés dans les Balkans»*.

### **Quel est le rôle d'Avalov dans cette affaire?**

Après la création, le 3 juin 1943, du Comité français de la libération nationale (CFLN) par Giraud et De Gaulle à Alger, la contre-offensive soviétique s'organise:

- Le 16 juin 1943, le Kremlin fait savoir à De Gaulle qu'il le soutient dans sa rivalité avec Giraud, puis le 20 juin, il l'avertit que la reconnaissance du CFLN par l'URSS ne se fera qu'au prix de l'élimination de Giraud ;

- Le 7 août 1943, Moscou renouvelle sa pression sur De Gaulle, par le biais de Roger Garreau, délégué de la France libre en URSS, en précisant clairement la raison: *«La capitulation [italienne] entraînerait la chute des satellites et l'occupation des Balkans pendant l'hiver»* et, ainsi, *«au printemps 1944, les Alliés se trouveraient à pied d'œuvre pour une invasion de l'Allemagne par l'Autriche, alors que l'armée allemande et l'Armée rouge se trouveraient encore aux prises en Pologne»*. En réponse, le 10 août, De Gaulle fait dire à Staline par Raymond Schmittlein que *«les Russes n'ont pas à craindre que lui, De Gaulle, établisse un compromis avec Giraud au prix d'une dégradation des rapports franco-soviétiques car, pour lui, l'amitié franco-soviétique est indéfectible, et qu'il s'en tiendra toujours à cette position»*.

Mais Staline, chez qui la méfiance est une seconde nature, ne ralentit pas sa pression et, en cette mi-août, ordre est donné à Avalov de gagner Alger en urgence sous la couverture de chef de la délégation chargée du rapatriement des soldats et ressortissants soviétiques en Afrique du Nord, avec pour mission de faire le forcing auprès de De Gaulle. Une mission qui scelle, un an après, presque jour pour jour, leurs retrouvailles. Les archives soviétiques font état de plusieurs entretiens tant avec De Gaulle qu'avec Palewski, et d'autres. Résultat: le 27 septembre 1943, après un nouveau télégramme de Dejean, très en phase avec l'ambassade soviétique à Londres, rappelant que *«les Soviétiques ne verraient pas volontiers que l'effort principal des armées anglo-saxonnes se dirige vers les Balkans»*, De Gaulle charge Palewski de répondre à Avalov ce même jour: *«1) De Gaulle a l'intention de créer un ministère de la Défense auquel Giraud sera subordonné ; 2) De Gaulle est convaincu qu'il réussira rapidement à éloigner Giraud de toute participation au CFLN.»*

Comme il l'a promis aux Soviétiques et grâce au concours de représentants des partis et des syndicats qu'il a introduits au CFLN (comme il les avait introduits auparavant au CNR), De Gaulle évince politiquement Giraud le 11 novembre 1943. Cette éviction politique du coprésident et fondateur du CFLN rend possible son élimination militaire qui survient le 4 avril 1944. Président du CFLN, De Gaulle utilise en effet ce jour-là ses pouvoirs civils pour supprimer, en pleine guerre, le poste de commandant en chef de l'armée française, et placer celle-ci sous les ordres d'Eisenhower, alors même que Giraud vient de réussir à imposer au général Maitland Wilson, commandant en chef du théâtre méditerranéen, le plan d'offensive sur Rome élaboré par Juin, qui va relancer la dynamique alliée, car il donne l'initiative aux troupes françaises, les seules à être parvenues jusqu'ici à percer la ligne Gustav.

Victorieusement mis en œuvre, il permet, le 4 juin, la prise de Rome. Après le débarquement en Normandie, le 6, dont la réussite va rester longtemps incertaine, reprenant à leur compte la conception stratégique de Giraud, les généraux alliés d'Italie, Juin, Clark, Wilson et Alexander, plaident à leur tour en faveur de l'offensive danubienne, plus rapide et plus directe que le débarquement en Provence, prévu pour le 15 août, c'est-à-dire deux mois plus tard! Juin écrit à De Gaulle: *«La défaite allemande se lit sur le terrain. Il y a maintenant deux thèses: le débarquement au sud de la France prôné par les Américains, l'exploitation vers le Danube prônée par les Britanniques. Le choix des Français est difficile, il s'agit de ne pas se tromper.»* Déjà Churchill a donné l'ordre au 2e corps polonais de s'emparer d'Ancône, sur l'Adriatique, afin d'obtenir de meilleures conditions de ravitaillement et un accès aux vallées de Lombardie. De Gaulle va-t-il l'épauler dans cette partie difficile contre Staline et Roosevelt œuvrant de concert depuis la conférence de Téhéran (28 novembre-1er décembre 1943) à la mise en place du condominium américano-soviétique sur l'Europe?

En décembre 1942, son espoir de voir les Russes à Berlin avant les Américains n'avait que la force d'un souhait. En cette fin de juin 1944, il en va autrement: De Gaulle a les moyens de peser sur le cours des choses en retirant les divisions françaises du front italien et en démantelant le corps expéditionnaire. Or c'est ce qu'il fait aussitôt. Juin lui écrit le 16 juillet: «*Fait rare dans l'Histoire, on aura vu une direction de guerre décider de sang-froid que la victoire ne serait pas exploitée. (...) L'Histoire jugera, et elle ne jugera pas sans ironie, en déplorant que le bon sens français n'ait pu se faire entendre au Conseil interallié.*» Dans ses *Mémoires* parus en 1959, Juin n'incrimine plus le «*manque de culture militaire*» ni la méconnaissance des théâtres d'opérations européens ; il se contente d'évoquer le jugement de l'Histoire: «*Et sans doute, conclut-il, a-t-elle déjà jugé, Téhéran ayant conduit à Yalta et tendu le rideau de fer là où nous le voyons aujourd'hui.*»

### **Sur le plan intérieur, à la Libération, quelles furent les répercussions immédiates de cette alliance gaullo-communiste?**

Elle aurait dû logiquement avoir un effet modérateur. Mais, le fait est là: la Libération a été marquée par le déchaînement de l'épuration dont le nombre des victimes est discuté, mais oscille entre 12.000 et 40.000. Pierre-Henri Teitgen, le ministre de la Justice de l'époque, a même annoncé le chiffre de 100.000 à la tribune de l'Assemblée nationale en se vantant d'avoir fait mieux que Robespierre. Je pense qu'il s'agissait de sa part d'un effet d'annonce, destiné à répondre aux critiques des communistes, qui accusaient le gouvernement de faiblesse. Même si c'est le cas, cela veut dire à tout le moins que l'on s'enorgueillissait en haut lieu de l'efficacité des épurateurs et de l'ampleur de l'épuration. En somme, c'était pour le nouveau régime un titre de gloire! En marge des procès, des dégradations civiques, des exécutions capitales, s'est déroulée ce que Philippe Bourdrel a nommé à juste titre «*l'épuration sauvage*», dont on exonère généralement De Gaulle en qui l'on veut voir plutôt celui qui l'a modérée.

Mais en réalité, cette épuration sauvage a une origine que je situe personnellement le 18 septembre 1941: à la radio de Londres, De Gaulle avait explicitement parlé de vengeance. «*La France, toute la France, se redresse dans la résistance en attendant qu'elle le fasse dans la vengeance organisée!*» Et très vite, la nuance elle-même avait disparu, et le 15 novembre 1941, dans son grand discours à l'Albert Hall, l'orateur avait rappelé sa volonté «*de résistance pour la vengeance et de redressement pour la grandeur*». Au fur et à mesure du resserrement de l'alliance gaullo-communiste, on avait assisté sur ce point à l'alignement de la France libre sur le PCF, qui visait davantage les Français de Vichy que les Allemands. Le 20 janvier 1942, De Gaulle avait associé la Libération et la vengeance dans une ode à l'Armée rouge: «*C'est avec enthousiasme que le peuple français salue les succès et l'ascension du peuple russe. Car la libération et la vengeance deviennent de ce coup pour la France de douces probabilités (sic).* »

Il ne s'agissait pas là d'un écart isolé. Car De Gaulle avait persévéré dans ce registre. Dans son discours du 4 juin 1943, à Alger, il avait appelé le peuple français à «*se préparer en secret au triomphe et à la vengeance*». Puis le 7 août 1943, il avait lancé officiellement la campagne pour l'épuration avec quelques précautions oratoires en disant que «*rien ne serait plus lamentable au point de vue de l'avenir français que de faire de l'épuration, qui est une question d'Etat, une question de batailles locales (...)* ; *l'épuration se fera comme il faut qu'elle se fasse, normalement, par en haut et sous l'autorité et la responsabilité de ceux qui en ont la charge*». Mais le lendemain 8 août, il avait balayé toutes réserves dans sa dénonciation de Vichy: «*Clemenceau disait: "Le pays connaîtra qu'il est défendu." Nous disons: "Le pays, un jour, connaîtra qu'il est vengé."* » Or, sur le terrain, cette épuration-vengeance fut l'œuvre des communistes.

Deux puis cinq d'entre eux (dont un ministre d'Etat, Thorez, déserteur en 1939) participent en outre au gouvernement. L'événement est inédit (lors du Front populaire, Blum lui-même leur avait fermé la porte), alors même qu'à l'époque les communistes sont des staliniens pur jus et qu'ils se revendiquent comme tels. Ce qui fera dire à Guy Mollet: «*Les communistes ne sont pas à gauche, ils sont à l'Est*», et à Blum que le PCF est «*un parti nationaliste étranger*». Placer une telle bombe dans le dispositif national, c'était le miner et se condamner soi-même à sortir du jeu. En pensant aux communistes, Brossolette avait prévenu De Gaulle: «*Si vous ramenez les anciens partis, mon général, ils vous dévoreront.*» Dès le 20 janvier 1946, constatant son impuissance, De Gaulle doit jeter l'éponge. Il s'en va après avoir remis en selle les vieux partis discrédités, et introduit pour la première fois les communistes dans l'appareil d'Etat. Le pays en subira longtemps les conséquences, et De Gaulle en paiera lui-même le prix en mai 1968.

*Propos recueillis par Michel de Jaeghere*

<https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/warum-kuerzere-arbeitszeiten-auch-gut-fuer-die-erde-sind-17161665.html?premium>

ANTHROPOLOGE JAMES SUZMAN:

## „Wir müssen weniger arbeiten“

- VON PATRICK BERNAU
- -AKTUALISIERT AM 25.01.2021-13:24



Der Anthropologe James Suzman untersucht, was Menschen zufrieden macht. Er sagt: Schon die Erfindung der Landwirtschaft war ein Pakt mit dem Teufel. Jetzt könnte endlich jeder die Arbeit machen, die er liebt.

Herr Suzman, Sie haben die Geschichte der Arbeit erforscht. Werden wir nach der Corona-Krise anders arbeiten als heute?

Ich hoffe es! Es gibt gute Gründe zu glauben, dass es besser ist, wenn wir weniger arbeiten und weniger konsumieren. Und wir müssen anders arbeiten.

Warum müssen wir weniger arbeiten?

Weil es besser für den Planeten ist. Wir brauchen gar nicht so viel, um glücklich zu sein.

Sie haben lange Zeit im afrikanischen Busch verbracht, unter anderem bei einem Stamm, der vom Jagen und Sammeln lebt.

Vor zehn Jahren musste ich zwei Tage reisen, bevor ich Nachrichten aus der Heimat bekam. Inzwischen kommen die auch dorthin mit dem verdammten Whatsapp.

Ist das gut oder schlecht?

Alles hat gute und schlechte Seiten. Aber ich vermisse die alte Zeit sehr. Diese Isolierung bringt eine große Zufriedenheit. Die Welt wird viel kleiner, und die Probleme sind viel realer und sichtbarer und lokaler. Ich glaube, es macht die Menschen glücklicher. Gerade arbeite ich an einem Beitrag über die Ereignisse am Kongress. Und ich komme immer wieder zurück zu Durkheims Anomie ...

... einem Zustand fehlender oder schwacher Regeln, der zu Unzufriedenheit führt ...

... und was Sie in solchen Gemeinschaften nicht haben, so schlecht es ihnen geht, sie haben nicht dieses tiefsitzende Gefühl der Heimatlosigkeit, das Misstrauen in die Wissenschaft. Es gibt eine Sicherheit, ein Gefühl der Zugehörigkeit. Und hier im Westen stecken wir jetzt in unseren Wohnungen fest, leben im Prinzip durch unsere Bildschirme, da wird das nur noch schlimmer.

Warum also müssen wir weniger arbeiten?

Der Stamm arbeitet nur 15 Stunden in der Woche, so war das auch bei unseren Vorfahren nach der Erfindung des Feuers. Vergleichen Sie uns mal mit einem Gorilla oder Schimpansen. Die müssen sich praktisch den ganzen Tag um ihre Energiezufuhr kümmern, ein großer Teil ihres Bauchs ist dafür da, diese faserige, energieschwache Nahrung zu verwerten. Wir haben das Kochen gelernt und sind zu Allesfressern geworden. Vor allem das Feuer war ein großer Fortschritt, es war die erste arbeitssparende Technik. Und es ermöglichte uns, Energie der Sonne zu verwenden, auf dem Umweg über Holz, um die Energie des Essens zu konzentrieren und einige Nahrungsmittel überhaupt erst essbar zu machen. Dann blieb einiges an Zeit übrig. So schufen Menschen die Sprache, eine komplexe Gesellschaftsstruktur, Musik und Kunst – und einfach die Freude daran, miteinander zu sprechen. So begannen sie, ihrem Leben einen weiteren Sinn zu geben. Und dann kam die neolithische Revolution.

## Die Erfindung der Landwirtschaft.

Ja. In gewisser Weise war das ein Pakt mit dem Teufel. Jäger und Sammler arbeiteten, wenn ihnen danach war, zum Beispiel wenn sie Hunger hatten. Bauern mussten im Frühling aussäen und auch andere Arbeiten zur richtigen Zeit erledigen, sonst gab es später im Jahr nichts zu ernten. Dieses Umdenken geht nicht sofort. Man hat probiert, den Buschleuten in Botswana die Landwirtschaft näherzubringen. Der Versuch ist wieder und wieder gescheitert. Sie haben einfach nicht so gedacht wie ein Bauer. Irgendwann hat sich das geändert, aber das hat drei Generationen gedauert. In der Steinzeit hat die Landwirtschaft das Leben auch nicht besser gemacht. Man sieht heute: Als sich die neusteinzeitlichen Gesellschaften in Europa verbreiten, wurden oft ganze Gemeinschaften auf einmal ausgelöscht. Da konnten zwei schlechte Jahre schon ausreichen.

## Warum war die Erfindung der Landwirtschaft so ein Problem?

Für gewöhnliche Leute war das Leben jahrtausendlang ziemlich prekär, verglichen mit der Jäger-und-Sammler-Zeit. Das begann schon mit der Lebenserwartung: Jäger und Sammler konnten auf ein längeres Leben hoffen, wenn sie durch die schwere Kindheit gekommen waren. Sie ernährten sich besser, sie hatten eine abwechslungsreichere Kost und kamen deshalb auch mit unterschiedlichen Wetterbedingungen besser zurecht, weil sie so viele verschiedene Nahrungsquellen zur Auswahl hatten. Die Menschen mussten arbeiten, aber wenn sie viel hatten, dann wuchs nicht der Lebensstandard, sondern immer nur die Bevölkerung. Es war die „malthusianische Falle“ – und sie bestand fast genau so lange, bis Thomas Malthus lebte und sie beschrieb.

## Aber dann änderte sich die Welt.

Dann lernte der Mensch, die Energie aus fossilen Rohstoffen zu nutzen. Unsere Volkswirtschaften laufen aber noch auf diesem alten Bild der Knappheit. Wir haben riesige Industrien, die Menschen davon überzeugen, dass Dinge knapp und wertvoll sind, und dann bauen wir Knappheit in die Dinge ein. Mein Schreibtisch hier ist vier Jahre alt und fällt schon auseinander. Wenn ich vor 200 Jahren einen gekauft hätte, würde der wahrscheinlich noch 200 Jahre stehen.

Er hätte Sie aber auch drei Monatsgehälter gekostet.

Wahrscheinlich zahle ich am Ende genau so viel, wenn ich ständig neue Schreibtische kaufen muss.

Dafür haben Sie mehr unterschiedliche Schreibtische, Sie können leichter umziehen oder auch mal mit der Mode gehen.

Mode ist auch so eine Art von künstlicher Knappheit. Für mich wäre das alles in Ordnung, wenn es nicht einige natürliche Grenzen gäbe.

15 Stunden in der Woche arbeiten – davon träumte schon Keynes. Den Wohlstand seiner Tage könnten wir heute wirklich in 15 Stunden erreichen, aber die Menschen wollen trotzdem lieber mehr Wohlstand haben als die kurze Arbeitszeit.

Wir sind einfach nicht gut darin, Entscheidungen zu treffen. Und so ein Umdenken dauert natürlich auch Generationen – so wie zur Zeit der neolithischen Revolution.

Immerhin: All dieser Wohlstand und unser Wissen haben es ermöglicht, Beatmungsmaschinen zu bauen und in nicht mal einem Jahr einen Impfstoff für die neue Pandemie zu entwickeln.

Ja, den Impfstoff verdanken wir nicht der Agilität der Märkte, sondern dem Umstand, dass das Thema den Menschen wichtig war. Viel Grundlagenforschung kam aus den Universitäten.

Andererseits wurde der Impfstoff von privaten Unternehmen zur Marktreife entwickelt. Aber sagen Sie: Inwiefern müssen wir anders arbeiten?

Für viele Menschen ist Reichtum ein Ziel – Reichtum in einem Maß, dass sie ihn nie selbst nutzen können. Jeff Bezos' Vermögen ist um 70 Milliarden Dollar gewachsen, während wir in einer Epidemie sitzen und uns fragen, ob wir den Krankenschwestern ein bisschen mehr zahlen können.

Jeff Bezos hat viel zu der Technik beigetragen, dank derer wir in der Pandemie miteinander Kontakt halten.

Ja, aber das Problem geht tiefer. Unsere Wirtschaft gibt den besten und schlauesten Leuten einen Anreiz, Derivatehändler zu werden und nicht Epidemiologen oder Krankenpfleger. Der Markt treibt die Menschen zu Handlungen, die nicht unbedingt gut mit dem zusammenpassen, was die Bevölkerung will.

Vielleicht will die Gesellschaft zwar mehr Pflege, aber keine höheren Krankenkassenbeiträge?

Wir müssen uns darüber einigen, was wertvoll ist und was nicht. Die Antwort ist nicht, dass wir noch mehr Überfluss schaffen, sondern dass wir die Energie zielgerichteter einsetzen. Corona muss Anlass zu Experimenten geben, zum Beispiel mit einem Grundeinkommen. Die Menschen sind kreativ, die machen etwas daraus. Es ist unglaublich, wie viele Gitarren in der Pandemie vom Dachboden geholt wurden. Wie viele Leute endlich das Buch schrieben, das sie immer schreiben wollten.

Die meisten haben sich viel vorgenommen und blieben dann doch vor Netflix hängen. Das ist inzwischen sogar Thema in einem deutschen Popsong.

Für die Umwelt ist es schon mal gar nicht so schlecht, dass die Menschen zu Hause sitzen und wenig tun. Warum ärgert uns das so?

Meistens sind die Leute dabei selbst nicht sehr glücklich.

Wenn Sie in einer Gesellschaft leben, in der alles um die Arbeit organisiert ist, dann ist das kein Wunder.

Aber wenn wir die Arbeit bleiben lassen, wer entwickelt den nächsten Impfstoff? Und wer baut bessere Computer, um ihn nächstes Mal schneller zu entwickeln? Wer organisiert das nötige Kapital? Und wer erledigt die nötige Buchhaltung?

Wir leben in der vierten industriellen Revolution. Ständig werden technische Barrieren durchbrochen. Wir können uns erlauben, dass die Menschen die Arbeit machen, die sie lieben, anstatt die Arbeit lieben zu lernen, die sie eben finden.

**Das aktuelle Buch von James Suzman erscheint am 18. März unter dem Titel „Sie nannten es Arbeit“ auf Deutsch.**

INTEGRATIONSKOMMISSION:

# Abschied vom Migrationshintergrund

- VON GERALD WAGNER
- -AKTUALISIERT AM 25.01.2021-14:34



Der Bericht der Regierungskommission für Integration spaltet die Beteiligten: Stellt sich Wissenschaft in den Dienst einer fatalistischen Zuwanderungspolitik?

Vor zwei Jahren hat die **Bundesregierung** eine mehrheitlich von Wissenschaftlern besetzte Fachkommission eingerichtet, die sich im Kontext von Migration und Zuwanderung „mit den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit befassen“ sollte. Jetzt hat diese Kommission ihren Abschlussbericht vorgelegt. Zuvor war bekanntgeworden, dass es doch tatsächlich Streit und Differenzen gegeben haben soll. Dass der Bericht mit seinen „Minderheitsvoten“ und „abweichenden Stellungnahmen“ diesen Dissens gar nicht versteckt, hat das Magazin „Cicero“ zu dem Urteil veranlasst, die Kommission sei „praktisch gescheitert“.

Ist sie nicht. Sie hat vielmehr ihren Auftrag erfüllt und einen durchaus lesenswerten Bericht abgeliefert. Die Kommission mag im September kurz vorm Scheitern gestanden haben, als die Mitglieder **Barbara John**, Stefan Löwl, Andreas Rödder und Daniel Thym in ihrem Minderheitsvotum klarstellten, den Abschlussbericht in seiner damaligen Form „nicht mittragen zu können“. Dass John, Löwl und Thym (Rödder schied im September aus dem Gremium aus) dem Text in der Endfassung schließlich doch zustimmen konnten, liegt an zahlreichen Überarbeitungen und Umgewichtungen einzelner Kapitel. Legt man die Fassung des Berichts vom September, die dieser Zeitung vorliegt, neben die heutige Endfassung, sind die Spuren der Überarbeitung nicht zu übersehen.

Die Kommission hat sich dazu durchgerungen, Deutschland schon im Titel eine faktische „Einwanderungsgesellschaft“ zu nennen, und damit die Frage gestellt, ob es in den folgenden Kapiteln eher um die normative Kraft des Faktischen geht oder um die faktische Kraft des Normativen. Schließlich heißt es im Bericht, es „gehe darum, jenseits des beschreibenden Gehalts die normative Dimension der Formel vom Einwanderungsland offen zu thematisieren“. Das wirft die Frage auf, wie viel Realismus die Beschreibung sich leisten sollte, wenn sie das normativ Gewünschte nicht beschädigen will.

## Verallgemeinerung des Integrationsbegriffs

Die Abweichler begründen ihre Einwände selbst als Normbefolgung, nämlich der Norm, wissenschaftliche Redlichkeit nicht für die Pflege politischer Mehrheiten zu opfern. In ihrer Sicht nützt es der Akzeptanz der Einwanderung mehr, wenn man deren Probleme so deutlich wie möglich darstellt, weil jede „Untergewichtung“ oder „Relativierung“ ohnehin als solche enttarnt würde. Damit stärke man nur das Lager der Gegner in der Überzeugung, die Befürworter der Zuwanderung täuschten die Öffentlichkeit über ihre wahren Absichten.

Darum wäre es völlig abwegig, hinter den verbliebenen Sondervoten Gegner der Zuwanderung zu vermuten. Alle Kommissionsmitglieder teilen die Auffassung, dass der Begriff Einwanderungsland nicht neutral gemeint ist, sondern Einwanderung als „prinzipiell erwünscht“ versteht. Die gesamte Kommission plädiert dafür, den Integrationsbegriff zu „schärfen“ und ihn von Migration und der Fokussierung auf Eingewanderte zu „entkoppeln“. Man wolle die „Integrationsproblematik“ in den Kontext des gesellschaftlichen Zusammenhalts einbetten und sie damit als „gesamtgesellschaftliche Aufgabe“ verstehen. Die Kommission vollzieht einen überraschenden Schritt: Es gelte sich jetzt vom Begriff des „Migrationshintergrundes“ zu verabschieden und zukünftig nur noch von „Eingewanderten und ihren Nachkommen“ zu reden.

Die Konsequenzen dieser „Schärfung“ des Integrationsbegriffs, die eigentlich eine extreme Verallgemeinerung ist, sind erheblich. Das angestrebte „Integrationsmainstreaming“ bedeute nämlich ein „Zurücktreten von Fördermaßnahmen, die sich speziell auf Eingewanderte“ bezögen. Förderung solle sich in Zukunft weniger an Migranten richten, sondern generell auf „unterschiedliche Milieus an der Basis der deutschen Sozialpyramide“. Die hätten insgesamt nämlich durchaus „vergleichbare soziale Startnachteile, die ‚vererbt‘ werden“ könnten.

Erst hier beginnt der Dissens. Wenn man Integration als Mainstreaming sozial schwacher Milieus versteht, landet diese Aufgabe erstens im Wesentlichen beim Staat. Und zweitens scheint man die Information gar nicht mehr zu brauchen, dass es sich hier doch eigentlich um Zugewanderte handelt, um Ausländer, Asylanten und Flüchtlinge. Reicht es denn, wenn man einen Migrationshintergrund einfach zum schwierigen Bildungshintergrund umwidmet? Die Abweichler in der Kommission haben hier nein gesagt. Und das schlägt sich in ihren abweichenden Voten deutlich nieder.

## **Ausblendung der Konfliktdimension**

Im September begründeten John, Löwl und Thym ihre Ablehnung des Berichts in seiner damaligen Fassung mit dessen „Unterbelichtung“ der Konflikte, die von Migranten ausgingen, und seiner mangelnden „Empathie“ gegenüber den „Sorgen und Ängsten der Menschen ohne Einwanderungsgeschichte“. Ist das „Narrativ“ des jetzigen Endberichts für die drei Abweichler akzeptabel, weil weniger positiv?

Ihr heutiges Votum äußert eigentlich immer noch die gleichen Vorbehalte gegenüber dem Bericht, verpackt diese allerdings in Warnungen vor einem grundsätzlichen Missverständnis. Dass der Bericht für seine Ausführungen über „Rassismus, Antisemitismus, Rechtspopulismus, Rechtsextremismus, Rechtsterrorismus und Hasskriminalität“ siebentausend Wörter aufwende, während er für „islamistischen Terrorismus und Clankriminalität“ gerade einmal tausend Wörter finde, drücke ein Ungleichgewicht aus, das sich auch in anderen Kapiteln finde.

Die Abweichler beharren auf ihrem Standpunkt, die von ihnen monierte Ungleichgewichtung bedeute nicht, Integration sei „in erster Linie Abbau von Rassismus, Diskriminierung und Benachteiligung“ durch entsprechende staatliche Programme. Der Empfehlungskatalog des Berichts dürfe nicht missverstanden werden, als sei Integration „vor allem eine Bringschuld des Staates“. Nein, auch die Migranten selbst müssten hier in die Pflicht genommen werden.

## **Humanitäres Bekenntnis**

Die Mehrheit der Kommission harkte zurück und unterstellt jetzt in ihrem Votum zu den Sondervoten den Abweichlern eine „verkürzte und daher potenziell irreführende“ Darstellung einzelner Kapitel des Berichts. Der Leser solle sich doch bitte lieber selbst ein Bild von den entsprechenden Passagen machen. Gut – nehmen wir etwa die (kurze) Passage zu „antisemitischen Einstellungen“ unter muslimischen Migranten: Ein Anstieg „antisemitischer Vorfälle in Wechselwirkung mit der Fluchtmigration“ sei nicht nachweisbar, so der Bericht. Immerhin räumt er ein, dass der von muslimischen Migranten ausgehende Antisemitismus in der „Wahrnehmung“ der Juden in Deutschland einen „höheren Stellenwert“ habe als in der Statistik zur politisch motivierten Kriminalität der Polizei (PMK). Was aber wiegt mehr – die durch Studien belegten „jüdischen Perspektiven“ auf den muslimischen Antisemitismus oder die Evidenz der nachweislich verzerrten PMK-Statistik, die alle unklaren Fälle pauschal dem Rechtsextremismus zuordnet, wie der Berliner Senat auf Nachfrage des FDP-Abgeordneten Marcel Luthe eingeräumt hat?



Daniel Thym nutzte seine abweichende Stellungnahme zur Kritik an der Kommissionsentscheidung, in Zukunft pauschal nur noch von „Eingewanderten“ reden zu wollen. Auch abgelehnte Asylbewerber als Einwanderer zu bezeichnen könne „die Notwendigkeit überspielen, durch harte Maßnahmen die Migration zu steuern und auch zu begrenzen“. Er teile das „emphatische Bekenntnis“ des Berichts zur humanitären Zielrichtung der deutschen Asylpolitik, so Thym. Aber er beklagt, dass die Mehrheit der Kommission seinen Vorschlag abgelehnt habe, dieses Bekenntnis mit dem Zusatz zu ergänzen, die Politik „dürfe“ auch darauf achten, dass über das Asylsystem nicht „in großem Umfang Personen ohne realistische Anerkennungschance“ faktisch einwanderten.

Auch Stefan Löwl problematisiert in seinem Sondervotum, dass die Fachkommission gleich zu Beginn beschlossen habe, sich mit dem Thema Zuwanderungssteuerung nicht zu beschäftigen. Warum das so entschieden wurde, erschließt sich aus dem Bericht nicht. Weil auch die Forschung nahelegt, dass Steuerung gar nicht geht?

Merkwürdig fatalistisch streift der Bericht das Problem immer wieder: „Es wäre unbedarft anzunehmen, dass (unter Asylsuchenden) keine Kriminellen bzw. Terroristen seien oder dass dies sicher überprüft werden könnte.“ Unbedarft? „Ein demokratischer Rechtsstaat“, heißt es, „wird das Migrationsgeschehen nie hundertprozentig steuern können.“ Schließlich könne „niemand vorhersagen, wie sich die Fluchtmigration nach Deutschland künftig entwickeln“ werde. So viel „gesunden Pragmatismus“ müssten die Deutschen eben aufbringen. Leitlinien für eine pragmatische Politik sucht man in dem Bericht dagegen vergeblich.

**Le Figaro, no. 23773**

Le Figaro, mardi 26 janvier 2021 773 mots, p. 2

Politique

# Macron en passe d'enterrer la proportionnelle

Occupé par la crise, le président s'apprête à abandonner la réforme de l'élection des députés, soutenue par une majorité de Français et son allié MoDem.

Boichot, Loris, Bourmaud, François-Xavier

LA CRISE s'intensifie, les promesses de campagne s'éloignent. Alors que la menace d'un troisième confinement se fait de plus en plus précise, sur fond de diffusion des variants du Covid-19, le chef de l'État s'apprête à renoncer de nouveau à un projet de réforme : changer le mode d'élection des députés pour mieux représenter les forces politiques à l'Assemblée nationale.

Cette « dose de proportionnelle », ardemment défendue par des partis historiquement sous-représentés dans l'Hémicycle, comme son allié François Bayrou (*lire page 4*) et son opposante Marine Le Pen, a pris des allures de serpent de mer du quinquennat. Promis par le candidat Macron en 2017, reporté l'année suivante dans un Parlement paralysé par l'affaire Benalla, puis réaffirmée par le président après le « grand débat national » en 2019, voici ce projet voué à un enterrement sans fleurs ni couronnes.

« Ci-gît la proportionnelle », semble annoncer l'immobilisme d'Emmanuel Macron sur cette réforme, déjà abandonnée par Nicolas Sarkozy et François Hollande (*lire ci-dessous*). « *Ce n'est pas la priorité* », résume-t-on désormais dans l'entourage du chef de l'État. Avec les efforts portés sur la gestion de la crise sanitaire et le plan de relance de l'économie, difficile de tout faire tenir d'ici la fin du quinquennat. « *C'est une réforme à laquelle le président est toujours attaché, mais avec le calendrier parlementaire, il va avoir du mal. Même s'il y a un consensus politique sur la question* », glisse-t-on à l'Élysée, où la « dose » de proportionnelle avait été fixée à 20 % des députés, dans le dernier projet de réforme des institutions.

Le temps presse, mais « *une avancée est encore possible si une décision est prise dans les prochains jours* », avance un conseiller du pouvoir. Pour que le nouveau système s'applique aux élections législatives de juin 2022, il faudrait qu'une loi simple soit rapidement présentée en Conseil des ministres. De façon à ce qu'elle soit étudiée par une commission indépendante, comme le prévoit la Constitution, puis adoptée par le Parlement en procédure accélérée, pour être promulguée au plus tard un an avant le scrutin - délai imposé par la loi. Soit d'ici juin.

**Recul politique**

Une gageure ? Un projet prêt à l'emploi, façonné par des membres de la majorité dont le président de l'Assemblée nationale, Richard Ferrand, est pourtant à la disposition de l'exécutif (*lire page 5*). Et les spécialistes de droit parlementaire se souviennent de lois entérinées très vite sous la Ve République, comme le prolongement de l'état d'urgence en 2015, promulgué sept jours après les attentats du 13 Novembre. « *Macron a encore le temps, mais il lui faudrait une vraie volonté politique, car il devrait repousser d'autres textes et brusquer le Parlement* », relève Benjamin Morel, professeur à l'université Paris-II Panthéon-Assas.

Le recul apparaît plus politique que technique. « *La question n'est pas de trouver quelques jours dans l'agenda du Parlement* », explique un pilier de la majorité, « *mais l'opportunité d'aborder un sujet qui peut paraître obscène par rapport à l'épidémie* ». Ce renoncement pourrait-il réveiller des tensions avec François Bayrou ? Pas sûr. Les stratèges de la macronie ont observé que le MoDem n'utilise pas sa « journée réservée » à l'Assemblée nationale, prévue jeudi 28 janvier, pour proposer d'inscrire la proportionnelle dans la loi. Les alliés centristes entendent finalement ranimer cet engagement via un amendement au projet de loi de report des élections régionales, examiné à partir du 3 février. Le président du groupe MoDem, Patrick Mignola, prend le risque de voir son initiative retoquée en raison de son éloignement du texte. Mais il espère « *bâtir un large consensus* » autour d'un sujet qui « *ne peut pas être une marotte du seul MoDem* », déplorant que la France reste le seul pays européen à ne pas utiliser la proportionnelle pour élire ses députés.

Dans l'opinion publique, le projet convainc. Plus d'un Français sur deux (52 %) se dit insatisfait du système actuel, et environ trois sur quatre (76 %) adhèrent à l'introduction d'une dose de proportionnelle, selon un sondage Ifop à paraître. «

*Dans la population, la priorité donnée à une meilleure représentation des forces politiques l'emporte largement sur le souci de majorités de gouvernement claires »*, relève Paul Cébille, chargé d'études à l'institut de sondages. À l'Élysée pourtant, peu s'émeuvent d'un recul en la matière. La proportionnelle « *sera étudiée une fois que la crise sanitaire sera passée* », insiste un conseiller du président. D'autres réformes, comme celle des retraites, pourraient connaître ce renvoi à l'après-crise. Voire à l'après-2022.

Podcast:

[https://file06.ausha.co/d7D46DF4WQuJBiwv6McoYNPpVb0v2nurIFNzg1eO.mp3?token=vVe\\_SCOpGjoq\\_QNemure1MA&expires=1611663397](https://file06.ausha.co/d7D46DF4WQuJBiwv6McoYNPpVb0v2nurIFNzg1eO.mp3?token=vVe_SCOpGjoq_QNemure1MA&expires=1611663397)**Le Figaro (site web)**

lundi 25 janvier 2021 - 13:00 UTC +01:00 1109 mots

Art de vivre ; Automobile

# Le véhicule électrique est-il vraiment écologique?

Reisser, Sylvain

**DÉCRYPTAGE - Le véhicule à batterie rechargeable nous entraîne-t-il vers un monde meilleur?**

Cela promet. Il y a quinze jours, il était demandé aux Français de renoncer à utiliser leurs appareils électriques en raison d'une vague de froid qui avait engendré un pic de consommation à 87 gigawatts - l'équivalent de la production d'un réacteur nucléaire. Si le réseau français de transport d'électricité RTE sonnait l'alarme, c'est que l'on avait frôlé le black-out. L'opérateur a déjà prévenu qu'en raison d'un déficit de production en période de forte demande des défaillances sont à prévoir lors des deux prochains hivers. Dans une récente note, France Stratégie souligne que «*dans la prochaine décennie, les nombreux arrêts de centrales pilotables, à charbon ou nucléaires, actuellement programmés, semblent assez peu intégrés dans le débat public*». Le sujet est d'autant plus préoccupant, pour ne pas dire explosif que, dans le même temps, l'Union européenne enjoint ses ressortissants à prendre le virage de la voiture électrique.

Rien qu'en France, le parc de véhicules à batterie rechargeable - hybride rechargeable et 100 % électrique - a augmenté de 194.730 unités (+ 180 %) l'an dernier pour atteindre 470.295 voitures fin 2020. Et un objectif de 1 million a été fixé fin 2022. Ce n'est qu'une étape car l'Union européenne milite pour une interdiction de la vente de véhicules thermiques dès 2035. La Norvège dès 2025! Contrairement à ce que les apôtres de l'écologie veulent nous faire croire, installer le monde entier dans une voiture électrique ne réglera pas le problème de la pollution et ne fera pas disparaître les gaz à effet de serre, responsables du réchauffement climatique. Le bilan écologique de l'électromobilité vers laquelle la société cherche à nous embarquer serait beaucoup moins vertueux que ce que l'on veut bien nous dire. Ce programme viserait en fait à déplacer la pollution. Si l'usage d'une voiture électrique est presque propre, on ne peut pas en dire autant de la production de l'électricité dans certains pays, de l'extraction des matières premières nécessaires à la production des organes électriques du véhicule mais aussi de leur recyclage.

Quelques défaillances récurrentes

En attendant une rupture technologique qui réduirait l'impact environnemental, la voiture électrique alterne le chaud et le froid. De la multiplication des expériences est apparue la conviction qu'elle ne se prête pas à tous les usages et qu'elle va surtout modifier profondément notre rapport à l'automobile. Demain, avec l'augmentation du parc, il faudra s'attendre à de longues files d'attente aux stations de recharge. À ce titre, la France n'est pas en avance en matière d'infrastructures. Selon l'Agence de l'environnement et de la maîtrise de l'énergie (Ademe), à peine 30 % de l'objectif des 100.000 points de recharge sur le domaine public d'ici à fin 2021 était atteint fin décembre 2020. Il y a aujourd'hui une prise pour 13 véhicules à batterie rechargeable. Malgré le chemin restant à parcourir, les professionnels du secteur se veulent résolument optimistes.

L'enjeu est sans doute moins le nombre de bornes qu'un maillage efficace à travers l'ensemble du territoire et le déploiement en masse de bornes rapides. C'est l'un des points faibles de la voiture électrique: la recharge de la batterie peut prendre autant de temps que de cuire un gigot confit. Surtout, on enregistre de grandes disparités d'un véhicule à l'autre, liées à la puissance de charge qu'accepte le chargeur embarqué. La Porsche Taycan accepte, par exemple, une puissance de charge de 270 kW qui permet, sur une borne rapide, de récupérer 80 % de l'énergie de la batterie en 22 minutes. C'est bon à savoir: les 20 % restants demandent autant de temps. Cela est vrai pour tous les modèles. Voilà pour la théorie.

Dans la pratique, les anecdotes pullulent. Le débit peut être ralenti si toutes les prises sont occupées et si l'installation est éloignée d'une grande ville, ce qui est souvent le cas d'une station-service d'autoroute. À 130 km/h, la consommation d'électricité augmente sur certains modèles de manière vertigineuse par rapport aux données des constructeurs. La température extérieure mais également la puissance de la ventilation et la température du chauffage influent aussi fortement sur l'autonomie. Conséquence: il faut s'arrêter souvent. Trop souvent. Toutes les 1 h 30 ou 2 heures selon les modèles. Sans compter quelques défaillances récurrentes: borne défectueuse ; surchauffe des systèmes ; câble bloqué côté voiture. Parmi les obstacles qui reviennent le plus souvent figurent l'absence d'interopérabilité des bornes et l'impossibilité de paiement à l'acte.

Éric, qui assure régulièrement des rodages et des convoyages de véhicules à travers la France, insiste sur le fait que l'électrique nécessite une phase d'apprentissage pour éviter les désillusions. *«Il faut réapprendre à conduire mais on se prend vite au jeu de privilégier l'autonomie en dosant l'accélérateur et en anticipant les aléas de la circulation.»* Certains y verront sans doute une régression. Un Paris-Marseille au volant d'une Volkswagen ID.3 lui a demandé douze heures. *«J'ai dû recharger 4 fois 30 minutes et j'ai roulé la plupart du temps à 110 km/h.»* S'arrêter régulièrement: une contrainte admise par Thierry, possesseur d'une Tesla Model 3 depuis deux ans. *«Parfois, le temps de discuter avec d'autres conducteurs de Tesla et la voiture est déjà chargée»*, dit cet adepte des voitures de sport conquises, comme Éric, par la zénitude qu'apporte l'absence de bruit au quotidien. *«Sportive ou électrique: ces deux types de voitures sont complémentaires. La Tesla sert aux trajets urbains et périurbains, de l'ordre de 120 à 150 km par jour. J'ai installé une borne chez moi et je recharge la nuit en heures creuses. Une charge me coûte entre 5 et 7 euros. Il n'y a plus de révision. J'ai réduit mon budget auto»*, explique Thierry. Le réseau en propre comprenant en France autour de 640 superchargeurs répartis sur 74 sites est le principal atout du constructeur californien.

Au regard de son impact environnemental, des obstacles à surmonter, est-il judicieux d'accorder autant d'importance à l'électrique? D'autant qu'il faut s'attendre à ce que l'électricité soit taxée comme l'essence.

# Face à la Russie, il faut arrêter le gazoduc Nord Stream 2

ÉDITORIAL

**Le Monde**

Editorial. La chancelière allemande Angela Merkel et l'Union européenne doivent se rendre à l'évidence. L'affaire Navalny et l'attitude du pouvoir russe exigent une politique plus claire des Européens, et notamment l'arrêt des travaux du gazoduc.

Publié le 25/1 à 10h30 Temps de Lecture 2 min.

**Editorial du « Monde ».** Les ministres des affaires étrangères des Vingt-Sept, réunis lundi 25 janvier, vont évoquer un sujet familier : les sanctions contre la Russie. Depuis la décision du président Vladimir Poutine, en 2014, d'annexer la Crimée et d'appuyer militairement les groupes prorusses dans l'est de l'Ukraine, l'Union européenne est régulièrement confrontée au défi de la gestion de ses relations avec cet imposant et menaçant voisin.

Les tentatives de dialogue, comme celle qu'a essayée le président Emmanuel Macron en 2019, s'étant révélées vaines, l'UE en est réduite à brandir l'arme des sanctions à chaque nouvelle incartade russe. Une batterie de sanctions économiques prises en riposte à la crise ukrainienne est reconduite tous les six mois depuis six ans, à l'unanimité des Etats membres. D'autres, plus limitées, ont été prises en 2019 après [l'empoisonnement au Royaume-Uni de l'ex-agent double Sergueï Skripal](#) au Novitchok, arme chimique interdite par le droit international, puis de nouveau en octobre 2020, à la suite de la [tentative d'assassinat sur l'opposant Alexeï Navalny](#), à l'aide de la même substance.

Rien de tout cela n'a produit de résultat politique, même si les sanctions ont affaibli l'économie russe. La répression s'est même durcie, la société civile de plus en plus bridée. A l'étranger, des dizaines de milliers de civils sont morts sous les bombes d'avions russes en Syrie, des mercenaires expédiés de Russie sèment le trouble en Libye et en Afrique. En Biélorussie, l'autocrate Loukachenko ne résiste à six mois de contestation populaire que grâce à l'appui de Moscou.

## « Dérive autoritaire très inquiétante » de Moscou

Ce qui s'est passé en Russie depuis le 20 août, date de l'empoisonnement d'Alexeï Navalny, change la donne. Le refus de Moscou d'ouvrir une enquête, l'arrestation de l'opposant le 17 janvier, à son retour d'Allemagne, le durcissement de la législation répressive en décembre, la [gestion des manifestations du 23 janvier](#) exigent une attitude plus ferme de l'UE. Cela peut être des sanctions mieux ciblées, visant des responsables russes plus proches du centre de décision ou des riches oligarques qui ont acquis des biens et placé leur argent dans les pays de l'UE.

Il existe d'autres leviers, et notamment celui du gazoduc Nord Stream 2, projet de 10 milliards d'euros, achevé à 90 %, qui doit doubler les capacités d'acheminement de gaz russe vers l'Allemagne. Ce levier, c'est à Berlin de l'actionner, comme l'a diplomatiquement souligné dimanche le ministre français des affaires étrangères, Jean-Yves Le Drian, après avoir dénoncé la « *dérive autoritaire très inquiétante* » de Moscou. Moins diplomate, le Parlement européen a demandé jeudi l'arrêt immédiat du gazoduc à une majorité écrasante.

La chancelière Angela Merkel s'y refuse. Cette position, cependant, est de moins en moins tenable, pas plus que n'est justifiable le maintien de l'ex-chancelier Gerhard Schröder à la présidence de Nord Stream 2,

propriété du géant russe Gazprom. Nord Stream 2 est aussi une pomme de discorde ente Berlin et Washington, qui frappe de sanctions extraterritoriales les entreprises européennes participantes. M<sup>me</sup> Merkel s'est dite prête à en parler avec le président Joe Biden.

Levée des sanctions américaines contre arrêt des travaux : c'est une issue possible. Mais, d'une manière ou d'une autre, l'UE ne peut plus se soustraire à un sérieux réexamen de sa politique à l'égard de la Russie et de ses voisins, qui passera par un alignement de ses actes sur les valeurs que les Européens affirment défendre.

**Le Figaro (site web)**

mardi 26 janvier 2021 - 19:57 UTC +01:00 818 mots

Économie ; Conjoncture

# Après le Covid: Macron veut tourner la page du monde libéral

## Au Forum de Davos en mode virtuel, le président français a dessiné les contours d'un monde plus humain, plus écologiste, plus inclusif.

Lever un peu le nez du guidon des conseils de défense et des courbes épidémiologiques... C'est ce qu'Emmanuel Macron a pu faire, mardi après-midi, en participant à l'édition, en ligne, du Forum de Davos. Répondant aux questions du président-fondateur du Forum économique mondial, Klaus Schwab, le chef de l'État a dessiné les contours du «monde d'après».

Dès le printemps dernier, lorsque l'Europe se confinait une première fois, Klaus Schwab avait lancé l'idée d'une «grande remise à zéro», ou d'une «grande remise à plat» selon les traductions du « *Great Reset* » qui fait fantasmer la sphère complotiste. Il accompagnait en cela un débat largement diffusé dans de nombreux cercles et obédiences sur le monde «post-Covid».

Deux heures avant Emmanuel Macron, Angela Merkel, à la même tribune virtuelle, s'est interrogée: « *je salue votre slogan du Great Reset. En avons-nous besoin?* ». La chancelière allemande partage au moins une partie du diagnostic avec son homologue français: la pandémie « *a mis au jour nos défauts, nos fragilités* » mais aussi « *nos forces* ». Là où Angela Merkel a exposé des réflexions plus opérationnelles : « *nous n'avons pas de réserves dans notre système (...) il faut des fonds d'urgence, des lits d'urgence, des stocks de médicaments* », Emmanuel Macron s'est lancé dans des considérations plus conceptuelles.

### En finir avec le «consensus de Washington»

C'est ainsi qu'il veut tourner la page « *du consensus de Washington* ». C'est ainsi que l'on a baptisé, dans les années 1980, ces règles du capitalisme mondial d'inspiration libérale, relayées par les institutions de Washington, le Fonds monétaire international (FMI) et la Banque mondiale, prônant les échanges mondiaux et la réduction de la place de l'État. Emmanuel Macron propose « *immodestement* » comme il l'a reconnu en souriant, de le remplacer par un « *consensus de Paris* ». Pourquoi Paris? Parce que des débats ont été organisés sur ce sujet lors du dernier Forum de Paris pour la paix, en novembre.

Après la pandémie, « *on ne peut pas penser à l'économie sans penser à l'humain* », « *l'économie est une science morale* », martèle l'ancien disciple de Paul Ricœur. Et de rappeler qu'avec le confinement, « *nous avons fait une chose impensable, arrêter l'économie pour sauver des vies* ». Pour le chef de l'État, on ne sortira du Covid-19 qu'« *avec une économie qui aura encore plus en son cœur la lutte contre les inégalités* ». Il veut aller, aussi, plus loin dans la lutte contre le changement climatique et la protection de la biodiversité.

### Le capitalisme «devenu fou»

Klaus Schwab depuis un demi-siècle, se fait le chantre d'un «capitalisme inclusif» (« *stakeholder capitalism* ») qu'il expose dans son dernier livre éponyme, tout juste paru en anglais. Ce qui ne l'empêche pas d'incarner, aux yeux de ses détracteurs, le gardien du temple du capitalisme globalisé. Dans ce «capitalisme des parties prenantes», Emmanuel Macron se reconnaît volontiers. Et s'il a dit, en juin 2019, devant l'Organisation internationale du travail (OIT) que « *le capitalisme est devenu fou* », il a tenu, mardi, à souligner « *les vraies réussites de l'économie de marché* ». Le développement du commerce mondial, estime le président, a sorti de la pauvreté des centaines de millions de personnes dans le monde et permis un accès inédit de l'humanité à quantité de biens et de services. Mais la face sombre de cette mondialisation, reconnaît Emmanuel Macron, et son cortège de délocalisations ainsi que la financiarisation excessive de l'économie sont à l'origine de la crise sociale, de la crise de démocratie, de la crise environnementale, qui secouaient déjà le monde avant l'irruption du nouveau coronavirus.



Pour rectifier le tir, l'État ne peut pas tout. « *S'il corrige seul, il s'endette* » et à la fin, c'est « *le contribuable qui paie pour tous les problèmes* ». C'est pourquoi Emmanuel Macron dit croire « *beaucoup dans les coalitions* » mêlant États, organisations internationales, entreprises, ONG pour avancer comme il en a annoncé lors du One Planet Summit ou du G7 de Biarritz sur différentes thématiques. Le président français est convaincu qu'il faut «un nouveau mode de coopération entre les États». « *Je nourris beaucoup d'espoir avec notre partenaire américain* », alors que « *le multilatéralisme était bloqué par une administration qui n'y croyait pas* ».

Ces louanges d'un capitalisme inclusif et humaniste sont-elles le fruit d'une conversion opérée sous le choc inédit de la pandémie? L'ex-banquier de Rothschild et locataire de Bercy avait déjà dénoncé, dans son livre de 2017, tout de même intitulé *Révolution*, les excès de l'économie de marché. Les détracteurs du «président des riches», relèveront que la veille, le même vantait auprès de grands patrons étrangers dans le cadre de l'événement Choose France la suppression de l'impôt sur la fortune et la baisse des impôts de production. C'est le «en même temps» économique macronien.

## Le Figaro (site web)

mercredi 27 janvier 2021 - 17:32 UTC +01:00 1191 mots

Actualité ; Sciences & Environnement

# Covid-19 : la situation est-elle meilleure ou pire qu'avant les deux confinements ?

**LA VÉRIFICATION - Un confinement «très serré» fait partie des scénarios à l'étude, selon le gouvernement qui saluait pourtant, ces dernières semaines, la situation de l'hexagone par rapport à celle de ses voisins européens.**

LA QUESTION. Le couvre-feu à 18h a « *une efficacité relative* », mais qui ne suffit pas à « *freine(r) suffisamment* » le virus, a admis le porte-parole du gouvernement, Gabriel Attal. Le secrétaire d'État a reconnu tout haut ce que l'on pressentait depuis des jours : un confinement « *très serré* » fait bien partie « *des scénarios à l'étude* ».

» LIRE AUSSI - Les variants du Covid-19 rendront-ils les réinfections plus fréquentes?

Pourtant, il y a quelques semaines, voire encore quelques jours, le gouvernement se félicitait de la situation sanitaire « *plus qu'honorable* » de la France par rapport à celle de ses voisins européens. Alors que point le spectre d'un reconfinement, une question se pose : la situation sanitaire est-elle meilleure ou pire qu'avant les deux premiers confinements ?

VÉRIFIONS. Les deux premiers confinements se sont déroulés du 17 mars au 11 mai pour le premier et du 30 octobre au 15 décembre pour le deuxième. Ils correspondent chacun aux deux vagues de l'épidémie. Jusqu'à présent, les autorités sanitaires n'évoquent pas de « *troisième vague* », mais plutôt un « *plateau haut* » sur lequel se maintient la France depuis plusieurs semaines.

Pour comparer les trois moments - aujourd'hui, le 30 octobre et le 17 mars - le premier réflexe est d'observer le nombre quotidien de contaminations qui, en théorie, apparaît comme le meilleur indicateur de la circulation du virus. Mais cette valeur est largement biaisée car elle dépend en grande partie du nombre de tests réalisés. Plus on teste, plus on trouve de contaminations. Ainsi, le 27 janvier, 20.245 nouvelles contaminations ont été enregistrées contre... 847 le 17 mars.

## Deux fois moins de contaminations qu'au 30 octobre ?

Cette comparaison n'a en réalité rien de significative. Le pic de la première vague a été atteint le 18 avril avec seulement 13.260 contaminations quotidiennes, contre 56.225 pour le pic de la deuxième vague, le 3 novembre. Rien n'indique pourtant que la première vague ait été moins forte que la deuxième (ce serait même plutôt le contraire si l'on s'en remet aux modélisations réalisées par l'Institut Pasteur). L'explication tient au nombre quotidien de tests réalisés : moins de 30.000 le 17 mars (on n'avait pas de données journalières exactes à ce moment-là) contre 307.075 le 30 octobre et 289.027 le 27 janvier.

Pour le coup, ces deux dernières valeurs étant assez similaires, la comparaison avec le début du deuxième confinement et aujourd'hui paraît plus significative : il y avait donc 20.245 nouvelles contaminations le 27 janvier contre 41.858 le 30 octobre. Apparaît un facteur 2 entre les deux, qui peut paraître rassurant à première vue.

Mais d'autres indicateurs, plus objectifs, le sont beaucoup moins et suggèrent au contraire que la situation sanitaire est au moins aussi grave (voire pire) aujourd'hui qu'au premier jour des deux premiers confinements. C'est ainsi le cas du nombre quotidien de décès : ils étaient 296 le 30 octobre, contre 395 le 27 janvier (soit exactement un tiers de plus).

Tout aussi importantes sont les données hospitalières sur lesquelles le gouvernement se fonde particulièrement pour juger de la nécessité, ou non, de décider d'un nouveau confinement. Parmi celles-ci, le nombre de personnes hospitalisées en raison

du Covid. Le 17 mars, « *seulement* » 2579 personnes l'étaient, contre 23.036 le 30 octobre et 27.041 le 27 janvier. Plus de dix fois plus de personnes sont actuellement hospitalisées en raison du Covid qu'au jour du premier confinement... Par rapport au premier jour du deuxième confinement, la hausse est de 17%.

### Deux vagues contre un plateau haut

Plus important encore est le nombre de patients en réanimation en raison du Covid. Le 17 mars, ils étaient « *seulement* » 699, contre 3377 le 30 octobre et 3081 le 27 janvier. Pour le coup, la situation est un peu moins mauvaise aujourd'hui que lors du début du deuxième confinement, mais de seulement 10%. Pour rappel, le nombre de lits de réanimation dont disposait la France au début de l'épidémie était de 5000. Autrement dit, 14% des capacités de réanimation étaient remplies par des patients Covid au début du premier confinement, 68% au début du deuxième et 62% aujourd'hui. Certes, depuis, le nombre de lits disponibles a augmenté à plus de 6000 (avec la capacité théorique de monter provisoirement à 14.000 en cas de crise grave).

Pour comparer les situations entre ces trois dates, les valeurs absolues ne suffisent pas. Il faut aussi comparer les dynamiques qui, pour le coup, n'ont rien de commun entre les deux premières vagues et aujourd'hui. C'est peu ou prou ce que décrivait le Pr Jean-François Delfraissy, le président du Conseil scientifique, en évoquant dimanche un sentiment de « *fausse sécurité* » :

« *On est dans une situation apparemment relativement stable. (Ça) ne va pas pouvoir perdurer* » .

C'est la grande différence entre le 16 mars, le 30 octobre et aujourd'hui : au moment des deux premiers confinements, la progression du Covid suivait une courbe exponentielle, ce qui n'est absolument pas le cas aujourd'hui. Il suffit pour s'en convaincre d'observer la courbe du nombre quotidien de décès :

La pente de la courbe lors des deux premières vagues n'a rien à voir avec le « *plateau haut* » qui se dessine depuis le 15 décembre (date de la fin du deuxième confinement). C'est à la fois rassurant... et inquiétant. Car les deux premières vagues sont parties de situations relativement sous contrôle. Ce ne serait pas le cas si une troisième vague apparaissait aujourd'hui : en cas de reprise du rythme exponentiel de l'épidémie, les hôpitaux, déjà en tension, seraient très vite dépassés... Or, ce scénario d'une troisième vague n'a rien d'absurde étant donné la circulation déjà active de certains variants du Covid en France. Plusieurs pays européens (comme le Royaume-Uni ou le Portugal) connaissent d'ailleurs depuis le mois de décembre un tel rebond.

En résumé, contrairement à ce que pourrait laisser penser le nombre de contaminations, la situation est aujourd'hui au moins aussi grave qu'au début du deuxième confinement : il y a plus de décès que le 30 octobre (+33%), plus de personnes hospitalisées (+17%) et à peine moins de patients en réanimation (-10%). Quant à la dynamique de l'épidémie, qui décrit un « *plateau haut* », elle est à court terme certes plus enviable qu'une trajectoire exponentielle. Mais c'est un calme trompeur puisqu'il rendrait toute nouvelle vague d'autant plus difficile à gérer qu'elle part de haut. Cette situation paradoxale peut expliquer le mélange d'inquiétude et d'incertitude qui a entouré l'action de l'exécutif depuis une semaine, le reconfinement paraissant à la fois comme inéluctable mais non urgent. Une gageure supplémentaire pour le gouvernement qui, en matière de communication, n'a pour le moins pas excellé depuis le début de l'épidémie alors que la question de l'« acceptabilité sociale » des mesures sanitaires se pose plus que jamais.

<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/pinguine-in-le-monde-frankreichs-streit-ueber-karikaturisten-17165961.html?premium>

KULTURKAMPF VON OBEN:

# Frankreich streitet über seine Karikaturisten

- VON JÜRGEN ALTWEGG
- -AKTUALISIERT AM 27.01.2021-19:15



Vor einer Woche führte ein Dialog zweier Pinguine zum Shitstorm bei „Le Monde“. Jetzt zeichnen Frankreichs Karikaturisten auffällig brav. Zugleich bezichtigt ein Medienkritiker die Zunft des Kulturkampfs gegen Minderheiten.

Beleidigung von Inzest-Opfern und sexuellen Minderheiten oder Kniefall vor der politischen Korrektheit? Führen die Karikaturisten den Kultur- und Klassenkampf von oben? „Le Monde“ hat sich für den Dialog zweier Pinguine entschuldigt. [Aus Empörung verlässt der Zeichner Xavier Gorce die Zeitung](#). Mit Ausnahme der Mohammed-Karikaturen hat seit Jahren keine Pressezeichnung für einen derartigen Wirbel gesorgt.

Noch ist die Frisur des amerikanischen Ex-Präsidenten das ergiebigste Sujet. Das „Journal du Dimanche“ zeigte einen kleinen Globus mit Trump in der Umlaufbahn: „Hier spricht die Erde: Wir haben jeden Kontakt zu Ihnen verloren. Ich wiederhole...“ Am Dienstag spielte Trump auf der Seite eins von „Le Monde“ vor einem Wall von Leitz-Ordnern Golf in Florida. „Ist das Ihre berühmte Mauer zu Mexiko?“, fragt der Caddie. „Nein. Es sind die von Biden erlassenen Dekrete.“

In „Libération“ trippelt Joe Biden auf schwachen Beinen zum Gespräch mit Xi Jinping: „Willkommen. Ich habe eine lange Liste mit überflüssigen Themen: Hongkong, Taiwan, der Genozid an den Uiguren, Wirtschaftsspionage.“ Witziger sind die gezeichneten Kommentare über drei (von fünf) Spalten in „L’Opinion“. Die Oppositionsführer protestieren mit einem Spruchband gegen die dilettantische Covid-Politik der Regierung. Macron: „An meiner Stelle würden Sie ganz genau das Gleiche machen.“ Die Replik: „Sie auch.“

Befund der kleinen Stichprobe: Frankreichs Zeichner zeichnen bieder und brav wie nie. Sind sie eingeschüchtert?

## Demütigung der Diskriminierten?

Heftig attackiert sie der renommierteste Medienkritiker des Landes: „Früher wurden Juden mit langen Nasen gezeichnet“, schreibt Daniel Schneidermann in seiner Kolumne in „Libération“. Gegenstand der Karikaturen waren auch der Durchschnittsfranzose – mit Baguette und Béret – und die Mächtigen. Dann aber, so

Schneidermann, kamen die sozialen Netzwerke: „Militante Aktivisten ergriffen das Wort, ohne die Zeitungen, die Karikaturisten beschäftigten, um Erlaubnis zu fragen.“

Und jetzt, so Schneidermann, rächen sich die Karikaturisten für den Verlust ihres Monopols. Schon Xavier Gorce Darstellungen der „Gelbwesten“ seien „schockierend, manchmal beleidigend“ gewesen – „ohne dass sich die Zeitung dafür entschuldigte“. Auch Plantu, dem Starkarikaturisten von „Le Monde“, wirft Schneidermann vor, dass er „die Gelbwesten nicht liebt“. Die Karikaturisten legten sich nicht mehr mit den Mächtigen an. Sie demütigen die Minderheiten, die Diskriminierten, „les dominés“ – die Unterdrückten. Für Schneidermann führen die Karikaturisten einen Kultur- und Klassenkampf von oben.

## **Der zweite Shitstorm war noch heftiger**

Ganz ähnlich äußert sich der belgische Politologe Jean-Yves Pranchère: Würden die Karikaturisten kritisiert, beklagten sie umgehend die „ideologische Zensur“ und eine „Regression der Demokratie“. Auch den Genfer Patrick Chappatte hat „Libération“ befragt. Er zeichnete für die „New York Times“, die seit zwei Jahren auf Karikaturen verzichtet. Er ist Mitarbeiter des „Canard enchaîné“. Chappatte bedauert, dass sich „Le Monde“ „reflexartig“ entschuldigte. „Mit den Politikern und den Wirtschaftsmächtigen legen wir uns täglich an.“ Der Gesellschaft bescheinigt er eine „Kultur der Verletzung“: „Die Krisenbewältigung durch Reue betrifft nicht nur die Medien.“ Karikaturen müssten empfindliche Stellen treffen, provozierten sie Reaktionen, seien sie gelungen.

Auf einer ganzen Seite hat sich „Le Monde“ mit der Affäre befasst und deren Verlauf rekapituliert. Der Shitstorm nach der Entschuldigung war noch heftiger als die Empörung über die Zeichnung. Herausgeber Jérôme Fenoglio bekennt sich zur Gattung und kündigt an, dass seine Zeitung ab Ende März auf der Titelseite täglich eine Karikatur des Kollektivs „Cartooning for Peace“ drucken werde. Die Gruppe war 2006 nach den Mohammed-Karikaturen von Plantu begründet worden.

## **Konflikte nicht umschiffen, aber auch nicht schüren**

Im „Journal du Dimanche“ lobt Plantu, der bei „Le Monde“ in den Ruhestand tritt, die Karikatur des Kollegen Xavier Gorce als „genial“. Sie greife ein schmerzhaftes Thema auf, spiele mit Verboten und stigmatisiere niemanden: „Ich liebe diese Zeichnung.“ Gorce beleidigt oder diskriminiert weder die Transsexuellen noch die Inzest-Opfer. Es geht um die Homosexuellen-Ehe und das Adoptivrecht für gleichgeschlechtliche Paare. Die Zeichnung hinterfragt und kitzelt den Zeitgeist, der nicht unterdrückt wird, sondern bewirken konnte, dass es auf amtlichen Formularen keine Väter und Mütter mehr gibt. Von „Eltern 1“ und „Eltern 2“ ist die Rede, und es müssen keineswegs die Erzeuger sein. Nie sei er zensiert worden, berichtet Plantu von seiner Zusammenarbeit mit „Le Monde“. Jeden Tag schickte er mehrere Skizzen, dann wurde diskutiert. Jede Zeichnung, „an die ich glaubte“, sei publiziert worden – seit fünfzig Jahren. Ein bisschen alleingelassen fühlte er sich, wenn er nach Karikaturen von Salafisten massive Drohungen erhielt. Wenig Anklang habe sein Kommentar zur Magersucht der Models gefunden: Er verlegte den Laufsteg in ein Konzentrationslager – „Marketing macht frei“. Den Zeitungen wünscht er mehr Standfestigkeit gegenüber dem Terror der sozialen Netzwerke.

Auch was „Le Monde“ für die Zeit nach ihm plant, hat er dem „Journal du Dimanche“ erläutert. Die Beiträge von „Cartooning for Peace“ kommen aus vielen Ländern: Amerika, Russland, China. Vermehrt werden Frauen die Aktualität glossieren. Konflikte sollen nicht umschiffen, aber auch nicht geschürt werden: „Wir wollen Brücken bauen zwischen den Kulturen, Religionen und Meinungen. Das wird spannend.“

Das „Journal du Dimanche“ hat das Interview mit einer Zeichnung von Kosc illustriert. Den Pinguinen hat es die Sprache verschlagen. Eine Hand zeigt mit dem Daumen nach unten: „Verkehrte Welt“.

[https://www.lemonde.fr/les-decodeurs/article/2021/01/27/covid-19-plus-les-mesures-de-lutte-contre-l-epidemie-sont-prises-tot-plus-elles-sont-efficaces\\_6067831\\_4355770.html](https://www.lemonde.fr/les-decodeurs/article/2021/01/27/covid-19-plus-les-mesures-de-lutte-contre-l-epidemie-sont-prises-tot-plus-elles-sont-efficaces_6067831_4355770.html)

# Covid-19 : plus les mesures de lutte contre l'épidémie sont prises tôt, plus elles sont efficaces

Face à la menace des nouveaux variants, attendre que la situation se dégrade pour prendre de nouvelles mesures pourrait ne pas suffire à freiner durablement la circulation du virus au printemps.

Par [Gary Dagorn](#)

Publié 27/1 à 19h16, mis à jour à 07h09

A l'issue d'un conseil de défense sanitaire à l'Élysée, le porte-parole du gouvernement, Gabriel Attal, a déclaré, mercredi 27 janvier, que différents scénarios étaient envisagés pour empêcher la propagation du Covid-19, « *du maintien du cadre actuel jusqu'à un confinement très serré* ».

Face aux critiques portant sur sa gestion de crise, le gouvernement de Jean Castex tente depuis des mois de rester sur une ligne, celle de la « proportionnalité » de la réponse à l'épidémie. « *Nous avons une stratégie qui est claire, qui consiste à avoir une riposte graduée et territorialisée à la crise* », [avait ainsi dit M. Castex le 12 octobre 2020 sur Franceinfo](#) – il a réitéré cette position [le 14 janvier](#).

A l'automne, la deuxième vague épidémique de Covid-19 avait été pour le gouvernement l'occasion de tester des mesures alternatives au confinement brutal. Le 14 octobre, après plus de deux mois d'un lent rebond de l'épidémie, Jean Castex avait annoncé un couvre-feu pour seulement certains territoires.

La mesure, qui devait durer quatre semaines, est venue trop tard. Onze jours après son application, et quatre jours seulement après avoir été étendu aux deux tiers de la population française, Emmanuel Macron annonçait un deuxième confinement. Un échec pour le président, comme pour de nombreux épidémiologistes, qui, plusieurs mois durant, ont alerté les pouvoirs publics sur la circulation croissante du virus et sur la nécessité de prendre des mesures avant que la dynamique épidémique ne devienne incontrôlable.

Car il est un fait bien connu en santé publique : la prévention coûte nettement moins cher que le curatif. Fin mai 2020, l'épidémiologiste Mircea Sofonea et son équipe [ont publié leurs travaux de modélisation](#) consacrés à la première vague épidémique de Covid-19 en France. Selon leurs calculs, l'application du confinement national sept jours plus tôt aurait permis un gain significatif tant en matière de pression sur le système hospitalier que de mortalité. Ainsi, un confinement au 10 mars aurait abouti à un pic en réanimation à moins de 1 500 lits, nettement inférieur aux 7 019 lits de réanimation occupés le 8 avril. Et une meilleure anticipation aurait abouti à environ 13 300 morts en moins au printemps.

« La croissance de l'épidémie est exponentielle »

A contrario, un confinement appliqué une semaine plus tard (le 24 mars) aurait eu des effets catastrophiques. Les chercheurs estiment que le pic en réanimation aurait atteint plus de 32 000 lits, ce qui dépasse de très loin les capacités hospitalières françaises. La surmortalité par rapport au bilan humain constaté au printemps aurait été de presque 53 000 vies perdues.

Les conséquences sont ainsi démultipliées et ne sont pas proportionnelles aux intervalles de temps. Dans une situation épidémique où la circulation du virus prend réellement de la vitesse, chaque jour de plus à attendre coûte plus que le précédent. « *La relation n'est pas linéaire parce que la croissance de l'épidémie est*

*exponentielle, plus vous confinez tardivement, plus vous laissez le temps à l'épidémie de se développer et de monter haut », confirme Pascal Crépey, enseignant-chercheur en épidémiologie et biostatistiques à l'École des hautes études en santé publique à Rennes.*

**« La même mesure restrictive peut avoir un impact drastiquement différent si elle est prise précocement ou tardivement, ou dans un autre pays », conclut une équipe de chercheurs autrichiens**

La relation entre le délai temporel d'adoption de mesures sanitaires et leur efficacité est relativement bien connue en épidémiologie. En novembre, une équipe de chercheurs autrichiens [a publié dans Nature une étude sur l'efficacité des mesures de lutte contre la pandémie prises par les gouvernements nationaux](#), et a montré l'intérêt épidémiologique de prendre des restrictions de manière préventive. « *Une combinaison appropriée de plus petites mesures prises dans le bon tempo peut égaler l'efficacité d'un confinement national tout en permettant de réduire les effets négatifs sur la société, l'économie et l'environnement* », écrivaient les auteurs. Tout l'enjeu, donc, est de les appliquer suffisamment tôt.

Les travaux de Nils Haug, Lukas Geyrhofer et Alessandro Londei, fondés sur l'analyse des décisions prises par 226 pays, soulignent aussi la relation non linéaire entre la capacité d'une mesure (appelée « intervention non pharmaceutique ») à réduire le nombre de reproduction du virus, et le délai plus ou moins long avec lequel la mesure est appliquée. Les gains sont souvent nettement plus spectaculaires dans les premiers jours, comme le montrent les graphiques ci-dessous pour six mesures différentes.

*« La même mesure restrictive peut avoir un impact drastiquement différent si elle est prise précocement ou tardivement, ou dans un autre pays », concluent les chercheurs, qui soulignent que le contexte local est aussi un facteur modifiant l'efficacité desdites mesures.*

Le fait d'agir de manière préventive n'a pas que des bénéfices sanitaires dans le cadre d'une épidémie, mais participe aussi à limiter davantage les dégâts sur les économies nationales. Santé et économie ne s'opposent pas, mais sont en réalité interdépendantes. « *Les pays qui ont agi plus précocement au cours de la pandémie – en prenant des mesures bien avant que les premiers morts liés au Covid-19 soient comptabilisés – ont subi de moindres pertes économiques associées aux confinements de leurs populations, en partie parce que ceux-ci ont été moins stricts* », ont ainsi observé trois économistes de la Banque mondiale, [dans un article publié en mai](#).

*« Nos résultats suggèrent que plus tôt les mesures non pharmaceutiques sont prises, meilleurs sont les résultats sanitaires et économiques », concluent-ils. Un constat que les données économiques en lien avec les bilans nationaux de la pandémie mettent bien en évidence : les pays ayant le mieux contrôlé l'épidémie sur leur sol sont mieux parvenus à limiter la casse.*

**Covid-19 : les pays ayant moins décroché économiquement sont ceux qui ont maîtrisé l'épidémie**

La raison est simple : « *Plus les pays agissent tôt et plus efficacement, plus les restrictions peuvent être assouplies rapidement. (...) Chaque réduction supplémentaire de la contagion (...) compte, car elle réduit plus que proportionnellement la durée nécessaire des mesures strictes* », expliquait un collectif de scientifiques menés par la neurologue allemande Viola Priesemann [dans la revue The Lancet le 18 décembre](#). Ces derniers plaidaient pour une meilleure anticipation des pays européens face à la menace que font peser les nouveaux variants sur le vieux continent.

*« Etant donné l'intervalle d'au moins sept jours entre l'infection et la déclaration d'un nouveau cas, la déclaration est toujours retardée, et les mesures d'atténuation, si elles ne sont prises qu'après le début de l'augmentation du nombre de cas, peuvent déjà avoir une efficacité réduite », rappelaient-ils à l'adresse des pays de l'Union européenne.*

*« A partir du moment où les pays européens ont choisi de vivre en partie avec le virus, nécessairement, on s'expose à son évolution. La course n'est plus seulement épidémiologique mais aussi évolutive, prévient Mircea Sofonea. Si vous êtes plus réactifs, vous confinez moins longtemps et vous épargnez les territoires*

moins touchés. Là, on met en péril aussi bien l'économie que la santé. » L'épidémiologiste plaide pour un reconfinement capable d'enrayer la dynamique de croissance du variant britannique.

« On a deux semaines pour réagir »

« Si le gain de contagiosité de ce variant [anglais] est réel, d'ici trente-cinq à cinquante jours, dans certaines régions, on aura plus de 50 % des infections causées par ce variant. Et là, on se retrouvera dans une situation où on aurait du mal à freiner l'épidémie avec un confinement assoupli, comme celui de novembre. Ce qu'on montre dans nos travaux, c'est qu'on a deux semaines pour réagir si on s'en tient à la situation actuelle. »

« Plus une mesure comme un confinement est prise tôt plus elle est efficace, ça c'est assez clair. Plus on le met en place tôt, moins il a besoin d'être long pour atteindre son objectif, confirme Pascal Crépey. Mais nos élus ont des équations parfois plus complexes que celles des modélisateurs. » Ce qui explique parfois [les hésitations du pouvoir exécutif devant un troisième confinement](#), qui paraît pourtant inéluctable face aux variants du Sars-CoV-2 en circulation.

### **La question de la perception du risque sanitaire par l'opinion publique sera centrale pour l'action du gouvernement dans les mois à venir**

« L'équation qu'ils ont à résoudre, c'est celle de la perception du risque, qui va être liée à l'acceptabilité sociale du confinement. Et c'est un aspect qui dépasse malheureusement les modèles épidémiologiques », estime Pascal Crépey. Pour l'enseignant-chercheur, « il est fort probable qu'un confinement qui soit perçu comme préventif ait moins d'efficacité qu'un confinement mis en place parce que la situation sanitaire est dégradée. Or, perdre de l'efficacité sur le confinement, c'est prendre le risque d'émausser la dernière arme que l'on a dans notre arsenal pour lutter contre l'épidémie, c'est prendre le risque de se retrouver désarmé ».

Un confinement préventif pourrait ainsi se montrer moins efficace si l'adhésion faiblissait, et prêterait le flanc aux critiques qui jugeraient la mesure disproportionnée à la menace (puisque la gravité de la situation évitée est difficilement perceptible).

La question de la perception du risque sanitaire par l'opinion publique sera donc centrale pour l'action du gouvernement dans les mois à venir. L'équation est d'autant plus compliquée que la situation épidémique a connu ces dernières semaines une grande instabilité. Or, « il y a bien plus d'incertitudes sur cette ligne de crête où [le nombre de reproduction de base] tourne autour de un, explique Mircea Sofonea. Une telle situation appelle à des changements de politique sanitaire très fréquents, ce qui complique la mesure de leur efficacité. » Et peut au passage éroder la confiance qu'inspire une gestion sanitaire perçue comme court-termiste ou confuse.

Malgré toutes ces complications, certains chercheurs font valoir qu'il est possible de prendre des mesures préventives tout en exposant clairement les enjeux à l'opinion publique, de façon à susciter l'adhésion. L'étude comparative des chercheurs autrichiens parue dans *Nature* en novembre soulignait à ce sujet que « l'éducation et une communication active avec le public sont une des mesures préventives les plus efficaces ».



<https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/macrons-wertecharta-generalverdacht-gegen-muslime-17167915.html?premium>

MACRONS WERTECHARTA:

## Ein Generalverdacht gegen Muslime?

- VON MICHAELA WIEGEL, PARIS
- -AKTUALISIERT AM 28.01.2021-08:34



Frankreichs Präsident Emmanuel Macron will die islamischen Verbände auf eine Charta für einen französischen Islam verpflichten. Aber drei Verbände verweigern sich. Der Elysée ist verärgert über die türkischen Organisationen.

In Frankreich weigern sich mehrere islamische Verbände, das „unzweideutige Bekenntnis zu den verfassungsrechtlichen Grundprinzipien“ abzulegen, das die neue Grundsatzcharta für einen französischen Islam ihnen abverlangt. Das Vorhaben, alle maßgeblichen islamischen Verbände auf die Charta zu verpflichten, droht zu scheitern. Das Koordinationskomitee der türkischen Muslime in Frankreich (CCMTF), die Islamische Gemeinschaft Milli Görüs (CIMG) und die aus Pakistan und Saudi-Arabien finanzierte Tabligh-Gemeinschaft „Foi & Pratique“ wollen den am 18. Januar vereinbarten Text nicht unterzeichnen und verlangen Nachverhandlungen.

Präsident Emmanuel Macron hat den acht Verbänden, die im französischen Rat des muslimischen Kultus (CFCM) vertreten sind, eine Frist bis zum 1. Februar zur Unterschrift gesetzt. Der ebenfalls im CFCM repräsentierte Regionalverband der Insel La Réunion im Indischen Ozean hatte schon vor Beginn der Verhandlungen einen Sonderstatus erhalten.

### Macron unter Druck

Der Widerstand insbesondere der beiden türkischen Verbände hat zu Verärgerung im Elysée-Palast geführt. Zwar lobte Macron den zehn Artikel zählenden Text der Charta als „Gründungsakt für den französischen Islam“. Aber er soll mit „Konsequenzen“ für die Verbände gedroht haben, die ihre Unterschrift verweigern. Macron steht seit den jüngsten islamistischen Terroranschlägen auf einen Lehrer in Conflans und Christen in Nizza unter besonderem Druck. Die Opposition von rechts hält ihm einen naiven Umgang mit dem Islam vor. Die Linkspartei La France insoumise bezichtigt ihn der Islamophobie.

Mit einem zweifachen Kraftakt, dem derzeit im Rechtsausschuss der Nationalversammlung diskutierten Gesetzentwurf über die Stärkung republikanischer Grundsätze und der Charta, will er seine politische Handlungsfähigkeit demonstrieren.

Die Charta bildet die Grundlage für den geplanten Imamrat, der künftig ein Zulassungsverfahren für alle Imame entwickeln soll, die in französischen Moscheen predigen. Das neue Gremium soll darüber wachen, dass die Imame die in der Charta vereinbarten Selbstverpflichtungen einhalten. Sobald zwei Verbände den Verdacht auf Verstöße hegen, soll eine Untersuchung eingeleitet werden. Eine Zweidrittelmehrheit ist erforderlich, um Sanktionen zu beschließen. So wird es in Artikel 10 der Charta festgelegt.

## **Gegen politische Instrumentalisierung**

Die Unterzeichner erkennen „antisemitische Akte, Homophobie und Frauenbeleidigung und -diffamierung“ als Straftatbestände an, heißt es in Artikel 5. Sie verpflichten sich in Artikel 8, „die essentielle Rolle des Lehrers“ anzuerkennen. Artikel 3 verbietet jede „übergriffige Form der Missionierung“ und verpflichtet sie, „ausdrücklich jeder Form von Gewalt entschieden entgegenzutreten“. Artikel 6 beinhaltet eine Selbstverpflichtung zur politischen Zurückhaltung sowie ein Bekenntnis zur Trennung von Staat und Religion.

„Explizites Ziel der vorliegenden Grundsatzcharta ist der Kampf gegen jede Form der Vereinnahmung des Islams für politische oder ideologische Zwecke“, heißt es gleich im Eingangssatz. Der Islam und auch das Konzept der Umma (Gemeinschaft der Gläubigen) dürften nicht „für die politische Agenda einer ausländischen Macht“ missbraucht werden. „Unsere Moscheen und Gebetsräume dienen ausschließlich dem Gebet und der Weitergabe spiritueller Werte, nicht aber der Verbreitung nationalistischer Diskurse“, heißt es wörtlich. Insbesondere an Artikel 6 entzündet sich die Kritik der beiden türkischen Verbände.

## **Islamverband: Vom Innenminister diktiert**

Der Generalsekretär der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs in Deutschland, Bekir Altas, war als stellvertretender Vorsitzender des französischen Verbandes in die Verhandlungen involviert und spricht von einem religionsfeindlichen Klima. Er habe den Eindruck, dass weite Teile der Charta direkt vom Innenminister diktiert worden seien. „Die Aufzählung an vermeintlichen Merkmalen des politischen Islams beinhaltet gewöhnliche Alltagspraktiken von Muslimen in ihrem täglichen Leben“, sagte Altas im Gespräch mit der F.A.Z.

Als Beispiele nannte er das in der Charta nicht aufgeführte Tragen des Kopftuches und den Bau von Moscheen. Im Text wird das Ziel erwähnt, dass sich Moscheen künftig überwiegend aus französischen Geldquellen finanzieren sollten. Altas sagte, dass er den Text der Charta „im Kontext der aktuellen Debatte über das geplante Gesetz zum Kampf gegen islamistischen Separatismus“ lese. „Ich befürchte, dass Muslime unter Generalverdacht geraten, wenn sie ihre politischen Ansichten äußern“, sagte er.

## **Keine Vollverschleierung, keine Pfadfinder-Uniformen**

Tatsächlich hat die Abgeordnete der Regierungspartei La République en marche, Aurore Bergé, einen Änderungsantrag eingebracht, der Minderjährigen im öffentlichen Raum die Zurschaustellung religiöser Merkmale verbieten soll. „Wir können nicht zulassen, dass vier oder fünf Jahre alte Mädchen vollverschleiert auf die Straße müssen“, sagte sie. Der Antrag wurde abgelehnt, denn er hätte zur Folge, dass etwa die in Frankreich beliebten Pfadfinder nicht mehr ihre Uniform hätten tragen dürfen.

Noch deutet nichts darauf hin, dass es dem Präsidenten gelingen könnte, mit der Charta die angespannten Beziehungen zur muslimischen Minderheit dauerhaft zu befrieden. Der Präsident will für seine Vorstellung werben, dass der Islam zu Frankreich gehört. Im rechten Parteienspektrum wird nach jedem islamistischen Terroranschlag über diese Frage gestritten. Die Vorsitzende des Rassemblement National (RN), Marine Le Pen, hat gefordert, das muslimische Kopftuch im öffentlichen Raum grundsätzlich zu verbieten.

Sie will die europäische Menschenrechtskonvention suspendieren, um schneller „Ausländer ausweisen und Moscheen schließen“ zu können. Die Präsidentschaftskandidatin hat wiederholt gefordert, der „islamischen Ideologie“ müsse der Krieg erklärt werden. Die Charta begrüßte sie als „ersten Schritt“ in die richtige Richtung.

Der Vorsitzende der rechtsbürgerlichen Partei Les Républicains (LR), Christian Jacob, spricht von einer „direkten Verbindung zwischen unkontrollierter Einwanderung und radikalem Islam“. Er plädierte für eine Ausweitung des derzeit an den öffentlichen Schulen geltenden Kopftuchverbots auf die Universitäten. Die Charta bewertet Jacob als politisches „Manöver“ des Präsidenten.

[https://www.lemonde.fr/economie/article/2021/01/28/derriere-l-institut-pasteur-et-sanofi-c-est-tout-l-appareil-de-la-recherche-francaise-qui-a-decroche\\_6067924\\_3234.html](https://www.lemonde.fr/economie/article/2021/01/28/derriere-l-institut-pasteur-et-sanofi-c-est-tout-l-appareil-de-la-recherche-francaise-qui-a-decroche_6067924_3234.html)

## « Derrière l’Institut Pasteur et Sanofi, c’est tout l’appareil de la recherche française qui a décroché »

CHRONIQUE



**Philippe Escande**

Les échecs récents à développer à temps un vaccin ont mis en lumière la faiblesse française en matière de recherche pharmaceutique. Mais ils ne constituent que la face émergée d’un iceberg en perdition.

Publié aujourd’hui à 11h19, mis à jour à 11h48 Temps de Lecture 2 min.

- Favoris
- Ajouter aux favoris
- Partage
- Partager sur Facebook
- Envoyer par e-mail
- Partager sur Messenger
- Plus d’options

Article réservé aux abonnés



Le siège de Sanofi en Allemagne, près de Francfort. Yann Schreiber

**Pertes et profits.** L'année 2020 restera décidément comme celle du rendez-vous avec des vérités qui dérangent. Parmi celles-ci, une nous saute aux yeux en ce mois de janvier : la France tourne le dos à son avenir. Les échecs récents de l'Institut Pasteur et de Sanofi, les deux fers de lance de la filière pharmaceutique française, à développer à temps un vaccin ont mis en lumière la faiblesse française en matière de recherche pharmaceutique. Mais ce serait une erreur de pointer seulement ces deux acteurs, qui ne constituent que la face émergée d'un iceberg en perdition. Comme le souligne la récente note du Conseil d'analyse économique (CAE) publiée mardi 26 janvier, c'est tout l'appareil de recherche française qui a décroché.

**Article réservé à nos abonnés Lire aussi [« Ils ont cassé les labos » : chez Sanofi, l'écœurement des chercheurs](#)**

La crise sanitaire souligne cette carence car la recherche pharmaceutique est aujourd'hui l'activité économique et industrielle la plus liée à la recherche fondamentale. Aucun autre secteur n'a autant besoin d'un lien fort et direct entre les entreprises et les laboratoires des universités. Pour preuve, les deux seuls vaccins contre le Covid-19 disponibles en Europe sont issus de deux entreprises fondées par des universitaires, BioNTech en Allemagne, créée par trois chercheurs de l'université de Mayence, et Moderna, fondée par un biologiste d'Harvard. Avec la grande bascule de la pharmacie de la recherche chimique vers la biotechnologie, l'essentiel des nouveaux médicaments est issu en tout ou partie des travaux académiques, d'où le succès mondial de la région de Boston, aux Etats-Unis, siège d'Harvard et du MIT.

## Cause nationale

Plus grave, les crédits publics consacrés en France à la santé sont deux fois inférieurs à ceux de l'Allemagne et ils ont diminué de 28 % entre 2011 et 2018, quand ils augmentaient respectivement de 11 % outre-Rhin et de 16 % au Royaume-Uni. Aucune université française ne figure dans le classement de Shanghai des 50 premiers établissements mondiaux. La part française dans les publications internationales se réduit. Et, enfin, ce qui n'est pas sans lien, le salaire moyen en début de carrière d'un chercheur français s'établit à 63 % en dessous de la moyenne des pays de l'OCDE.

Conséquence logique, en aval de cette chaîne, les résultats ne sont pas meilleurs : la part des sociétés de biotechnologie françaises est en diminution et le ticket moyen de financement de ces sociétés par des investisseurs de capital-risque s'élève à 9 millions d'euros en France, contre 12 au Royaume-Uni et 16 en Allemagne. Enfin, la note du CAE souligne le « *lent déclin français* » en matière de brevets entre le milieu des années 1990 et celui des années 2000. Le fossé se réduit depuis peu mais reste conséquent par rapport aux leaders européens.

Ce constat désastreux est plus globalement celui de la France, qui n'a pas tenu sa promesse européenne, réitérée plusieurs fois, de consacrer 3 % de son PIB à la R&D – le niveau de l'Allemagne. Elle est aujourd'hui à 2,2 %. La nouvelle loi de programmation de la recherche promet plus de budget et des augmentations de salaire. Le plan de relance prévoit un coup de pouce, mais bien loin des 60 milliards d'euros lancés par son voisin sur ces sujets. En faire une cause nationale serait bienvenu.

[https://www.lemonde.fr/planete/article/2021/01/27/vittoria-colizza-avec-le-variant-britannique-le-nombre-de-cas-peut-augmenter-tres-vite-malgre-les-mesures-de-distanciation-sociale\\_6067715\\_3244.html](https://www.lemonde.fr/planete/article/2021/01/27/vittoria-colizza-avec-le-variant-britannique-le-nombre-de-cas-peut-augmenter-tres-vite-malgre-les-mesures-de-distanciation-sociale_6067715_3244.html)

## « Si on fait le choix de garder les écoles ouvertes, il faut être prêt à fermer beaucoup d'autres choses »

Selon Vittoria Colizza, chercheuse spécialisée dans la modélisation des épidémies, les mesures actuellement en vigueur seront insuffisantes pour contrer les variants plus contagieux du Covid-19.

Propos recueillis par [David Larousserie](#) et [Chloé Hecketsweiler](#)

Publié 27/1 à 03h22, mis à jour hier à 19h41

La chercheuse Vittoria Colizza dirige, à l'Institut national de la santé et de la recherche médicale (Inserm), un laboratoire spécialisé dans la modélisation des épidémies. Si la fermeture des écoles n'apparaît pas inéluctable, un nouveau confinement lui semble la seule mesure à même de permettre de reprendre le contrôle de l'épidémie dès lors que le variant britannique – baptisé « VoC 202012/01 » – aura pris le dessus sur les variants historiques. L'appliquer uniquement aux plus de 65 ans n'empêcherait pas les hôpitaux d'être débordés si le virus circulait librement dans le reste de la population.

Quelle est la situation épidémique en France ?

L'incidence est encore très élevée, sans doute en lien avec la réouverture des commerces fin novembre 2020 et la reprise des activités. La mobilité des personnes a augmenté. Nous sommes dans une situation où le R effectif [*le nombre moyen de personnes contaminées par une autre*], ou taux de reproduction, est supérieur à 1. Il est de 1,2, ce qui montre une augmentation lente mais constante et progressive à laquelle on doit opposer des mesures.

Modéliser devient très complexe car plusieurs mesures de lutte contre l'épidémie se superposent à des niveaux différents. Le premier confinement n'est pas comme le deuxième où, à côté de l'ouverture des écoles, il y avait aussi davantage de mobilité. Il est vraiment difficile de distinguer les effets de chaque intervention, surtout quand il s'agit d'une mesure nuancée comme le couvre-feu.

Le président du conseil scientifique, Jean-François Delfraissy, a indiqué que le variant britannique était déjà présent à « des niveaux de 7 %, 8 % ou 9 % dans certaines régions françaises ». Cela modifie-t-il les perspectives pour les prochaines semaines ?

Pour modéliser la diffusion de ce variant, nous avons pris pour point de départ une prévalence de 1,4 % au début de l'année selon les premières estimations de l'enquête « flash » réalisée les 7 et 8 janvier. Les dernières estimations laissent penser qu'elle était plutôt de 2 % ou plus, ce qui signifie qu'il a un peu plus d'avance que prévu.

En décembre 2020, les premières estimations de la London School of Hygiene and Tropical Medicine et de l'Imperial College indiquaient que ce variant était jusqu'à 70 % plus transmissible que les variants historiques. Or, au vu de ce qu'on observe en Grande-Bretagne et en Irlande, où la courbe s'est vite inversée après la mise en place d'un confinement strict, on peut écarter ce scénario « pessimiste ». C'est une bonne nouvelle !

En attendant d'autres données, nous prenons comme hypothèse que le variant britannique est 50 % plus contagieux que les variants historiques, ce qui correspond à la valeur médiane estimée par les deux études. Le variant sud-africain, qui pourrait déjà représenter 1 % des cas en France, va aussi avoir un impact sur

l'épidémie. On ne sait toutefois pas dans quelles proportions il sera plus contagieux, pas plus qu'on ne connaît encore sa capacité à infecter des personnes déjà immunisées.

Vittoria Colizza, directrice de recherches à l'Inserm, à Paris, 29 avril 2020. FREDERIC STUCIN / PASCO

## A quel moment faut-il s'inquiéter ?

Bien avant de voir quoi que ce soit, car nous n'avons pas beaucoup de marge de manœuvre : le nombre de cas est déjà élevé, et les hôpitaux bien remplis.

Ce qui s'est passé en Angleterre et en Irlande montre que le nombre de cas peut augmenter très vite, malgré les mesures de distanciation sociale. On a observé le même phénomène au Portugal et en Espagne, où l'épidémie a flambé de façon assez soudaine. Ce point de bascule est cependant difficile à anticiper car, dans les premiers temps, le variant circule à bas bruit. Sa propagation ne se voit pas dans le nombre de cas – à moins de séquencer le virus – ou dans les données d'hospitalisation.

On peut faire le parallèle avec ce qui s'est passé au moment de la première vague avec une phase de propagation silencieuse suivie d'une augmentation rapide. Toute la question aujourd'hui est de savoir où on se situe sur la courbe. Dans notre modèle, le variant britannique devient dominant à partir du mois de mars, mais il y a encore beaucoup d'incertitudes.

## D'où l'importance des enquêtes conduites en ce moment pour évaluer la circulation du VoC 202012/01 en France...

Cela va nous aider à mieux calibrer nos modèles, en plaçant à intervalles réguliers des points sur la courbe. Nous n'avons pas encore tous les résultats de la première enquête flash et la deuxième a commencé cette semaine. Disposer de données en France est très important car les estimations faites dans d'autres contextes épidémiques peuvent être influencées par les mesures locales et le comportement des gens.

## L'accélération de l'épidémie est-elle inévitable ?

Les mesures de distanciation sociale vont nous permettre de gagner du temps, afin de vacciner le plus de personnes possible. C'est exactement ce qu'ont fait les Anglais avec un confinement strict, écoles fermées.

Le confinement, c'est ce qui permet de ramener le R en dessous de 1. La vaccination finira par avoir un impact, mais d'ici à mars, le nombre de personnes vaccinées sera insuffisant pour infléchir la courbe. On s'attend à ce que cela commence à avoir un impact sur la dynamique épidémique à partir du mois d'avril.

## La fermeture des écoles est-elle inévitable ?

A la sortie du premier confinement, nous avons modélisé différents scénarios de réouverture des écoles. Lorsque l'incidence diminue, la réouverture des écoles ne pose pas de problème. En revanche, à partir du moment où l'incidence est constante ou augmente, cette ouverture, notamment les collèges et lycées, a un effet significatif sur la circulation du virus, et sur le nombre d'hospitalisations.

Pendant des mois, il y a eu un débat autour de la question : « Oui ou non y a-t-il de la contagion dans les écoles ? » Bien évidemment qu'il y a de la contagion ! Mais le risque dépend de toutes les mesures prises par ailleurs.

Si on fait le choix de les garder ouvertes, il faut être prêt à fermer beaucoup d'autres choses. Avec le variant, cela va devenir un point clé.

Le vaccibus sillonne les communes rurales de la Marne pour vacciner les habitants les plus reculés, le 22 janvier à Vrigny. AGNES DHERBEYS / MYOP POUR « LE MONDE »

Une autre mesure pourrait être de confiner les personnes les plus âgées. Qu'en pensez-vous ?

Je ne suis pas certaine que cela ait des effets suffisants. En étudiant de quelle façon les mesures barrières étaient adoptées, nous avons constaté que les plus de 65 ans se protègent déjà 30 % de plus que les autres. C'est une différence énorme.

Par ailleurs, cela supposerait que les plus âgés n'aient aucun contact avec les plus jeunes, ce qui est impossible. Ils ont des contacts avec leur famille, avec le personnel soignant ou les personnes qui les aident à la maison. Ils ne peuvent éviter toutes les situations à risque, et le virus finira toujours par circuler d'une classe d'âge à une autre.

Enfin, il y a aussi une fraction importante de personnes hospitalisées de moins de 65 ans : confiner les plus de 65 ans n'empêcherait pas les hôpitaux d'être débordés si le virus circulait librement dans le reste de la population.

Où en est-on de l'évaluation de l'efficacité du couvre-feu ?

Il n'y a pas encore de réponses claires, notamment sur l'impact d'un passage de 20 heures à 18 heures. Lors des premières mesures de couvre-feu, au moment des vacances de la Toussaint, nous avons pu observer un motif récurrent : une diminution de la mobilité nocturne, puis, la semaine suivante, un ralentissement de la croissance de l'épidémie.

C'est moins clair aujourd'hui. On s'attend à ce qu'il y ait un effet mais il est difficile de le quantifier. On peut sans doute dire que cela ne sera pas suffisant pour les nouveaux variants plus contagieux sur le long terme.

L'analyse des données de mobilité diurne ou nocturne – que nous communique Orange de façon anonymisée – peut nous aider à repérer un certain relâchement ou une adaptation des comportements face aux mesures.

Au deuxième confinement, la mobilité n'a jamais été autant réduite que lors du premier confinement, et elle est repartie plus vite à la hausse. Cela traduit une moindre adhésion aux mesures. Il y a une certaine fatigue. C'est un paramètre à prendre en compte dans les futures décisions.

Une stratégie d'élimination du virus, dite « No Covid » – comme ont réussi à le faire l'Australie, la Nouvelle-Zélande ou des pays asiatiques – fait débat en Allemagne. Est-elle envisageable en France ?

Les pays occidentaux n'ont jamais eu cet objectif d'éradication. Le succès de certains pays m'a l'air très lié à certaines de leurs caractéristiques et paraît difficile à reproduire chez nous. En Europe, le contrôle des frontières est par exemple bien plus difficile à mettre en place qu'en Nouvelle-Zélande ou en Australie, qui sont des îles. Leurs politiques de traçage et d'isolement sont aussi bien plus strictes.

Cela aurait éventuellement été possible après la première vague, lorsque le nombre de cas était très faible. Mais comme ce n'était pas l'objectif, nous n'avons pas suivi cette voie, qui aurait demandé une forte coordination européenne. Aujourd'hui, c'est impossible à mettre en œuvre. D'autant plus que de nouveaux variants arrivent et compliquent la situation.

Quels scénarios testez-vous pour la suite ?

Nous regardons l'effet qu'aurait un confinement comme celui du printemps ou celui de l'automne. Il faut comprendre que les mesures prises jusqu'à aujourd'hui, même si elles sont bien respectées, vont être moins efficaces face à un virus plus contagieux.



Peut-on penser qu'à l'été, avec une grande part de la population vaccinée ou immunisée, l'épidémie s'arrêtera ?

Le nouveau variant, plus contagieux, augmente mécaniquement le seuil dit « d'immunité collective » qui fait régresser l'épidémie sans mesure de contrôle, et qui était estimé à 66 %-70 % environ pour les variants historiques. Même avec 40 % de vaccinés, nous serons donc loin de ce seuil. La vaccination compensera en quelque sorte l'assouplissement des mesures restrictives. On pourra rouvrir certains lieux, mais sans abandonner le masque.

## Le Figaro (site web)

jeudi 28 janvier 2021 - 17:03 UTC +01:00 841 mots

# L'IVG est désormais pratiquement interdite en Pologne

Bienvenu, Hélène

## Des milliers de personnes ont manifesté mercredi après l'entrée en vigueur de l'arrêt restreignant l'avortement à des exceptions.

Varsovie

En Pologne, trois mois après avoir été prononcé, le jugement du Tribunal constitutionnel interdisant l'avortement en cas de déformation grave du fœtus est finalement entré en vigueur mercredi peu avant minuit. La décision de l'instance judiciaire, en date du 22 octobre, arguant du droit à la vie pour restreindre l'avortement aux seuls cas de viol et de mise en danger de la santé de la mère, n'avait toujours pas été publiée dans le *Journal officiel* polonais. C'est désormais chose faite: tout docteur ayant recours à une IVG à la suite d'une malformation grave ou létale du fœtus encourt jusqu'à trois ans de prison.

Comme plusieurs milliers de Varsoviennes et Varsoviens, Beata, 37 ans, a affronté des températures frisant le zéro pour manifester sa colère face au Tribunal constitutionnel, mercredi soir. *«C'est une étape de plus franchie par ce gouvernement dans l'appropriation de nos droits. Cette fois-ci, il nous ravit notre droit au choix, à nous les femmes.»* Déterminée, cette manifestante, qui a pris part à presque toutes les mobilisations contre le gouvernement ultraconservateur au pouvoir depuis 2015, ne lâche rien, prête à *«rester dans la rue aussi longtemps qu'il le faudra pour que ce gouvernement tombe»*.

Beata ne croit pas pour autant qu'une libéralisation du droit à l'avortement puisse advenir avant quelques années, le temps, a minima, qu'une nouvelle génération se rende aux urnes en 2023. Rachela, 42 ans, n'a pas l'intention non plus d'abandonner la bataille: *«Ça fait plaisir de voir que les jeunes sont mobilisés. On a dit par le passé qu'ils ne s'intéressaient pas à la politique: ce n'est pas le cas!»* La manifestante avoue avoir les yeux rivés sur l'Argentine, qui a autorisé l'avortement fin décembre. *«Pour nous, c'est une preuve que la mobilisation dans la rue a du sens. Je pense que c'est une question de temps ici en Pologne.»*

Pologne: manifestation à Varsovie contre la quasi-interdiction de l'avortement - Regarder sur Figaro Live

Du temps, il n'en a pas fallu beaucoup à la foule mercredi pour se rassembler, alors que la publication du jugement était imminente. Dans la nuit noire, les mêmes slogans prochoix qui avaient fait le succès des rassemblements de l'automne - les plus importantes depuis la chute du communisme - résonnaient à nouveau. En se dirigeant d'un bon train vers le siège du parti majoritaire au pouvoir, le PiS, la foule scandait tour à tour *«Allez vous faire voir!»*, *«Je pense, je sens, je décide»* ou encore *«liberté, égalité, avortement sans restriction»*. Des voitures passaient régulièrement lâchant à plein volume une version remastérisée du tube *Call on Me* d'Eric Prydz, façon *«nique le PiS»*.

*«Ça nous tombe dessus à l'improviste, comme en octobre»,* déplore Ala, étudiante en relations internationales. *J'espérais qu'ils finiraient par ne jamais publier ce jugement mais on savait que ça serait à l'ordre du jour.»* Et il a fallu que cela tombe, comme par hasard, au moment où les étudiants sont en partiels. *«Beaucoup de mes camarades n'ont pas pu venir, trop occupés à réviser»*, précise la jeune femme.

«Autoritarisme»

*«Cette pause entre le verdict et sa publication, c'est justement typique de la manière de procéder du PiS: ils y vont petit à petit et les gens finissent par se lasser»*, continue celle qui a connu sa première manifestation à l'âge de 15 ans, pour contrer, en 2016 un projet de loi visant à restreindre davantage encore l'avortement. *«Au début, on n'y croyait pas, et puis on s'y est fait»* argumente Ala, qui regrette que le Tribunal constitutionnel ait été politisé par l'équipe au pouvoir, et que les médias publics soient devenus propagateurs de calomnies.

*«Il y a une certaine tendance à l'autoritarisme en Pologne», s'inquiète l'étudiante, qui précise que la prochaine victime en lice sera sans doute le défenseur des droits, Adam Bodnar. Celui-ci, appelé à être remplacé par un allié du PiS, n'a pas mâché ses mots sur Twitter. «La justification du jugement du Tribunal constitutionnel est un drame croissant pour les femmes. L'État veut limiter leurs droits, met leur vie en danger, les condamne à la torture. La société civile s'oppose à une telle offensive.»*

Mais du côté du Tribunal constitutionnel, on pourfend l'eugénisme: *«l'affirmation selon laquelle un individu qui présente certaines caractéristiques vaut moins qu'un autre est tout simplement inacceptable. Cela vaut également pour la phase prénatale de la vie humaine»* , a justifié le juge constitutionnel Justyn Piskorski, rapporteur du jugement controversé.

# Die EZB zerstört die Inflationsbremse

**Bert Rürup hat im Handelsblatt unter Verweis auf die Modern Monetary Theory meine Warnung vor Inflation kritisiert. Seine Gegenthese verkennt das Problem.**

**Hans-Werner Sinn**

*Handelsblatt*, 30. Dezember 2020.

Kann man wirklich gefahrlos aus der Druckerpresse leben, wie es die Vertreter der Modern Monetary Theory (MMT) meinen. Kann man es dann den Staaten überlassen, das viele Geld durch Steuererhöhungen wieder einzusammeln, sollte es eine Inflation geben?

Der Chefökonom des Handelsblatts, Bert Rürup, scheint dies zu glauben. Die traditionelle Ökonomie, die einen solchen Optimismus für unbegründet hält, bezichtigt er der „Eselei“. Sie werde von der Realität der Notenbanken überholt.

Führende Ökonomen der Welt wie Kenneth Rogoff oder Lawrence Summers sehen das freilich ganz anders. Sie nennen die MMT „modernen monetären Unsinn“ oder „Voodoo-Ökonomik unserer Zeit“. Tatsächlich steht das von der MMT beschriebene Verhalten nicht nur im offenen Widerspruch zum Vertrag von Maastricht, sondern auch zu der Beobachtung, dass die Staaten der Euro-Zone stets mehr Schulden gemacht haben, als sie durften.

Dass sie das aus den Druckerpressen des Euro-Systems entlehene Geld jemals wieder zurückgeben würden, um mit steigenden Zinsen eine Inflation zu bekämpfen, die ja den Realwert ihrer Schulden auf angenehme Weise dezimieren würde, ist eine Illusion, die sich mit empirischen Erfahrungen nicht deckt. Die Position der traditionellen Ökonomie seit Keynes ist ganz anders, als Rürup sie karikiert.

Nach dieser Position erzeugt der von der EZB erzeugte Geldüberhang während der Krise keine Inflation, weil er in der „Liquiditätsfalle“ landet, also gehortet und nicht der Nachfrage zugeführt wird. Wenn also die EZB in der Krise durch Gelddruck eine Inflation erzeugen will, tut sie etwas, was sie nicht kann und nicht darf – und was nach einem Memorandum der Ex-Zentralbank-Gouverneure um Otmar Issing lediglich dazu dient, überschuldete Staaten vor steigenden Zinsen zu schützen.

Die EZB handelt fahrlässig

Die Horte sind in der Krise gewaltig gewachsen. Das zeigt ein Vergleich verschiedener Geldaggregate, einmal mit dem Geld der Banken, das bei den Notenbanken liegt (M0), und einmal mit dem Kreditgeld, das die Banken für ihre Kunden selbst unter Verwendung ihrer Horte geschaffen haben (M1).

Die Relation dieser Größen hat sich gegenüber der Vorkrisenzeit verdoppelt, weil die Banken das neue Zentralbankgeld nicht in Kredite umgemünzt haben. Das alles erkennt man nicht an Diagrammen wie jenem neben Rürups Text im Handelsblatt, die sich auf ein Geldaggregat beziehen, das die Horte der Banken gar nicht umfasst.

Das Problem des vielen Geldes ist nicht, wie es mir Rürup andichtet, dass es ursächlich Inflation erzeugt, sondern ein anderes: Wenn es, aus welchen Gründen auch immer, zu einer Inflation kommt – vielleicht weil sich nach der Überwindung der Pandemie neuer Optimismus verbreitet –, kann die EZB sie durch eine Rückführung der Geldmenge nicht mehr zügeln.

Denn sie müsste dafür Staatspapiere im Wert von 3,5 Billionen Euro wieder verkaufen, was Staaten und Banken in Schwierigkeiten brächte. Die EZB handelt fahrlässig, weil sie die Inflationsbremse des Euro-Systems mit ihrer ultra-expansiven Geldpolitik beschädigt, wenn nicht zerstört.

<https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/bidens-aussenpolitik-deutschland-ist-ohne-kompass-17167986.html?premium>

NATO, RUSSLAND, CHINA:

# Deutschland ist auf Biden nicht vorbereitet

- EIN KOMMENTAR VON NIKOLAS BUSSE
- -AKTUALISIERT AM 28.01.2021-22:11



Der neue amerikanische Präsident wird einiges von Donald Trumps Außenpolitik übernehmen. Er will nicht, dass die Europäer Putin stärken, und er hat sich von China-Illusionen verabschiedet.

Einen Vorteil hatte Donald Trumps Megafon-Stil. Über die Vorhaben des Präsidenten waren In- und Ausland stets gut unterrichtet. Meist reichte ein morgendlicher Blick auf Twitter. Jetzt, da im Weißen Haus nicht mehr so viel gebrüllt wird, muss man wieder genauer hinhören, wenn man wissen will, wie der Hase in Washington läuft.

Vielleicht hängt es damit zusammen, dass die Senatsanhörung von Antony Blinken, dem neuen Außenminister, hierzulande so wenig Beachtung gefunden hat. Die hatte es aber in sich. An zentralen Stellen skizzierte Blinken einen Kurs, der mit der deutschen Politik kollidieren wird.

Das fing mit den Verteidigungsausgaben an, dem alten Leib-und-Magen-Thema Trumps. Auf die Frage, ob der vorige Präsident da richtiggelegen habe, antwortete Blinken ohne Umschweife, ja, es sei eine gute Sache, die Verbündeten zu höheren Verteidigungsausgaben anzuhalten.

Überraschend ist das nicht, denn das Zwei-Prozent-Ziel der Nato, das die Bundesregierung seit Jahren nicht erfüllt, wurde zuletzt auf einem Gipfeltreffen im Jahr 2014 festgeschrieben. Da regierten noch die Demokraten, Biden war Vizepräsident. Deutsche Politiker haben in den vergangenen Jahren gerne so getan, als gehe es in dieser Frage um eine Marotte Trumps. In Wahrheit herrscht darüber schon lange parteiübergreifend Konsens in Washington.

## **Nord Stream 2 eine „schlechte Idee“**

Das trifft auch auf den anderen großen bilateralen Streit zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu. Blinken nannte Nord Stream 2 in der Anhörung eine „schlechte Idee“ und kündigte an, dass die Biden-Regierung alles tun werde, um die Fertigstellung der Gasleitung zu verhindern. Sanktionen hat ja schon der Kongress beschlossen, und Blinken zeigte sich bereit, von ihnen Gebrauch zu machen.

Hier hört man in Deutschland immer wieder die Interpretation, es gehe den Amerikanern doch nur darum, ihr Fracking-Gas zu verkaufen. Das mag eine Rolle spielen, aber im Kern leidet die deutsche Position unter einem ernsthaften Glaubwürdigkeitsproblem: Deutschland will im Ernstfall von Amerika verteidigt werden, stärkt den potentiellen Gegner aber zugleich durch gemeinsame Geschäfte. Für Gas gibt es einen Weltmarkt. Wieso wollen wir gerade bei jemandem mehr davon kaufen, der sich als geopolitischer und

weltanschaulicher Gegenspieler des Westens versteht und keine Gelegenheit auslässt, uns Steine in den Weg zu legen?

Von noch größerer Tragweite könnte der Dissens über China werden. Blinken machte vor dem Senat deutlich, dass er Trumps Methoden oft ablehnte, dessen härteres Vorgehen gegen die Volksrepublik aber prinzipiell für richtig hielt.

In Deutschland sollte man dazu vor allem eine Passage der Anhörung studieren. Blinken wurde gefragt, was er von der These halte, dass China den Vereinigten Staaten ähnlicher werde, je reicher und wohlhabender es werde. Das war lange überparteilicher Konsens in Washington, wird aber zunehmend in Frage gestellt. Blinken erwiderte, man habe in der Praxis gesehen, dass das nicht der Fall sei. Damit gibt er einen Ansatz auf, der in Deutschland bis heute als hohe Kunst der Außenpolitik gilt: Dass man Länder, mit denen man Probleme hat, „einbinden“ müsse, damit sie am Ende so werden wie wir.



Der neue Außenminister Antony Blinken :Bild: AP

Nüchtern betrachtet, steckt in Trumps Außenpolitik nicht ganz so viel Trump, wie die aufgeregte öffentliche Debatte oft vermuten ließ, sondern ziemlich viel Amerika. Die letzte westliche Großmacht stellt sich auf die neue Weltordnung ein, und das bedeutet vor allem eine weiter wachsende Rivalität mit China.

Im Grunde sind die strategischen Folgen des chinesischen Aufstiegs ein Thema, das amerikanische Regierungen seit dem Ende des Kalten Krieges beschäftigt. Nur in Deutschland hat man sich wenig dafür interessiert. Deutsche Außenpolitik ist immer noch zu weiten Teilen Außenwirtschaftspolitik, gelegentlich ergänzt durch Menschenrechtsfragen und neuerdings den Klimaschutz.

Das ist nicht genug, um auf Dauer in der neuen multipolaren Welt zu bestehen. Unter maßgeblichem Einfluss Deutschlands hat die EU noch Ende vergangenen Jahres ein Investitionsabkommen mit China geschlossen, obwohl Bidens designierter Sicherheitsberater um Absprache bat. Was soll das werden? Eine Allianz mit China? Gegen Amerika? Eine eigenständige europäische Machtposition?

Wahrscheinlich kommen solche Fragen vielen in Berlin gar nicht in den Sinn, weil unser Land schon lange keinen strategischen Kompass mehr hat. Wir mögen nicht, wie sich die Welt verändert hat, und blenden deshalb gerne aus, dass sie wieder stark von Machtpolitik bestimmt wird.

Die klassische Lehre würde einer Mittelmacht wie Deutschland empfehlen, erst einmal dafür zu sorgen, dass sie nicht so abhängig von anderen ist, vor allem nicht in der Verteidigung. Und seine Verbündeten sollte man weise wählen. Nicht jeder Markt taugt zum Partner; wer einen Freund sucht, findet auch immer einen Gegner.

EXKLUSIVE FREIHEITEN?:

# Zum Begriff des linksliberalen Milieus

- VON WOLFGANG KRISCHKE
- -AKTUALISIERT AM 28.01.2021-18:15



Warum spricht eigentlich niemand von einem rechtsliberalen oder einem links-illiberalen Milieu? Begriffsgeschichte einer sonderbar asymmetrischen Wortbildung.

In den Kontroversen um Identitätspolitik und Meinungsfreiheit gerät immer wieder das „linksliberale Milieu“ in den Fokus. Je nach politischem Standort gilt es als die Trägerschicht einer selbstgerechten Annulierungskultur oder aber als Bastion des Fortschritts gegen den Rechtspopulismus. Im öffentlichen Sprachgebrauch tauchte das „linksliberale Milieu“ zuerst Mitte der achtziger Jahre auf, meistens noch mit Zuschreibungen wie „grün“ oder „alternativ“ gekoppelt. Nach der Jahrtausendwende wuchsen „linksliberal“ und „Milieu“ zu einem festen Gefüge zusammen, dessen Häufigkeitskurve seit einigen Jahren steil ansteigt.

Wer genau zu diesem Milieu gehört, bleibt allerdings vage. Einer Minimaldefinition nach sind idealtypische Mitglieder des „linksliberalen Milieus“ akademisch gebildete Bewohner urbaner Quartiere, die sich im weitesten Sinn für Weltoffenheit aussprechen. Auffällig am „linksliberalen Milieu“ ist eine begriffliche Asymmetrie: Von einem „rechtsliberalen Milieu“ ist nirgends die Rede. Das liegt weniger am Mangel an liberaler Gesinnung in diesem Teil des politischen Spektrums als an semantischen Verschiebungen: „Rechts“ wird mittlerweile gleichbedeutend mit „rechtsextrem“ verwendet und ist deshalb für „liberal“ nicht mehr anschlussfähig.

Dafür taugt höchstens noch „konservativ“, doch auch ein „konservativ-liberales Milieu“ tritt sprachlich kaum in Erscheinung. Allerdings zeigt auch das „linksliberale Milieu“ begriffliche Bruchstellen. Von ihm ist nämlich häufig gerade dann die Rede, wenn seine Illiberalität kritisiert wird, also die Tendenz, alles, was nicht ins eigene Weltbild passt, als wahlweise islam-, frauen-, diversitäts- oder schlechthin menschenfeindlich abzukanzeln. Erstaunlicherweise ist es aber auch den schärfsten Gegnern des „linksliberalen Milieus“ bisher nicht eingefallen, ihm das Attribut der Freiheitlichkeit abzusprechen und es zum „links-illiberalen Milieu“ zu erklären.

Die Paradoxie wird nicht mehr wahrgenommen, weil auch „liberal“ mittlerweile einen klammheimlichen Bedeutungswandel durchlaufen hat. In Verbindung mit „links“ bezeichnet es keine freiheitliche Gesinnung mehr, sondern nur noch eine distanzierte Haltung zum Antikapitalismus der klassischen Linken, gekoppelt mit einem Habitus, der Offenheit suggeriert, aber Meinungsfreiheit oft genug im Sinne Mark Twains versteht: „Wir schätzen die Menschen, die frisch und offen ihre Meinung sagen – vorausgesetzt, sie meinen dasselbe wie wir.“

**Le Figaro (site web)**

vendredi 29 janvier 2021 - 06:01 UTC +01:00 1056 mots

# Gérald Darmanin: «La contagion islamiste gangrène les quartiers»

Meeus, Carl

**EXTRAITS - À la veille du débat parlementaire où il défendra son projet de loi contre les séparatismes, le ministre de l'Intérieur publie «Le Séparatisme islamiste. Un manifeste pour la laïcité» (Éditions de l'Observatoire).**

Les erreurs de la politique dite «de la ville», l'urbanisme et la politique de «peuplement», c'est-à-dire de l'affectation de logements sociaux, et le flux d'immigration arrivant toujours dans les mêmes villes et les mêmes quartiers, ont fait que l'État a organisé, sans le vouloir, un humus favorable au développement des thèses islamistes. Jouant sur l'absence de politique d'intégration forte et la faiblesse de l'école républicaine confrontée aux multiples difficultés sociales des enfants et de leurs parents, intervenant socialement par le biais d'associations souvent financées naïvement ou de manière clientéliste, se parant des vertus de la solidarité et de l'humanité, les islamistes ont pris le pouvoir et imposent dans les territoires conquis de l'islamisme leurs normes. On peut désormais vivre quasiment 100 % halal dans certains endroits de notre pays et, de la naissance à la mort, lire, se vêtir, consommer, être éduqué, se marier, être soigné selon les normes imposées par les islamistes. [...]

Pas simplement communautaire, l'islamisme se fait militant et radical là où il se sent chez lui, sans la République et ses valeurs pour limiter son influence. Ainsi, quelques années après avoir souligné dans un précédent ouvrage, consacré à la Seine-Saint-Denis, «*l'ubiquité des enseignes halal, la prégnance du port du voile, la généralisation du ramadan*» (1), marqueurs de la présence importante d'une population de confession musulmane, Gilles Kepel souligne avec stupeur, dès 2014, dans l'introduction de *Passion française*, que «*la présence du salafisme - favorisée par l'accoutrement spécifique des adeptes - est un symptôme nouveau et fulgurant. Elle exprime une rupture en valeurs avec la société française, une volonté de la subvertir moralement et juridiquement, qu'il serait illusoire de se dissimuler et qui pose des questions essentielles.*» (2) [...]

**La contagion islamiste**

Cet entrisme dans la vie sociale a souvent des répercussions dans la vie institutionnelle locale. Les élections municipales ont montré la porosité de certains élus locaux, quelle que soit leur appartenance politique, aux revendications islamistes et les dernières élections ont particulièrement mis en lumière ce phénomène. Sans jamais, évidemment, afficher la couleur - la *taqiyya* démocratique fonctionnant -, les thèses islamistes ou au moins celles de l'acceptation des «arrangements» ont progressé. [...]

Petit à petit, la contagion islamiste gangrène nos quartiers sous la férule d'élus tantôt résistants tantôt collaborateurs. L'islamisme est un cheval de Troie renfermant la bombe à fragmentation de notre société. Il est là aujourd'hui, en Europe. En France. Face à un ennemi si dangereux et si insidieux, dont on sait qu'il est bien loin de la religion du Prophète, il est normal que les pouvoirs publics prennent des mesures sans précédent. [...] Aujourd'hui, le risque est grand pour le pays de diluer son âme et sa cohésion. Il est grand pour les musulmans de France de se voir happés par une idéologie qui risque de les enfermer dans un particularisme étouffant et mortifère. Le risque est grand aussi de voir le corps social se durcir dans une réaction de rejet et de stigmatisation des musulmans dans leur ensemble. Cette position est déjà celle des groupes extrémistes appartenant à l'ultradroite. La tentation pourrait gagner un public plus large déstabilisé par les effets socio-économiques de la mondialisation, travaillé depuis des années par l'idéologie anti-immigration et déçu par la faiblesse des réponses apportées par les gouvernements successifs. Il faut donc agir sur deux jambes: d'une part, casser l'imposition des références et des normes islamistes dans l'espace public ; d'autre part, réinventer une promesse de République fraternelle. [...]



## Réimposer la laïcité

Réimposer la laïcité, c'est un noble combat républicain. Réaffirmer ce qui fait la nation française dans ses profondeurs, une communauté unique d'individus citoyens obéissant aux mêmes lois, c'est être fidèle au génie français. Combattre sans relâche les ennemis de l'intérieur sans jamais confondre l'idéologie avec la religion, c'est vivre conformément aux valeurs de la République. L'islamisme est un séparatisme. Le plus dangereux d'entre tous car il est organisé, efficace, tenace. Les Français attendent que les gouvernants se saisissent avec vigueur de ce danger.

Sans naïveté, sans faiblesse, sans fausses pudeurs. Mais ils attendent aussi qu'ils le fassent avec la détermination calme propre aux grandes actions. Sans démagogie, sans repli sur soi, sans anathème. Il faut refuser cette facilité qui pousse ceux qui n'ont rien fait hier à demander, avec la foi des convertis, des décisions toujours plus dures. Ces résistants de la dernière heure épousent même désormais l'essentialisme et, parfois, le racialisme, déclarant l'incompatibilité entre une religion et la France. Concluant naturellement à l'expulsion des musulmans français, sans doute vers une hypothétique «Musulmanie», ils nient la nationalité, la citoyenneté, l'histoire de France. Ils sont les idiots utiles des islamistes. À l'opposé, il y a ceux qui ne voient pas le problème. Ils dénoncent des fantasmes, réfutent en bloc l'identité de notre pays. À l'intersection des luttes, ils dénoncent sans cesse une prétendue xénophobie d'État. Ils mêlent leurs voix et leur protestation aux cris et aux actes de ceux qui attaquent la France. Ils sont les complices des islamistes.

Entre ces deux extrêmes, il y a les partisans de la République. Aujourd'hui, cette dernière reprend des couleurs avec la réaffirmation de l'autorité et de la laïcité. Elle doit aussi continuer à renforcer sa politique d'intégration, cette si belle promesse d'avenir, son école et lutter contre toutes les discriminations. Une République sociale qui doit se refonder autour de la réussite et du mérite: voilà le programme républicain déjà entrepris depuis de longs mois, dont nous devons continuer à creuser le sillon malgré les crises.

(1) Gilles Kepel, *Quatre-vingt-treize*, Gallimard, 2012

(2) Gilles Kepel, *Passion française. Les voix des cités*, Gallimard, 2014.

<https://www.lefigaro.fr/vox/politique/eric-zemmour-la-proportionnelle-ce-masque-qui-cache-la-nudite-de-notre-democratie-20210129>

## Le Figaro (site web)

vendredi 29 janvier 2021 - 06:01 UTC +01:00 574 mots

# «La proportionnelle, ce masque qui cache la nudité de notre démocratie»

Zemmour, Eric

## **FIGAROVOX/CHRONIQUE - Le scrutin majoritaire à deux tours interdit la représentation du Rassemblement national, alors que sa candidate a obtenu un quart des voix à la présidentielle.**

C'est le grand retour de la dose. Pas de vaccin mais de proportionnelle. La communication élyséenne se fait hésitante: le Président est pour, le Président est contre. En pleine pandémie et éventuel reconfinement, le sujet a un fumet politicien irritant.

Passons sur ces désagréments. Le mode de scrutin n'est pas négligeable dans un régime parlementaire. Certains politologues à l'ancienne disaient qu'il déterminait à lui seul la vie politique d'un pays. Majoritaire à un tour, c'est l'Angleterre bipartisane. Majoritaire à deux tours, ce sont les alliances droite-gauche de la Ve République. La proportionnelle, c'est l'ingouvernabilité de la IVe République, de l'Italie ou d'Israël. Mais ces règles d'antan peuvent être contestées. La proportionnelle n'empêche pas la stabilité allemande. Le scrutin majoritaire à deux tours interdit la représentation du Rassemblement national, alors que sa candidate a obtenu un quart des voix à la présidentielle.

Plus profondément encore, le scrutin majoritaire a été imposé par Michel Debré (qui rêvait du modèle anglais) pour contenir les abus du régime d'assemblée de la IVe République. Depuis l'instauration de la Ve, de l'élection du président au suffrage universel, du quinquennat et du renversement du calendrier, l'Assemblée nationale est vidée de sa substance, dominée par une majorité présidentielle godillot, avec des députés sortis de nulle part, sans tradition politique ni ancrage local. Le scrutin majoritaire était un correctif utile du désordre ; il est devenu une arme superflue de l'ordre. Tout ce qui excessif est insignifiant. Et même dangereux.

On n'entrera pas dans les subtilités de ce débat. Il va être difficile *«d'instiller une dose de proportionnelle»* (selon la formule de Mitterrand en 1985) un an avant les législatives, car il faudrait un redécoupage des circonscriptions. Restons-en aux principes. La question de la proportionnelle n'est pas scandaleuse, même en restant fidèle à l'esprit de la Ve qui fait du président de la République la clé de voûte des institutions. Ce n'est pas pour rien que de Gaulle avait refusé à Michel Debré de constitutionnaliser le mode de scrutin.

Mais ce n'est plus l'essentiel. Car la Ve n'est plus la Ve. L'exécutif français n'est plus le souverain voulu par de Gaulle. Son adversaire n'est plus le Parlement. Les directives européennes soumettent le gouvernement français à ses normes. Au nom de l'État de droit, les grands juges, Conseil constitutionnel, Conseil d'État, Cour de justice européenne, dominent le législateur. En transformant habilement les principes philosophiques de la Déclaration des droits de l'homme de 1789 en règles juridiques, les prétendus sages imposent leur vision de la société au législateur. En réalité, ils font la loi à la place des représentants du peuple. Le gouvernement des juges s'allie ainsi au gouvernement des technocrates pour se substituer aux élus du peuple qui acceptent sans rechigner leur sujétion. Un régime oligarchique a remplacé notre démocratie.

# L'avenir de la dette Covid, un débat politique autant qu'économique

La dette publique devrait atteindre 121,4 % du PIB en 2021... Pourtant, à droite comme à gauche, des voix s'élèvent pour réclamer plus de dépenses, plus d'investissements, afin de doper une économie mise sous cloche depuis dix mois.

Par [Audrey Tonnelier](#)

Publié 29/1 à 00h00

**Analyse.** C'était il y a un peu plus d'un an, cela paraît un siècle. En décembre 2019, [l'Insee](#) révélait que la dette française avait franchi les 100 % du produit intérieur brut (PIB) au troisième trimestre de l'année. De quoi déclencher une flopée de commentaires véhéments, les uns pour rassurer – « ce n'est que provisoire, le seuil fatidique ne sera pas dépassé sur l'ensemble de l'année » –, les autres pour alerter sur le risque d'écorner un peu plus les promesses de redressement des comptes publics faites par Emmanuel Macron en début de mandat.

Un an et une pandémie mondiale plus tard, ces inquiétudes pourraient presque faire sourire si le sujet n'était aussi sérieux. La crise due au Covid-19 a fait plonger l'économie française dans la récession, l'Etat a fait ruisseler les milliards pour soutenir les entreprises et les salariés, et la trajectoire budgétaire du pays en a été bouleversée. Autrefois tabou infranchissable, le seuil des 100 % de dette publique n'est plus qu'un lointain souvenir : elle devrait atteindre 121,4 % en 2021...

Dans ce « monde d'après », l'exécutif se cherche encore une ligne de conduite. En fin d'année, la perspective de l'arrivée d'un vaccin a amené le ministre de l'économie, Bruno Le Maire, à poser les premiers jalons d'une sortie du « [quoi qu'il en coûte](#) », ce principe décrété en mars 2020 par le chef de l'Etat, comme un rempart à la crise économique et sociale.

En décembre, une commission sur l'avenir des finances publiques, composée de personnalités politiques, de chercheurs et présidée par l'ancien ministre de l'économie Jean Arthuis, a été mandatée pour réfléchir à la manière de gérer la « dette Covid », les quelque 150 milliards d'euros de facture de la crise sanitaire.

Pour l'ex-LR Bruno Le Maire, il en allait du sérieux budgétaire du pays, qui ne peut se permettre de vivre durablement à crédit, mais aussi de la crédibilité de la France vis-à-vis de ses partenaires européens et de celle du gouvernement à dix-huit mois de l'élection présidentielle.

« Aussi longtemps que durera la crise, nous serons là »

Las, le démarrage poussif de la campagne de vaccination s'ajoutant à l'irruption de variants qui relancent l'épidémie et à des reconfinements dans plusieurs pays d'Europe empêchent de tourner la page. La croissance va rester atone au moins jusqu'à l'été, et les [mesures de soutien aux secteurs sinistrés](#) (restaurants, bars, événementiel, etc.) ne sont pas près d'être levées. Conséquence : la dette de la France pourrait bien continuer de gonfler jusqu'en 2022. « *Aussi longtemps que durera la crise, nous serons là* », a encore assuré le locataire de Bercy mercredi 27 janvier devant les sénateurs.

Et alors ? s'interrogent de plus en plus d'experts. Les taux d'intérêts sont historiquement bas, en raison d'un surplus d'épargne privée très important dans le monde. En France, les classes moyennes et moyennes supérieures ont largement gonflé leurs bas de laine depuis le premier confinement.

S'endetter ne coûte plus rien, cela peut même permettre à l'Etat de s'enrichir, avancement, un rien provocateurs, [les économistes de l'OFCE](#), un cercle de réflexion d'inspiration keynésienne. Ils suggèrent rien de moins que doubler le plan de relance, en mettant 100 milliards d'euros de plus sur la table. Ils ne sont pas les seuls : à droite comme à gauche, des voix s'élèvent pour réclamer plus de dépenses, plus d'investissements, afin de doper une économie mise sous cloche depuis dix mois

« Je pense (...) que le niveau d'endettement devrait rester soutenable pendant longtemps. Il faut surtout retenir qu'il n'y a pas de niveau de dette magique », a indiqué aux [Echos](#), mercredi 27 janvier, Olivier Blanchard, l'ancien chef économiste du FMI qui doit remettre prochainement à l'Elysée un rapport sur la manière de relever les « grands défis économiques » des prochaines années (climat, inégalités, vieillissement...).

« La condition de cet endettement supplémentaire est son acceptabilité politique, sociale, européenne, et non sa faisabilité économique », assure, de son côté, Xavier Ragot, le président de l'OFCE. Autrement dit, l'exécutif a beau s'entourer de spécialistes pour tenter de déterminer une stratégie de redressement des comptes publics, la gestion de la dette relève avant tout de choix de gouvernement. L'épineuse question d'un « bon » niveau de dette – sa « soutenabilité » dans le jargon budgétaire – ne repose pas sur un chiffre absolu, mais sur une stratégie politique.

Même la très rigoriste Allemagne est agitée par ces soubresauts à huit mois des élections législatives. Les propos du bras droit d'Angela Merkel, mardi, [appelant à s'affranchir durablement des règles de discipline budgétaire](#) ont déclenché une controverse.

La France ne pourra donc pas s'exonérer d'un débat sur le sujet dans la campagne présidentielle à venir. Une partie de l'opposition, à droite comme à gauche, pousse déjà en ce sens, y voyant un angle d'attaque à la fois symbolique et parlant pour les Français.

« On a besoin de politiser le sujet de la dette Covid, plaide Aurélien Pradié, le secrétaire général du parti Les Républicains. *Le gouvernement passe son temps à expliquer qu'il n'y a pas d'argent magique et tout à coup il y en a. On ne s'en sortira pas sans une grande explication démocratique.* » Pour le numéro trois du parti, « on peut imaginer restructurer une partie de la dette par la BCE [Banque centrale européenne], sous forme de dette perpétuelle, isoler une partie ou l'effacer ». Annuler la dette, c'est aussi l'idée sur laquelle surfent Arnaud Montebourg ou Jean-Luc Mélenchon.

Les économistes ne sont guère de cet avis : si la marge de manœuvre budgétaire dont dispose le pays est aujourd'hui confortable, envisager une annulation romprait la confiance avec les créanciers. Pour Olivier Blanchard, c'est « une idée idiote », pour Xavier Ragot c'est « jouer avec le feu ». Encore faudra-t-il être capable de l'expliquer et de le faire accepter aux Français.

**Kamel Daoud :**

## « La France a tout pour inventer l'avenir de l'islam »

**TRIBUNE** Kamel Daoud Ecrivain

La réforme de l'islam étant actuellement impossible dans les pays musulmans, ce qui se passe en France, à travers la charte des imams, peut offrir un modèle « universel » et une chance pour cette religion de se libérer des conservatismes, estime, dans une tribune au « Monde », l'écrivain Kamel Daoud.

Publié 29/1 à 06h00, mis à jour à 06h00 Temps de Lecture 4 min.

**Tribune.** Le protestantisme est né en Allemagne, pas au Vatican. Et si la très attendue réforme de l'islam venait de France et non des pays musulmans ? L'Hexagone a tout pour inventer l'avenir de cette confession : une communauté musulmane importante, une crise profonde des identités en confrontation, le martyre causé par le terrorisme, un statut de cible de l'internationale des radicaux et un Etat qui veut sortir de la culpabilité et de l'amnésie coloniale.

En face, la réforme de l'islam s'avère impossible dans les pays musulmans à cause du manque de liberté, de soutien et de sécurité pour les progressistes et les penseurs divers. Ce qui se passe en France est donc une chance pour cette religion. Bien que la [naissance laborieuse du Conseil des imams français](#) paraisse secondaire dans le contexte des crises sanitaire et économique actuelles, cela n'enlève rien à l'enjeu.

Si un islam français et républicain, entre pressions et négociations, est enfin rendu possible, la France n'en sera pas l'unique bénéficiaire. Tous les pays où cette question constitue un enjeu pourront s'en inspirer. L'islam français ne sera pas seulement français. Il sera, comme la Révolution, une possibilité « universelle », une solution envisageable pour tous, un cas d'école. Au risque d'être accusé d'exagération, on peut tout de même l'affirmer.

La preuve ? Il faut vivre dans un pays musulman et lire, assis chez soi, à l'ombre des orthodoxies sévères et des lois punissant l'apostasie, les bribes publiées sur [la future charte des imams](#).

### Respect de la République

Les représentants de l'islam de France y affirment leur volonté, au moins formelle, de veiller à ce que cette religion respecte la République, la force et l'esprit de ses lois, l'égalité hommes-femmes, le droit à l'altérité et à la différence. Il s'agit là d'une formulation osée, loin de ce qu'on désigne comme « l'islam des territoires et des caves », à l'opposé de l'islam figé par les radicalités et les conservatismes dans beaucoup de pays musulmans.

Cette « compatibilité », j'en rêverais pour le pays où je vis : voir cette religion accorder la primauté à l'humain et non au divin, voir enfin ses « élites » se faire les avocats de la liberté de conscience et non d'un califat fantasmé, démontrer aux miens qu'il est possible de vivre sa foi sans tuer le droit à la différence ou supprimer des vies.

Anecdotique, coupée des réalités, inefficace sur le terrain : sur la charte des imams, on peut certes multiplier les réserves à l'envi. Il n'en reste pas moins vrai que « c'est dit » et que cette déclaration de bonne volonté,

si elle ne change pas le monde, permet au moins de voir qui se range du côté de la République et qui se range contre elle.

Si la France réussit à mener à bien la réforme, les penseurs libéraux du « Sud », aujourd'hui isolés et menacés, se sentiront beaucoup moins seuls. Un modèle pourra être proposé pour illustrer la possibilité d'un islam sans guerre sainte ni décapitations, sans arnaques victimaires ni délires de reconquête.

## Attaques des décoloniaux

Des imams soumis à la loi française ? Il faut d'ores et déjà s'attendre à trois attaques. Celle des décoloniaux en général, car il est « interdit » de décoloniser l'islam, de le dissocier de la mémoire culpabilisante de la colonisation – et de la rente qu'elle assure. Vieille antienne que celle de présenter l'islam comme la propriété des victimes de la colonisation et de dénier par conséquent toute possibilité de réflexion sous peine d'être accusé d'agression, d'islamophobie ou d'intelligence avec l'ennemi colonisateur.

Dans la perpétuelle guéguerre entre les différentes factions de l'islam français, chacune sous l'emprise d'un pays décolonisé, les tentatives opérées depuis Alger, Rabat ou Tunis pour garder des leviers d'influence ne sont pas les seules choses à craindre. Il y a aussi cet a priori que l'islam est la religion des victimes de la colonisation. Un islam de France ne peut naître si on ne coupe pas ce lien. Il faut donc replacer la religion musulmane dans son universalité, pour permettre à ses croyants de vivre leur foi sans en faire une collection de stigmates.

Viendra ensuite l'attaque de ceux qui nourrissent l'idée que l'islam est une religion « externe » à la France, contraire à la francité. Un a priori qui met à mal l'intégration, en assignant les musulmans à leur statut d'étrangers : l'islam n'est pas français, vous ne l'êtes donc pas et ne le serez jamais.

## Faire oublier le présent

Restent enfin les attaques des pays tiers – Etats embusqués, comme la Turquie d'Erdogan, les principautés du Golfe ou les pays du Maghreb qui exacerbent la mémoire pour faire oublier le présent. Car un islam français et républicain empêchera le califat d'Istanbul de donner libre cours à sa vocation expansionniste, et le privera d'un ennemi idéal pour étayer sa théorie de la persécution universelle des musulmans.

Pour ces raisons et pour d'autres, il faut imposer ce Conseil des imams, cette « réforme » – fût-elle lointaine et bureaucratique –, favoriser la naissance de ce clergé autochtone et défendre la primauté de la République sur les cultes. Il faut « libérer » l'islam, paradoxalement, de ceux qui veulent le soumettre à leurs désirs, à leurs mémoires, à leurs blessures ou à leurs calculs.

Au « Sud », cela nous aidera à libérer cette religion de ceux qui l'ont « privatisée » et à prouver qu'il est possible de la vivre sans risquer les tribunaux pour hérétiques, traîtres et espions à la solde de la colonisation. La France, pour en avoir souffert, peut aujourd'hui offrir au « Sud » musulman, comme aux pays de l'Occident confrontés à ces questions, la solution la plus pertinente. Un coup de balai dans les temples trop chargés de reliques, de faux pauvres, de rentiers de la mémoire et de sournois prêcheurs de haine.

Car si l'islam est déclaré compatible au « Nord », une solution est possible au « Sud ». Faute de mieux, on peut se permettre d'être enthousiaste, sans pour autant fermer les yeux sur les difficultés.

# Wenn Vergewaltigung kein Verbrechen mehr ist

Stand: 28.01.2021 | Lesedauer: 4 Minuten

Von Khulud Alharthi



Es sei eine erschreckende Vorstellung, dass es noch immer Frauen auf der Welt gibt, die nicht frei über ihren Körper bestimmen können, meint Khulud Alharthi

In der arabischen Gesellschaft müssen Frauen beim Sex ihrem Ehemann immer zu Willen sein – ohne Rücksicht auf die eigenen Gefühle. Die Scharia lehrt sie, dass ihr eigenes Verlangen keine Rolle spielen darf.

Laut einem Bericht der Vereinten Nationen haben 35 Prozent aller Frauen weltweit Gewalt, auch sexuelle, von einem Partner oder von jemand anderem erlebt. Jede zehnte – 120 Millionen Frauen – wurde von ihrem Ehemann oder einem ehemaligen Partner zum Geschlechtsverkehr gezwungen.

Vergewaltigung, also nicht-einvernehmlicher Geschlechtsverkehr, in der Ehe ist eine Form der häuslichen Gewalt und ein weitverbreitetes Phänomen. In Bahrain zum Beispiel macht erzwungener Sex in der Ehe 72 Prozent aller Formen sexueller Gewalt gegen Frauen aus, Vergewaltigung durch fremde Personen 19 Prozent.

Eine der größten Herausforderungen für arabische Feministinnen ist es, die Gesellschaft über den Begriff sowie das Konzept der ehelichen Vergewaltigung aufzuklären. Sie existiert in vielen Formen: Androhung oder Anwendung von körperlicher Gewalt, um Geschlechtsverkehr zu erzwingen, Freiheitsberaubung bei Verweigerung, Geschlechtsverkehr bei Nicht-Bewusstsein, grundlegende Bedürfnisse des Lebens nur im Austausch gegen Sex. Manchmal wirkt der Versuch, Männer von der Notwendigkeit des Einvernehmens bei sexuellen Aktivitäten zu überzeugen – auch innerhalb der Ehe – schier aussichtslos.

In der arabischen Gesellschaft ist die Zustimmung mit der Unterzeichnung der Heiratspapiere hinreichend gegeben. Von Frauen wird erwartet, dass sie Sex mit dem Partner haben – ohne Rücksicht auf ihre eigenen Gefühle oder Wünsche. Zwar gilt Vergewaltigung in vielen Ländern grundsätzlich als abscheuliches Verbrechen und zieht hohe Strafen nach sich. Doch sobald man „in der Ehe“ hinzufügt, ist Vergewaltigung keine Straftat mehr.

Als ich noch in Saudi-Arabien war, sah ich eine Fernsehsendung, in der sich Leute telefonisch nach religiösen Gesetzen erkundigten und Rat suchten. Eine Frau erzählte, dass sie manchmal trotz seines Beharrens keinen Sex mit ihrem Partner haben möchte und fragte, wie die Anwendung des Scharia-Rechts in diesem Fall aussieht. Wie ich erwartet hatte, wurde ein Hadith zitiert: „Wenn ein Mann seine Frau in sein Bett ruft und sie sich weigert und ihn im Zorn schlafen lässt, verfluchen sie die Engel, bis der Morgen kommt.“ (Sahih al-Bukhari, Buch 59, Hadith 48).

In diesem Moment dachte ich: Wie können diese Religion und diese Männer es wagen, Frauen das Recht zu verweigern etwas abzulehnen, das ihren eigenen Körper betrifft? Ich wurde damals wütend und werde es bei der Erinnerung daran jedes Mal wieder.

### **Die größte Sorge war die Sünde**

Die Scharia hat Frauen davon überzeugt, dass ihr eigenes Verlangen keine Rolle spielt und die Frage ihrer Zustimmung zum Sex bedeutungslos ist. Außer im Falle von Krankheit oder eingeschränkter körperlicher Fähigkeit müssen Frauen ihrem Partner jederzeit zu Willen sein, andernfalls wird sie der Zorn Allahs ereilen.

Ein großer Teil der Frauen lebt in konservativen Familien und darf nicht über sexuelle Beziehungen sprechen, da das Thema als Tabu gilt. Ich erinnere mich daran, wie einmal eine meiner Verwandten mit ihrem Baby im Arm zu Besuch kam. Sie wirkte an diesem Tag ein wenig nervös. Sobald sie sich hingesetzt hatte, fragte sie meine Mutter, ob es eine Sünde wäre, dass ihr Mann während des Fastens im Ramadan Sex mit ihr hatte, was im Islam verboten ist.

Sie sagte: „Ich wollte keinen Sex, aber er hat mich gezwungen. Weißt du, Männer sind manchmal wie Tiere – wenn es um Sex geht, kann man sie nicht aufhalten.“ Ihre größte Sorge war nicht die Vergewaltigung an sich, sondern die Angst davor, eine Sünde begangen zu haben. Ihre Worte verstärkten meine Zweifel an der Institution Ehe, aus der sich viele Frauen oft nur schwer lösen können.

Meine Freundin, die sich nach langem Kampf von ihrem Mann scheiden ließ, erzählte mir einmal: „Ich bin oft durch Penetration aufgewacht und habe mich dabei wie ein Objekt gefühlt. Er hat überhaupt keine Rücksicht darauf genommen, dass ich gar nicht wach war. Es fühlte sich weder liebevoll noch sicher an.“ Das letzte Mal zwang ihr Mann sie zum Sex, als sie im sechsten Monat schwanger war. Das führte zu einer Frühgeburt, bei der ihr Baby gesundheitlichen Schaden nahm.

Es ist eine erschreckende Vorstellung, dass es noch immer Frauen auf der Welt gibt, die nicht frei über ihren eigenen Körper bestimmen können und darunter leiden. Noch erschreckender ist die Tatsache, dass wir schon einen so langen Weg im Kampf für Menschenrechte zurückgelegt haben – und trotzdem noch immer jeden Tag Frauen auf schrecklichste Art und Weise vergewaltigt werden.